Bayern als Königreich 1806 [i.e. achtzehnhundertsechs]-1906 [i.e. ...

Theodor Bitterauf

Prinzregent Luitpold.
Gemälde von Franz von Stuck.
(Aus Franz Hanfstaengls Porträt-Kollektion.)

Bayern als Königreich

1806—1906

Hundert Jahre vaterländischer Geschichte

von

Theodor Bitterauf

[illegible]

München 1906
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

[illegible]
[illegible] Stud.
[illegible] Kollektion.

Bayern als Königreich

1806—1906

Hundert Jahre vaterländischer Geschichte

von

Theodor Bitterauf

Mit Abbildungen

München 1906
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorbemerkung.

Die vorliegende Arbeit verdankt ihre Entstehung einer Anregung meines hochverehrten Herrn Verlegers, dessen Wünsche für die Anlage des Ganzen und für die Textgestaltung mehrfach in Einzelfragen zu berücksichtigen waren. Der Charakter des Buches als populäre Gelegenheitsschrift schließt es aus, den Fachgenossen die Kontrolle durch Beigabe der benutzten Hilfsmittel zu ermöglichen. Doch wird der Kundige bei aller Abhängigkeit von den Quellen mehrfach auch Ansätze zu einem eigenen Urteil und sorgfältige Spezialstudien wahrnehmen.

C. B.

Für die Auswahl der Abbildungen trägt die Verlagshandlung die Verantwortung. Es ist ihr eine angenehme Pflicht, in erster Linie den Herren Beamten des Museums der Graphischen Künste, insbesondere Herrn Direktor Dr. Heinrich Pallmann, sowie den Herren Dr. Graf Pückler-Limpurg und Dr. Weigmann, zu danken für wertvolle Beratung und vielfältige Mühewaltung. Die Nachbildung der Blätter aus dem König-Ludwig-Album erfolgt mit besonderer Erlaubnis der Vermögensverwaltung Sr. Majestät des Königs Otto. Mit dem Dank an diese hohe Stelle verbindet die Verlagshandlung denjenigen an die Herren Professoren F. A. v. Kaulbach, Franz v. Stuck, Wilhelm Räuber, ferner an die Verlagsanstalten Franz Hanfstängel und Fr. Bruckmann, welche die Reproduktion wichtiger Porträts zu bewilligen die Güte hatten. Endlich schuldet sie noch Herrn Landtagsarchivar Regierungsdirektor v. Hertlein Dank für die Überlassung der Erklärungstafel zu dem Bilde der Abgeordnetenkammer vom Jahre 1868.

Die Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Erstes Kapitel. Max Josephs erste Regierungsjahre. Gründung des Königreichs	4
Zweites Kapitel. Königreich und Rheinbundstaat	19
Drittes Kapitel. Die Befreiungskriege. Bundesstaat und Verfassungsstaat	42
Viertes Kapitel. Ludwig I. als Landesvater	58
Fünftes Kapitel. Ludwig I. und die deutsche Kunst	83
Sechstes Kapitel. 1848. Das soziale Königtum Maximilians II.	101
Siebentes Kapitel. Max II. und die deutsche Wissenschaft	126
Achtes Kapitel. Ludwig II. und die deutsche Frage	142
Neuntes Kapitel. Ludwig II. in seinem Lande und im Reich der Ideale	171
Zehntes Kapitel. Die Regentschaft	189
Personenregister	195

Verzeichnis der Abbildungen.

Seite

1. **Prinzregent Luitpold**, nach dem Gemälde von Franz von Stuck. Titelbild.
2. **Rückzug aus Rußland**, nach dem Gemälde von Albrecht Adam . . . 40
3. **Paris kapituliert 1814**, nach der Ölskizze von Hugo Diehl 48
4. **Montgelas**, nach dem Gemälde von C. Heuß. **Lerchenfeld**, nach dem Gemälde von Karl Brulow 50
5. **Eröffnung der ersten Ständeversammlung 1819**, nach der Lithographie von D. Quaglio 54
6. **König Maximilian Joseph I.**, Kupferstich von C. E. Heß nach dem Gemälde von J. Stieler 56
7. **König Ludwig I.**, nach der Lithographie von G. Bodmer 58
8. **Prozession auf dem Marienplatz 1850**, nach dem Aquarell von T. Böhme 74
9. **Abschied des Königs Otto von Griechenland**, nach der Zeichnung von Ph. Foltz 76
10. **von der Tann schlägt die Dänen 1848**, nach dem Aquarell von F. Diez 78
11. **Die deutschen Künstler in Rom**, nach der Zeichnung von Schnorr von Carolsfeld 86
12. **Villa Malta zu Rom**, nach dem Gemälde von D. Quaglio 88
13. **Der Guß der Bavaria**, nach dem Gemälde von W. Kaulbach 90
14. **König Ludwig I., dem Kunstbeschützer**, nach der Zeichnung von P. Herwegen 98
15. **Scheibenschießen im Gebirge**, nach der Zeichnung von D. Quaglio . . 100
16. **Kronprinz Maximilian und Kronprinzessin Maria**, nach der Zeichnung von E. Correns 106
17. **Liebig**, nach dem Gemälde von W. Trautschold. **Pettenkofer**, nach dem Gemälde von F. A. von Kaulbach 134
18. **König Maximilian II.**, nach photographischer Aufnahme 140
19. **König Ludwig II.**, nach photographischer Aufnahme 142
20. **Die Minister Fürst Hohenlohe und Freiherr von Lutz**, nach photographischen Aufnahmen 154
21. **Die Kammer der Abgeordneten 1868**, nach photographischer Aufnahme . 158
22. **Die Generale von der Tann und Hartmann**, nach photographischen Aufnahmen 164
23. **Das Erste Bayerische Armeekorps bei Wörth**, nach dem Gemälde von F. Bodenmüller 166
24. **Richard Wagner**, nach dem Gemälde von Franz von Lenbach. **Franz von Lenbach**, Selbstporträt 180
25. **Prinzregent Luitpold zu Pferde**, nach dem Gemälde von Wilhelm Räuber 188
26. **Prinzregent Luitpold in Jagdkostüm**, nach dem Gemälde von Paul Wagner 190
27. **Prinzessin Auguste mit dem kleinen Prinzen Ludwig**, nach der Zeichnung von F. N. Heigel 192
28. **Vier Generationen im bayerischen Königshause**, nach photographischer Aufnahme 194

Bayern als Königreich

Einleitung.

Gemessen an der ruhmvollen Vergangenheit des bayerischen Fürstenhauses bilden die hundert Jahre, die am 1. Januar 1906 voll geworden sind, seitdem Bayern zum Königreich erhoben wurde, nur eine kurze Spanne Zeit. Denn eher als die Kapetinger, die Welfen, die Askanier, die Hohenzollern, die Habsburger sind die Wittelsbacher in die Geschichte eingetreten. Sie haben dem römisch-deutschen Reiche drei Kaiser, Schweden seine glänzendsten Herrscher, Ungarn, Dänemark, Böhmen und Griechenland Könige gegeben ohne der zahlreichen wittelsbachischen Fürstinnen zu gedenken, die europäischen Thronen zur Zierde gereichten. Auch die in der Heimat regierenden Fürsten haben nicht bloß in Max Emanuels Zeiten die Hand nach einer Königskrone ausgestreckt. Die Erhebung des Kurfürsten Max Joseph IV. zum König von Bayern ist weit mehr der Schlußstein wenig durchforschter, aber tatsächlich vorhandener Bestrebungen, die ein Jahrhundert umspannen, als ein Ausfluß der Geberlaune des korsischen Eroberers.

Das Land selbst, das seit mehr als achthundert Jahren in guten wie in bösen Tagen mit den Wittelsbachern aufs engste verwachsen ist, hat nur einmal im Laufe der Geschichte, in den Zeiten der Karolinger, zu einer fremden Dynastie als seinem Königshause aufgeblickt. Denn der langobardische Geschichtschreiber Paulus Diakonus ist im Irrtum, wenn er die Agilulfinger als Könige bezeichnet, und nur eine unzulässige Auslegung einer Urkunde des Luitpoldingers Arnulf konnte zu der Meinung führen, er habe sich selbst den Königstitel beigelegt. Wohl aber heißt der Enkel Karls des Großen, Ludwig, bald der Deutsche, bald der Bayer;

denn König der Bayern und König der Deutschen war nach dem Vertrag von Verdun dieselbe Sache. Diese historische Begründung wurde freilich in der Proklamation unterlassen, in der Max Joseph am 1. Januar 1806 seinem Volke nur verkündete, es sei „durch die Vorsehung Gottes" dahin gediehen, „daß das Ansehen und die Würde des Herrschers in Bayern seinen alten Glanz und seine vorige Höhe zur Wohlfahrt des Volkes und zum Flor des Landes wieder erreichte". Das ganze Mittelalter hindurch stand das Bayernvolk als Kulturträger in der vordersten Reihe der deutschen Stämme. Die Christianisierung und Kolonisierung von Kärnten und Steiermark, der Ostmark, Ungarn und Böhmen ist sein Werk; das größte Nationalepos der Deutschen, das Nibelungenlied, ist auf bayerischem Boden erwachsen; der Dichter des Parzival, Wolfram von Eschenbach, nennt sich selbst einen Bayern, und der bedeutendste aller höfischen Lyriker, Walther von der Vogelweide, ist wahrscheinlich ein Sproß des bayerischen Stammes. In dem mächtig emporstrebenden Bürgertum der bayerischen Städte fand Architektur und Plastik hervorragende Pflege; das bedeutendste Denkmal gotischen Stils im altbayerischen Stammesgebiet ist der Regensburger Dom.

Freilich, die Erhebung der Ostmark zu einem selbständigen Herzogtume unter Friedrich Barbarossa hat die Einheit der Stammesgeschichte zerstört, indem sie eine Rivalität begründete, die das Mutterland später wiederholt in seiner Existenz bedrohte. Die Erstarkung der territorialen Fürstengewalt führte wie in ganz Deutschland so auch in Bayern zu einer Schwächung nationalen Empfindens, und die Reformation vollends hat eine Kluft aufgerissen, die bis heute nicht geschlossen ist. Wie für ganz Deutschland in der größten Erschütterung, welche das Volk seit den Tagen der Völkerwanderung erlebte, die Stellungnahme Karls V. zu den religiösen Streitigkeiten entscheidend wurde, so war es nur der Gesinnung seiner Fürsten zu danken, daß die neue Lehre an den Grenzen Bayerns Halt machte. Doch entsprach die Entscheidung der Herzöge auch dem bayerischen Volksgeist, dessen Begabung in erster Linie auf künstlerischem Gebiete liegt, und dessen Eigenart weder die nüchterne Lehre Luthers noch die prunklose Gestaltung des protestantischen Kultus befriedigte. Luthers größter Gegner ist der Ingolstädter Professor Johann Maier, genannt Eck, wenn er auch dem niedersächsischen Bauernsohn nicht in jeder Beziehung gewachsen war. In zwei wittelsbachischen Fürsten, die sich in dem welthisto-

rischen Ringen zwischen Union und Liga feindlich bekämpften, haben die religiösen Gegensätze dann ihren sichtbaren Ausdruck gefunden; aber wenn Bayerns großer Kurfürst Max I. für die katholische Weltmacht des Hauses Österreich die schwersten Opfer brachte, so ist er doch zugleich derjenige Reichsstand gewesen, der sich der Abtretung des Elsasses am längsten widersetzt hat, der ein Bündnis mit Frankreich nur deshalb ausschlug, weil er es für unvereinbar mit seinen Pflichten gegen Kaiser und Reich hielt. Sein Sohn Ferdinand Maria konnte dieser Verlockung freilich nicht lange mehr widerstehen, und so beschritt er eine für seine Nachfolger verhängnisvolle Bahn; allein hatten etwa die protestantischen Fürsten im Streit gegen Karl V. Bedenken getragen, so undeutsche Politik zu treiben? Zu offenem Kampfe schritt Max Emanuel und sein Bruder Joseph Clemens im Bunde mit Versailles gegen das Kaiserhaus erst, als er seine Verdienste im Türkenkrieg nicht anerkannt sah. Schon Urban VIII. hatte im Lauf des dreißigjährigen Krieges daran gedacht, die Kaiserkrone an das Haus Bayern zu bringen; Ferdinand Maria verzichtete noch in kluger Selbstbeschränkung auf eine Würde, der sein Haus nicht gewachsen war. Erst als die ganze wittelsbachische Macht unter französischem Einfluß in der Hausunion von 1724 sich vereinigt hatte, konnte Karl Albert dem Gemahl der Maria Theresia die Kaiserkrone streitig machen. Man weiß, mit welchem traurigen Erfolg.

Diese unglückliche äußere Politik des Herrscherhauses machte dem verarmten und immer wieder von feindlichen Invasionen bedrohten Lande die Folgen der Reformation erst recht fühlbar. Noch im sechzehnten Jahrhundert konnte Bayern den Vergleich mit allen anderen deutschen Territorien recht wohl aufnehmen. Die Fürsorge Maximilians I. für die Ordnung des Staatshaushaltes, Hebung des Beamtentums, für das gesamte Wirtschaftsleben wie für Wissenschaft und Kunst selbst in Kriegszeiten ist erstaunlich. Aber der Träger des individualistischen Geisteslebens seit der Reformation war das Bürgertum der Städte, und das Fehlen dieser Brennpunkte geistiger Anregung wurde dem vorwiegend agrarischen Kurstaate immer fühlbarer. Trotzdem fehlt es auch im achtzehnten Jahrhundert nicht ganz an nationalen Regungen und entscheidenden geistigen Taten. Die Gründung der Münchener Akademie der Wissenschaften 1759 durch Max Joseph III. hätte noch größeren Segen gebracht, wenn unter seinem Nachfolger Karl Theodor nicht wieder mit Pater Frank und Lippert die Reaktion zu Worte gekommen wäre. Die

Ickstadt, Westenrieder, Heinrich Braun, Weishaupt u. a. ließen sich durch nichts von jener heilbringenden Kulturarbeit abschrecken, die Döllinger mit dem Schaffen der Ansiedler im transatlantischen Westen vergleicht, die mit der Axt das Gestrüpp des Urwaldes lichten, um endlich mit der Saat beginnen zu dürfen, und von dem dunklen Hintergrunde hebt sich um so glänzender die Lichtgestalt der Herzogin Maria Anna ab, die in ihrem ganzen Leben unausgesetzt an der Erhaltung des Landes arbeitete und schon eine Vorahnung hatte von Preußens künftigem Berufe.

So lösten sich in Bayern Aufklärung und Reaktion, Fortschritt und Stehenbleiben, Perioden reichstreuen Empfindens mit solchen unnationaler Verbindung mit dem Auslande wechselseitig ab. Wer wollte heute im Ernste jene „guten alten Zeiten", die letzten Jahrhunderte des alten römischen Reiches deutscher Nation, zurückwünschen, da der Schwache die Beute des Starken ward und Deutsche auszogen, Deutsche zu unterjochen? Für Schiller war das alte Reich bereits ein „sturzdrohendes Haus", für Hegel „ein Staat in Gedanken und kein Staat in Wirklichkeit", noch ehe Kaiser Franz II. die deutsche Krone niederlegte. Die Zerbrechung der Form „mit weiser Hand, zur rechten Zeit", die Gründung der politischen Einheit in Bayern wie in den anderen Kleinstaaten war der erste Schritt zur Besserung. Gewiß ging es bei den Reformen Max Josephs I. ohne Gewalt nicht ab und manche berechtigte Interessen einzelner mußten dem Wohle der Gesamtheit geopfert werden; aber — so sagt der Venetianer Sanudo: Wie es kein Geld gibt in voller Reinheit, so gibt es auch keine Regierung, der nicht irgend eine Usurpation anhaftet. — Während der preußische Staat in hundert Jahren mit den polnischen Gebieten nicht fertig wurde und die ihm später zugefallenen Welfen nicht zu versöhnen vermochte, fühlen sich heute Franken, Pfälzer und Schwaben als ebenso treue Untertanen ihres Herrscherhauses wie die Altbayern. Es wird die Aufgabe dieser Schrift sein, zu zeigen, wie uns dann König Ludwig I. als Mäcen der Künstler und König Max II. als Beschützer der Gelehrten ein mächtiges Stück weiter geführt hat, bis wir unter dem hochgesinnten Ludwig II. die nationale Einheit errangen und unter der milden Regentschaft des Prinzen Luitpold einen ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwung nahmen.

Erstes Kapitel.

Max Josephs erste Regierungsjahre. Gründung des Königreiches.

Am Ausgange des Mittelalters hat der Vater der bayerischen Geschichte, Aventin, eine klassische Charakteristik seines Volksstammes entworfen: „Das bairische Volk ist geistlich, schlecht und gerecht; es geht und läuft gerne auf Kirchfahrten, zu denen es auch reichlich Gelegenheit hat, und legt sich mehr auf den Ackerbau und das Vieh, als auf den Krieg, dem es nicht nachläuft .... Der Kaufmannschaft achtet es nicht, und wie Kaufleute selten zu ihm kommen, sind im Lande selbst wenige, die großen Handel treiben. Tag und Nacht sitzt der gemeine Mann beim Trunk, schreit, singt, tanzt, kartet, spielt, hält große und überflüssige Hochzeit, Totenmahl und Kirchtag. Aber er ist ehrlich und unsträflich, gereicht keinem zum Nachteil, kommt keinem zum Übel." Weniger derb klingt der Ausspruch des Historikers Johannes von Müller: „Bayern ist ein Land reich an Korn und Salz, an den unentbehrlichsten Lebensmitteln, ein Volk voll Nationalgefühl, verständig, wenn es denken darf, beharrlich und zu allem fähig, wenn ihm wohl vorgeleuchtet wird." Haben die Worte Aventins ihre Richtigkeit behalten bis zum Tode Karl Theodors, so liegt in den Worten des Schweizer Historikers die Zukunft des bayrischen Stammes angedeutet, die ihm durch Max Joseph gewiesen ward. Denn die Regierung des ersten Königs ist der Markstein, der das neue Bayern vom alten trennt.

Vor dem Regierungsantritt des Hauses Pfalz-Zweibrücken trug in dem alten Herzogtum Bayern den Kurhut ein Fürst ohne Nachkommen, dem die Versorgung seiner natürlichen Kinder wichtiger war als das Wohl seines Landes, dessen Hinscheiden von manchen seiner Untertanen bejubelt

wurde. Als dagegen Max Joseph nach ruhmreicher Regierung im Jahre 1825 starb, trauerte das ganze bayerische Volk um seinen König, unter dem das Reich auf den dreifachen Umfang seines ehemaligen Bestandes angewachsen war, und dieser Mehrer des Reiches, der selbst die Freundschaft der größten Monarchen und die Verehrung von ganz Europa genoß, war zugleich der Begründer eines blühenden Herrscherhauses, dessen Mitglieder, reich an Tugenden und ein erhabenes Beispiel für das ganze Volk, von allen geliebt wurden. 1799 bildeten in den Herzogtümern Bayern und Neuburg die Landstände, in denen die Bauernschaft nicht vertreten war, eine sich selbst erneuernde Oligarchie, deren Vollmacht seit 1675 erloschen war. Da die Befugnisse der Regierung und der Landschaft durch keine festen Bestimmungen geregelt waren, herrschte in der Einbringung der Anlagen Willkür. Adel und Geistlichkeit, die privilegierten Stände, besaßen allein 15—16000 Höfe, 6000 gehörten der kurfürstlichen Kammer, nur 7000 wurden von ihren Besitzern bewirtschaftet. Die Bauernschaft seufzte in Leibeigenschaft oder unter dem Drucke ungemessener Frohnden. Städte im eigentlichen Sinne gab es nicht. Auch die Gewissen waren geknechtet. Da gab die Verfassung von 1818, nach welcher jede neue Auflage an die Zustimmung der allgemeinen Volksvertretung gebunden war, allen Untertanen Gleichheit vor dem Gesetze, allen Bayern gleiches Recht zu sämtlichen Staatsstellungen, Sicherheit der Person und des Eigentums, Aufhebung und Beschränkung aller Sonderrechte, Gleichstellung der christlichen Konfessionen, Gewissensfreiheit. Die Verwaltung, die früher durch die große Zahl in ihren Kompetenzen kollidierender Kollegien und die Verschiedenheit der Rechte und Gewohnheiten in den einzelnen Bezirken erschwert war, wurde nun unter Zugrundelegung einer neuen Kreiseinteilung wesentlich vereinfacht. Die Ämter, die ehedem nach oberflächlicher Prüfung durch Kauf und Gunst, Anwartschaften und Heiraten vergeben wurden und zu Pfründen für den Adel, oft auch für Frauen geworden waren, wurden nunmehr nach Maßgabe persönlicher, auf Grund eines strengen Konkurses erworbener Befähigung in der Ordnung des Dienstalters durchlaufen; eine verfassungsmäßige Dienstpragmatik verhinderte willkürliche Entlassungen, und Besoldung und Pensionswesen wurden liberal, aber gerecht geordnet. Trotz Kreittmayrs im ganzen vortrefflicher Gesetzgebung herrschte im alten Herzogtume eine Kabinettsjustiz mit schlep-

pendem Rechtsgang, Geheimhaltung der Entscheidungsgründe und häufiger Anwendung der Folter. Das Königtum aber ließ in dem König den Quell aller Gerichtsbarkeit erkennen, sorgte für Unabhängigkeit der Richter und Verbesserung des Advokatenstandes. Der allgemeinen Unsicherheit auf den Straßen, dem Bettel und Müßiggang steuerte nun eine vernünftig gehandhabte Polizei; Augsburg, Nürnberg, Memmingen, Lindau, Hof, Schwabach und andere Handels- und Industriestädte hoben den Reichtum des Landes. Konnte am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts in manchen Bezirken unter 200 Menschen kaum einer lesen, so wurde nun Land- und Mittelschulen besondere Aufmerksamkeit gewidmet. An Stelle der altbayerischen Jesuiten-Universität Ingolstadt traten 3 bayerische Hochschulen, Landshut, Würzburg und Erlangen, in gegenseitigen Wettstreit. Hatte früher Bayern durch Aberglauben und Intoleranz, Unwissenheit des Klerus (trotz rühmlicher Ausnahmen!) und Veräußerlichung der Religion sich den Namen des deutschen Spanien erworben, so genossen in dem neuen Königreiche fortan die Angehörigen der drei christlichen Kirchengesellschaften gleiche bürgerliche und politische Rechte. Im Heerwesen war eine Armee von 60000 Mann an die Stelle von einer 10000köpfigen übel organisierten Truppenmasse getreten und die Landwehr zählte 400000 Mann; ein allgemeines Konskriptionsgesetz bedeutete dem alten Werbungssystem und den Land-Kapitulanten gegenüber für jene Zeit immerhin einen bedeutenden Fortschritt. Im internationalen Verkehr war Bayern nun ein wohl arrondierter souveräner Staat, während früher seine Ländereien, solange es noch im Reichsverbande sich befand, von Tirol bis Bergen op Zoom zerstreut lagen.

Am Ende einer Zusammenstellung aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums, in der er den Zustand von 1799 mit dem von 1824 vergleicht, konnte Freiherr von Aretin damals mit Recht ausrufen: Wo zeigt die Geschichte fünfundzwanzig Jahre wie diese? Es wäre freilich verkehrt, wollte man für alles Unglück im alten Bayern Karl Theodor verantwortlich machen, der in München aus Sumpfland und Wildnis den englischen Garten erstehen ließ, Mozart zu seiner Oper Idomeneo veranlaßte und durch die Blüte des Mannheimer Theaters, die in seine Regierungszeit fällt, für die deutsche Literatur von hoher Bedeutung geworden ist. Sicher aber befand sich Bayern bei seinem Tode in so trauriger Lage, daß nach den Worten des Freiherrn G. von Lerchenfeld

selbst der mutigste Mann die Hoffnung aufgeben zu müssen schien, das erschöpfte, eines großen Teiles seiner Provinzen beraubte Land dem völligen Verderben entreißen, es je wieder zu Blüte, Wohlstand und Bedeutung emporheben zu können. Der Fürst nun, dem dies gelang, der Begründer des modernen Königreiches, schien von Hause aus so wenig zum Regenten bestimmt wie der Wiederhersteller des Deutschen Reiches, Wilhelm I. Sein Vater, Prinz Friedrich Michael von Zweibrücken-Birkenfeld, der als Reichsfeldmarschall im siebenjährigen Kriege bekannt geworden ist, war nie regierender Fürst. Geboren 1756, erhielt Max vom siebenten Jahre an seine Erziehung am Hofe seines Oheims, des Herzogs Christian von Zweibrücken. Der Unterricht erstreckte sich auf Sprachen, Geschichte, Mathematik, besonders aber auf die militärischen Wissenschaften. Durch einen Vertrag mit seinem älteren Bruder Karl August, dem mannhaften Vertreter der bayerischen Interessen gegen Österreich, der nach dem Tode seines Onkels die Regierung in Zweibrücken übernahm, erhielt er 1777 die Grafschaft Rappoltsweiler und den kleinen Zweibrückener Hof in Straßburg, und 1779 wurde er Oberst des dort garnisonierenden deutschen, aber in französischen Diensten stehenden Regiments Royal Alsace, dessen Inhaber auch sein Vater gewesen war. Als patriarchalischer Schloßherr in Rappoltsweiler übte er religiöse Duldung gegen Andersgläubige, Juden und Protestanten; in den höheren Kreisen der Gesellschaft — wiederholt war er bei Ludwig XVI. von Frankreich und bei Friedrich Eugen von Württemberg zu Gast — machte er sich durch Humor und Witz, wie durch mimische Talente beliebt; in den niederen Schichten der dortigen Bevölkerung, die der ritterliche und biedere Prinz durch Liebenswürdigkeit, Leutseligkeit und Wohltätigkeit gewann, lebt sein Andenken noch heute fort; als Freund des Fortschrittes erwies er sich, indem er für die Straßenbeleuchtung und Verschönerung der Promenaden in Straßburg Beiträge zahlte. Vor den Stürmen der Revolution zog er sich nach Rohrbach an der Bergstraße zurück; die Regierung in Zweibrücken, die ihm durch den Tod seines Bruders 1795 zufiel, konnte er nicht antreten, da das Land von den Franzosen besetzt war, und als er nach dem Tode Karl Theodors Kurfürst von Bayern wurde, überfluteten die Österreicher auch diesen Staat.

In München hatte Max Joseph schon in seiner Jugend wiederholt geweilt. Bei der Geburt des ersten Sohnes, den ihm seine erste Gemahlin

Wilhelmine von Hessen schenkte, des späteren Königs Ludwig, erklärte er einer Deputation aus München, die ihm gratulierte: Sagt euern Bürgern daheim, daß ich sie so liebe, wie ich diesen meinen Sohn liebe, und dem Kanzler Preysing schrieb er: „Ich bin ein Bayer und werde es bleiben bis an meinen Tod.“ Man vergaß es ihm in Bayern nicht, daß er trotz seiner Geldnot ein österreichisches Geschenk ausschlug, das ihn für die österreichischen Tauschpläne geneigt machen sollte. So war denn auch der erste Gruß und Handschlag, der ihm bei seinem Einzug in München an der Herzog-Max-Burg durch einen einfachen Bierbrauer, den durch sein riesiges Körpergewicht ausgezeichneten Kaltenegger Bräu, dargebracht wurde: „Na Maxl, weil du nur da bist“, der Ausdruck der allgemeinen Volksstimmung; in froher Erwartung sah man einer besseren Zukunft entgegen. „Die Geschichte von Max Josephs Regierung“, sagt der Franzose Lavalette in seinen Memoiren, „ist die Geschichte seines Herzens.“ Der neue Herrscher gab sich ganz der Wollust hin, geliebt zu sein, er floß vor Freude über, wenn er sie um sich verbreiten konnte und durch die unwandelbare Güte seines Herzens, durch seine Leidenschaft, wohl zu tun, die freilich auch manchmal lockeren Gesellen zugute kam, die es mit dem Leben leicht nahmen, hat er sich die Liebe seiner Bayern erhalten bis an sein Lebensende. Aber Lavalettes Landsmann, Graf La Garde, hat recht, Max Joseph war nicht nur ein liebenswürdiger Mensch, sondern auch ein ehrwürdiger König. Darum äußerte auch der Kaiser von Österreich zu ihm auf dem Wiener Kongreß: „Sie sind für mich ein Fürst.“ Max hätte sich allerdings von den großen Kombinationen, die Europa bewegten, lieber fern gehalten, und im stillen mit der Organisation seines Landes und seiner Armee beschäftigt. „Ich wünschte, ich wäre nie Regent geworden,“ sagte er selbst; „da ich es aber bin, will ich möglichst vielen dasjenige Glück schaffen, dessen ich selbst verlustig bin.“ Nichts wäre verkehrter als die Annahme, er habe alles seinen Räten überlassen. An den Beratungen des Staatsrats nahm er selbst den tätigsten Anteil, und wenn er die verschiedenen Meinungen gehört hatte, entschied *sein* Wille. Seine Korrespondenz mit dem preußischen Hofe, sein Briefwechsel mit Montgelas, der noch heute in der Familie des Grafen aufbewahrt wird, und eigenhändige Billette in den öffentlichen Archiven legen Zeugnis ab von seiner unermüdlichen Tätigkeit. Hat er sich auch öfters mit Widerstreben das Urteil anderer

zu eigen gemacht, so behielt er sich in wichtigen Fällen doch die freie Entscheidung vor. Und zeugt nicht auch die Ernennung des Barons Maximilian von Montgelas zu seinem Minister am Tage nach dem Einzug in München von staatsmännischer Befähigung? Dieser, der Sohn des bayerischen Kämmerers und Generals Johann Sigmund Freiherrn von Montgelas, aus einem savoyischen Adelsgeschlecht, hatte 1777 nach Vollendung seiner Studien eine bayerische Hofratstelle erhalten, war aber als Illuminat bei Karl Theodor in Ungnade gefallen; auch in Zweibrücken hatte er die Gunst des Herzogs Karl bald verloren. Max Joseph jedoch betraute ihn seit 1796 mit der Führung der politischen Angelegenheiten seines Hauses und ernannte ihn als Kurfürst zum Minister des Äußeren. Seine Gegner, an denen es ihm nie fehlte, behaupten, selbst seine Talente, die sie ihm nicht abstreiten können, seien zu Lastern geworden; dagegen hat ihn ein Franzose mit Grotius, Richelieu, Oxenstierna und Sully verglichen. Man hat an ihm dieselbe Kraft des politischen Gefühls wie bei einem Gentz, die Großartigkeit des sittlichen Sinnes wie bei Stein vermißt; aber noch heute gilt er unumwunden als der größte Staatsmann Bayerns und auf keine Periode unserer Geschichte paßt sein Wort, daß sie eine Reihe versäumter Gelegenheiten darstelle, weniger als auf die Zeit seines Ministeriums. Mit Recht rühmt er selbst von seiner achtzehnjährigen Verwaltung, sie habe sich im ganzen nicht unvorteilhaft für das Land erwiesen, und ihre Beseitigung wirkte nicht so viel Gutes, als manche Personen vorauszusetzen sich den Anschein gaben. Inmitten aller Veränderungen lenkte er das ihm anvertraute Staatsschiff mit starkem Arm immer gleich sicher, und wenn er zu außerordentlichen Mitteln griff, waren sie durch außerordentliche Umstände gerechtfertigt. In der Erkenntnis, daß Bayern sich nicht den Kleinstaaten gleichstellen dürfe, aber auch nicht auf eigene Faust Großmachtspolitik treiben könne, richtete er sein Augenmerk von Anfang an auf Vergrößerungen in Franken und Schwaben. Seinem Gebieter gegenüber energisch vorwärts strebend und drängend, im Verkehr mit den Mächten aber lauernd und schleichend wie Talleyrand, weil damit im Getriebe der Napoleonischen Politik allein zum Ziel zu gelangen war, verfolgte er den einmal gefaßten Gedanken mit zäher und erfolgreicher Ausdauer.

Die Hinneigung Max Josephs zu Frankreich, der seine glücklichsten Jahre in französischem Solde verlebt hatte, und sein neues Land von

Österreich in seiner Existenz bedroht sah, war natürlich. Es war daher nur das Gefühl alter Anhänglichkeit, dem er vor dem französischen Botschafter Alquier Ausdruck verlieh mit den Worten: „Ich bin in Frankreich geboren; ich bitte Sie, mich für einen Franzosen zu halten. Ich bitte Sie, dem Direktorium mitzuteilen, daß es keinen treueren Freund besitzt, als mich. Bei jedem Erfolg der französischen Waffen habe ich es gefühlt, daß ich Franzose bin." Aber gleichzeitig versicherte er den Vertretern Österreichs, er habe den Franzosen nur als Privatmann empfangen, und dem preußischen Gesandten sagte er fast im Tone des Vorwurfes: „Ich war Preuße mit Leib und Seele und werde es auch bleiben. Im übrigen wissen Sie, welche aufrichtige Anhänglichkeit an Preußen in meinem Lande herrscht und welche berechtigte Abneigung gegen die Österreicher .... Nein, ich bin nicht dazu gemacht, ein Österreicher zu werden." Ein andermal meinte er: „Ich weiß, welche Pflichten mir meine Eigenschaft als Reichsstand auferlegt. Ich werde deshalb das Meinige tun, um die Grenzen und den ungestörten Fortbestand des Reiches zu sichern, aber auch nicht darüber hinaus gehen. Was hat das Reich getan, um meinem Hause die rechtmäßige Erbfolge in Bayern und die Selbständigkeit dieser uralten Provinz zu erhalten?" In der Tat ließ er beim Ausbruche des zweiten Koalitionskrieges seine Truppen an der Seite der Österreicher fechten; 12000 Bayern wurden gegen englische Subsidien der Koalition zur Verfügung gestellt. Allein im Frühjahr des nächsten Jahres fielen die Franzosen in Bayern ein und die kurfürstliche Familie mußte in Amberg, später in Bayreuth Schutz suchen. In München wogten feindliche Truppen aller Art durcheinander, zechend und singend. Beträchtliche Requisitionen an Lebensmitteln und Fourage wurden erhoben. Der französische Regierungskommissar Neveu wußte einige Bilder und Handschriften in seinen Besitz zu bringen, die französischen Offiziere ließen sich von der kurfürstlichen Hofkapelle Haydns Schöpfung zum Vortrag bringen. Aber Moreau wies ebenso wie sein Untergeneral Decaën das Ansinnen der heimischen Salonjakobiner ab, die, unzufrieden mit einigen Maßnahmen der neuen Regierung, sich bereit erklärten, die Fahne der Freiheit in der Hauptstadt aufzupflanzen. Nach der Niederlage des Erzherzogs Johann bei Hohenlinden schlossen die Österreicher einen Waffenstillstand, und unter dem Druck der öffentlichen Meinung säumte Max Joseph, der unter der Hand von neuen Anschlägen des Erzhauses gegen

die Integrität Bayerns Kenntnis erhalten hatte, nicht länger, der Republik die Hand zum Frieden zu bieten. Nach der Anbahnung einer Verständigung zwischen Rußland und Frankreich über die großen Fragen der allgemeinen Politik konnte bei den Verhandlungen mit Österreich, welche am 9. Februar 1801 zum Frieden von Luneville führten, von einer Schmälerung des bayerischen Gebietes nicht mehr die Rede sein. Im August schloß dann Bayern mit dem ersten Konsul einen Separatvertrag, in dem es — wie Preußen bereits im Frieden von Basel — auf seine linksrheinischen Besitzungen verzichtete und sich dagegen anderweitige Entschädigung verbürgen ließ.

Es waren damals traurige Zeiten über unser deutsches Vaterland hereingebrochen, die von den Mitlebenden noch schmählicher empfunden wurden als die Tage nach dem westfälischen Frieden. Das linke Rheinufer war schon seit 1794 verloren gegangen, und nun eilten die deutschen Fürsten und ihre Minister nach Paris, um für ungeheure Summen Geldes und persönliche Demütigungen vor der Gunstdame Talleyrands bei dem beginnenden Länderschacher kleine Vorteile zu erringen; in Regensburg sollte das Entschädigungsgeschäft beendigt werden. Doch genoß Bayern in jenen schweren Tagen, wie Johannes Müller es ausdrückt, das seltene Glück, ohne Blut und Arglist durch die geographische Lage rechtmäßig erbender Herrschaften eine der wichtigsten Mächte, in der Wage des Gleichgewichtes das Zünglein zu werden, für welches alle interessiert sind, und einer seiner Diplomaten rühmte, in keiner Periode seiner Geschichte habe es nach außen hin mehr Ansehen und Interesse eingeflößt. Wir dürfen aber heute hinzufügen, auch undeutsch ist seine Politik nicht gewesen. Wie 1805 richtete Max Joseph auch damals sein Augenmerk fest auf Preußen, das aber bei allem Wohlwollen nichts tat, um Bayern zu retten. Ebenso strebte er darnach, in Württemberg, Baden und den kleineren Staaten durch Vorschlag einer Vereinigung zu gegenseitigem Schutz das Gefühl der Zusammengehörigkeit mächtig werden zu lassen; leider begegneten seine wohlgemeinten Absichten offenkundiger Schwäche auf der einen, engherziger Kirchturmpolitik auf der anderen Seite. Auch das mußte Max Joseph erleben, daß die ihm durch die Mediationsakte vom 3. Juni 1802 und besondere Verträge mit Preußen und Frankreich zugesicherten Entschädigungen durch eine Separatverhandlung Österreichs mit Frankreich, das sich dem Münchener Hofe eine Zeitlang vergeblich zu nähern versucht

hatte, geschmälert wurden. Das Ergebnis war die Lostrennung Eichstätts vom bayerischen Lose. Vor Passau traten sich die bayerischen und österreichischen Truppen aufs neue gegenüber, und wieder wär der Krieg entbrannt, hätte nicht der Kurfürst durch freiwillige Verzichtleistung den Kontinentalfrieden vorerst noch gesichert. Im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 erhielt Bayern für seine Verluste auf dem linken Rheinufer die Bistümer Bamberg, Freising, Augsburg, Teile von Würzburg, Eichstätt und Passau, eine Reihe von Abteien, Reichsstädten und Reichsdörfern, im ganzen nicht ganz zweihundert Quadratmeilen mit etwa sechshunderttausend Seelen. Waren auch nicht alle Wünsche in Erfüllung gegangen und mögen die Säkularisationen, die Einziehung der Kirchengüter von Staats wegen, auf die wir in anderem Zusammenhange zurückkommen werden, auch verschieden beurteilt werden, so muß man doch eine Staatskunst bewundern, der es gelungen war, in zweijährigen Verhandlungen, in denen die Existenz Bayerns mehrmals gefährdet war, nicht nur größere Verluste zu vermeiden, sondern auch noch ansehnliche arrondierte Gebiete zu gewinnen.

Seit dem Luneviller Frieden war für Montgelas die Stellungnahme Bayerns klar vorgezeichnet. Da Deutschland seine politische Existenz verloren hatte, schien ihm der Friede bedroht, so lange die russische Diplomatie und das englische Geld an den kleinen Höfen auf dem Festlande für Österreichs Prärogativen arbeiteten. Es war in gewissem Sinne eine Vorahnung dessen, was Bismarck 1866 vollendet hat, wenn der bayerische Ministerpräsident ähnlich wie Talleyrand das Erzhaus aus seinen vorderösterreichischen Besitzungen verdrängt und nach dem Osten gewiesen sehen wollte. Für diesen Preis hätte er sogar Bayern bis zum Inn österreichisch werden lassen. Auch Preußen sah er — nach den persönlichen Erfahrungen seines Gebieters damals mit Recht — als dem deutschen Interesse entfremdet an, und so wollte er unter dem Schutze Frankreichs aus den angesehensten Kurfürsten und Fürsten Deutschlands eine „Art Republik" bilden. Ein deutscher Fürstenbund unter französischer Führung war aber auch das Ziel der revolutionären Politik Frankreichs seit den Tagen der Schreckensherrschaft, und so begegneten sich das bayerische und das französische Interesse. Gleichwohl ist es eine durchaus falsche Vorstellung, daß die bayerische Staatsleitung schon damals in unwürdiger und undeutscher Weise allein ihr Heil von Frankreich erwartet habe. Dank der

Lügenhaftigkeit des Marquis Lucchesini hat man ein Jahrhundert lang geglaubt, die bayerischen Diplomaten hätten auf dem Mainzer Fürstentag, wo der neue Kaiser der Franzosen im Herbst 1804 eine Reihe deutscher Fürsten zu glänzenden Festen um sich versammelte, die Fäden zum Rheinbunde zusammengeschlagen. In Wahrheit aber zeigte Montgelas — wir haben darüber seine eigenen Aufzeichnungen an seinen Fürsten gesehen — nicht die geringste Lust, um eines Höflichkeitsaktes willen — und weiter sah er in der Mainzer Tagung nichts — die weite Reise zu machen, und ebenso weigerte sich Max Joseph aus dynastischem Stolze, die Krönung des neuen Imperators am 2. Dezember in Paris durch seine Gegenwart zu verherrlichen.

In seinen Gesprächen mit Lucchesini ließ Friedrich der Große im Jahre 1780 einmal die Äußerung fallen, wenn der Kurfürst von Bayern zwanzigtausend Mann unterhielte und mit Frankreich zum Zwecke der Verteidigung der Pfalz jenseits des Rheins und des Herzogtums Berg ein ewiges Bündnis schlösse, könnte er dem Kaiser gegenüber eine achtunggebietende Stellung einnehmen. Dieser Gedanke, der anläßlich des Fürstenbundes auch von dem Preußen Dohm und dem Schweizer Johannes Müller ausgesprochen wurde, sollte seine Verwirklichung finden beim Ausbruch des dritten Koalitionskrieges 1805. Montgelas war scharfsichtig genug die Unhaltbarkeit einer Neutralität zu erkennen, die Max Joseph auch jetzt wieder unter Preußens Schutze anstrebte, und da auch der bayerische Gesandte in Wien, Baron Gravenreuth, ihn unterstützte, gelang es ihm, seinen Gebieter zum Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Frankreich zu bewegen, dessen Datum später vom 25. August auf den 23. September 1805 umgeschrieben wurde; dem Kurfürsten hatte es die schwersten Seelenkämpfe gekostet, sich zur Meinung seines Ministers hindurchzuringen, und dieser hielt ihn schließlich nur bei seinem Entschlusse fest, indem er anderenfalls seine Entlassung forderte. Damit war eine der folgenschwersten Entscheidungen in der neueren bayerischen Geschichte gefallen. Sie fand einundsechzig Jahre später auch die mittelbare Billigung Bismarcks, als dieser im Berliner Vertrag vom 22. August 1866 im Widerspruch mit seinem königlichen Herrn den Besitzstand unangetastet ließ, den Bayern in den napoleonischen Kriegen erworben hatte. Wer also Max Joseph und Montgelas deshalb für undeutsch erklären will, der muß auch Friedrich den Großen und Bismarck für — undeutsch halten.

Als Kaiser Franz in Hetzendorf die Stellungnahme Max Josephs erfuhr, rief er voll Zorn aus: Ich will Bayern nicht nehmen, ich will es verschlingen. Wiederum kamen nun die Österreicher als Feinde in das stammverwandte Land, und der Kurfürst mußte sich vor ihnen nach Würzburg flüchten. Aber am 2. Oktober erließ Napoleon eine flammende Proklamation an die Bayern: „Ihr werdet dem Beispiel Eurer Vorfahren folgen, die sich stets die Unabhängigkeit und die politische Existenz bewahrten, welche die ersten Güter der Nationen sind," und zehn Tage später, am Namenstag des Kurfürsten, trafen die bayerischen Truppen zusammen mit den Franzosen unter Bernadotte in München ein. Nach der Kapitulation von Ulm, durch die das österreichische Korps des Generals Mack gefangen gesetzt wurde, hielt der Kaiser der Franzosen selbst seinen feierlichen Einzug in der Hauptstadt, am 24. Oktober 1805. Am andern Tag empfing er in der Residenz das diplomatische Korps, Militär, Adel und Gerichtsbarkeit. „Ich will keine Eroberungen in Deutschland machen; alles was ich erobere, gehört dem Kurfürsten von Bayern," erklärte er. „ . . . Sie brauchen Tirol und das österreichische Schwaben, und wenn ich mit Gottes Hilfe Glück habe, sollen Sie es haben." Die Begeisterung, die solche Worte aus dem Munde eines solchen Mannes bei den Bayern hervorriefen, läßt sich nicht schildern. War es doch selbst für den Philosophen Hegel, als er nach der Schlacht von Jena Napoleons ansichtig wurde, „eine ganz wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier, auf einem Punkt konzentriert, über die Welt greift und sie beherrscht". Max Joseph aber kam trotz dringender Einladung erst nach der Abreise seines hohen Verbündeten in die Residenz seiner Väter zurück; als er aus dem Wagen stieg, von den Massen des Volkes umdrängt, brach er in Tränen aus. Jetzt erfuhr der Kurfürst aus dem Munde Talleyrands die Pläne des Kaisers, wonach die Kurfürsten von Bayern, Württemberg und Baden im Süden eine fédération germanique, einen deutschen Bund, bilden sollten. Kurfürst Friedrich von Württemberg, der auch in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung es verstand, dem allgewaltigen Imperator gegenüber hoheitsvolle Würde zu bewahren, sollte bereits diesen Ideen zugestimmt haben.

Mit den nun folgenden Verhandlungen im bayerischen Hauptquartier wurde ein junger Diplomat, Freiherr von Gravenreuth, betraut, der sich

damals die größten Verdienste um sein Vaterland erwarb. Auch Max Joseph mußte sich zu persönlicher Begegnung mit dem Kaiser nach Linz begeben in Begleitung des Kurprinzen; Napoleon wünschte nunmehr, daß die süddeutschen Verbündeten die Besitzungen des reichsunmittelbaren Adels und des deutschen Ordens mit Sequester belegten und die Reichsposten zu Landesanstalten machten. Der reichsunmittelbare Adel hatte es im Laufe der Jahrhunderte verstanden, das Lehensverhältnis abzuschütteln, in dem er zu den größeren Territorialherren stand, besonders in Schwaben und Franken, und sich zu Korporationen zusammenzuschließen, die ihre Rechte auf Kosten der Landesherren erweiterten. Dagegen hatte Hardenberg in Franken planmäßig gearbeitet und 1803 hatte die bayerische Regierung ebenfalls einen Vorstoß gegen die Reichsritterschaft unternommen, war aber durch Kaiser Franz zur Rücknahme ihrer Verfügungen genötigt worden. Wenn man jetzt unter dem Schutze und nach dem Willen des Kaisers ebenso wie die Verbündeten in Württemberg und Baden die längst gehegten Pläne verwirklichen konnte, so verließ man damit freilich den Rechtsboden; dieses Verfahren war kein anderes, als es Preußen schon längst in seinen Staaten angewendet hatte, und faktisch sind die Annexionen der Rheinbundstaaten auch hier nur dem Erzhause zuvorgekommen. „Es ist in der Tat traurig," schreibt ein gleichzeitiger Publizist, „daß das Haus Österreich den kaiserlichen Gerechtsamen immer den ersten Stoß versetzt; ist es alsdann ein Wunder, wenn Brandenburg dem österreichischen Beispiel folgt, und wenn Bayern auf diese, Hessen-Fulda, und andere, selbst Hohenlohe, sich wieder auf die bayerischen Vorgänge berufen?" Man kann die bayerische Staatsleitung hier eher der Lässigkeit als allzu großer Willfährigkeit gegen das Machtgebot des Diktators zeihen. Über dem Zögern gingen für den Kurstaat sogar greifbare Vorteile verloren. Nach der Dreikaiserschlacht von Austerlitz unterzeichnete Gravenreuth am 15. und 16. Dezember die Brünner Verträge, durch welche Bayern zum Königreich erhoben ward und die Souveränität gewann, ohne daß seine Zugehörigkeit zum Reich aufhörte; an Gebieten erwarb es die Markgrafschaft Burgau mit Dependenzen, die Fürstentümer Eichstätt und Passau, sieben Herrschaften in Vorarlberg, mehrere Grafschaften, das Fürstentum Lindau und die Stadt Augsburg, endlich — gegen Abtretung von Berg — die Markgrafschaft Ansbach. Es war für Gravenreuth nicht leicht gewesen, besonders den württembergischen Forderungen gegen-

über die Rechte seines Herrn zu wahren. Auf seine Beteuerung, lieber wolle er sein Todesurteil unterzeichnen, als einen Bayern ungünstigen Vertrag, redete ihn einmal Napoleon an: „Wie? Ist es nicht genug? Nehmen Sie! Nehmen Sie!" indem er dabei auf eine Landkarte deutete, die vor ihm lag. Da strich der Baron alle Gebiete an, die Bayern nachher erhielt und dann wurde Talleyrand gerufen, der sich jedoch zu Gunsten Friedrichs von Württemberg Einwendungen erlaubte. Der Kaiser aber stampfte wütend auf den Boden: „Ich will es; schreiben Sie; schreiben Sie."

Die Bestimmungen der Brünner Verträge wurden im Preßburger Frieden von Kaiser Franz II. anerkannt; mittlerweile war für Bayern noch Tirol bestimmt worden, als Lohn für die Zustimmung Max Josephs zur Vermählung seiner Tochter Auguste mit dem Stiefsohn des Kaisers, Eugène Beauharnais. Schon seit 1804, seit er selbst Kaiser der Franzosen geworden war, war es der Ehrgeiz Bonapartes, mit den erlauchten Fürstenhäusern Europas Familienverbindungen anzuknüpfen und schon damals hatte er sein Augenmerk auf die jugendlich-schöne, geistvolle Prinzessin aus Max Josephs erster Ehe mit Wilhelmine von Hessen-Darmstadt geworfen. Ihr Vater aber verhielt sich dagegen ablehnend, nicht nur weil sie schon mit dem Prinzen Karl von Baden verlobt war, und ihre zweite Mutter, Karoline von Baden, eine deutsche Fürstin durch und durch, bestärkte in ihrem Haß gegen alles französische Wesen Gemahl und Tochter in ihrer Abneigung, eine Herzenssache der Politik zu opfern. Napoleon selbst hat ihr nachher in München deshalb vorgehalten: „Ich weiß, Madame, daß Sie mich hassen, aber vergessen Sie nicht, daß die Schicksale Ihres Hauses an das Meinige geknüpft sind." Bei diesen Worten trat Karoline statt einer Antwort einen großen Schritt zurück und maß hoheitsvoll den kleinen plumpen Cäsar mit einem ruhigen, eindringlichen Blick vom Kopf bis zu den Füßen, in einer Weise, daß er nach vergeblichem Bemühen, ihre Blicke zu bestehen, umkehrte und davon ging. So hat Bayerns erste Königin den Machthaber besiegt, mit dem die Völker Europas damals noch vergeblich rangen. Als Marschall Duroc in Napoleons Auftrag bei dem Kurfürsten um die Hand seiner Tochter anhielt, da brach der zärtliche Vater in Tränen aus; er spiele keine Komödie, sein häusliches Glück werde für immer zerstört. Schließlich war es der Kronprinz, der seine Schwester überredete, mit ihrem Glück das Wohl des Landes und der ganzen Familie

zu erkaufen. Auch für diese Begebenheit in Max Josephs Regierungszeit können wir das Zeugnis diesmal von einer Frau anführen, deren deutsche Gesinnung über alle Zweifel erhaben ist. Königin Luise von Preußen unternahm es in ihrer Herzensgüte, die Heirat der bayerischen Prinzessin mit Eugène bei den Verwandten in Darmstadt zu rechtfertigen. Und heute ist das Grabmal des Vizekönigs von Italien, späteren Herzogs von Leuchtenberg, das die trauernde Gattin dem geliebten Gemahl von Thorwaldsens Meisterhand in der Michaelshofkirche in München errichten ließ, nicht nur ein Denkmal der patriotischen Tat der bayerischen Königstochter, sondern zugleich ein Zeugnis dafür, daß der Bund, den die Politik geschlossen hat, wirklich ein Herzensbund geworden ist.

Zweites Kapitel.

Königreich und Rheinbundstaat.

Als Franz II. im Jahre 1804 den Titel eines Kaisers von Österreich annahm, im Vorgefühl, daß der Glanz der deutschen Kaiserkrone auf seinem Haupte bald verlöschen werde, da geißelte Friedrich Gentz diese namenlose „Erbärmlichkeit“, diesen „Unsinn, auf die verhaßteste aller Usurpationen — Bonapartes Kaisertum — gepfropft“ mit flammenden Worten. Englands Lord-Protektor, Oliver Cromwell, verschmähte den ihm angebotenen Hermelin, in der Erkenntnis, daß eine Königskrone dem inneren Wert seiner Machtstellung nicht entspräche: „Es wäre nur eine neue Feder auf meinen Hut.“ Auch Friedrich von Brandenburg hat, als er sich selbst die Königskrone in Preußen aufs Haupt setzte, seinem Staate keinen Zuwachs an Gebiet oder Bevölkerung erworben; er verlieh nur einer Machtfülle Ausdruck, die er von seinen Vorfahren ererbt hatte. Wohl aber hat Max Joseph von Bayern mit der Annahme der Königswürde nicht bloß eine neue Feder auf seinen Hut gefügt oder sich als glücklicher Erbe seiner Ahnen gefühlt, er ist selbst der Gründer eines einheitlichen Staates, den er zugleich zu einem solchen Umfang erhob, daß er von Seite seiner Nachfolger keine Vergrößerung mehr bedurfte. Wenn zu irgend einer Zeit in der bayerischen Geschichte, so war daher der Jubel begründet, als am Morgen des 1. Januar 1806 der Landesherold durch die Straßen sprengte, begleitet von der prachtvoll uniformierten Bürgerkavallerie und unter Pauken- und Trompetenschall die Königsproklamation verkündigte.

Sammelt euch in frohen Kreisen,
Singt's dem Kinde, sagt's dem Greise,
Max ist König, es ist Fried',

so schallte es in aller Munde. Man sah in dem neuen Akt eine Sühnung des Verbrechens Karls des Großen an Tassilo, man erinnerte an die Vermählung Theodolindens mit dem Langobardenkönig Authari und dank eines bis heute nicht völlig überwundenen historischen Irrtums, wonach die Bayern von den keltischen Bojern abstammen sollen, fühlte man sich stammverwandt mit der ersten Nation Europas. Am 2. Januar wiederholte sich der Jubel, als neunundzwanzig bayerische Kanonen aus dem Zeughause in Wien und einundzwanzig Fahnen, ein Geschenk des mächtigen Verbündeten, in die Hauptstadt gebracht wurden. Mit Genugtuung sah man, wie der Kronprinz von dem Imperator ausgezeichnet wurde — u. a. verehrte dieser ihm den Degen, den er bei Ulm geführt hatte —, und als am 15. Januar in Gegenwart des Kaiserpaares die Trauung des erlauchten Brautpaares durch den Kurerzkanzler Karl Theodor von Dalberg vollzogen wurde, da ward „die zärtlichste Liebe gegen das königliche Regentenhaus sichtbar." „Der König, die Königin wurde vergessen, man sah Vater und Mutter, welche die geliebte Tochter zum Traualtar führten."

Am ersten Tage des Jahres hatte Max Joseph die in der Residenz versammelten Hofbeamten und Staatsdiener zum ersten Male als König voll Würde und Hoheit und doch in herzlichem Tone begrüßt: „Es freut mich, euch zu sehen. Ich wünsche euch allen ein gutes neues Jahr. Wir bleiben die Alten." So schrieb er auch später einmal dem französischen Gesandten: „Ich bin nicht den ganzen Tag über König. Ich war nicht dazu bestimmt, König zu werden und ich bin glücklich, wenn ich Augenblicke finde, in denen ich es vergessen darf, um vertraulich zu plaudern mit Männern von Ihrem Schlag. Kommen Sie also zu mir, wenn Sie wollen, und lassen Sie um Gottes Willen ihre Uniform zu Hause, die ich nur bei besonderen Festen sehen will. Sonst wäre ich ja auch verpflichtet, in meine Uniform mich einzuzwingen, und das paßt mir ganz und gar nicht." Er trug nämlich für gewöhnlich große goldene Ohrringe, einen blauen Napoleonsfrack, eng anschließende Beinkleider und große, ungarische Stiefel, während sein Minister mit schwarzem Atlasfrack, gestickter Weste, kurzen Beinkleidern und weißen Strümpfen auftrat. Nimmt man dazu die behäbig-bürgerliche, volkstümlich-schlichte, gutmütige, liebenswürdige und offene Art des Königs und die mephistophelische Erscheinung seines Beraters mit gepudertem Haar, stechenden, unruhigen, aber klugen

Augen, mit der mächtig gebogenen Nase und dem großen, oft spöttisch verzogenen Munde, den glatten Gesichtszügen, hinter denen niemand zu lesen vermochte, so läßt sich wohl kaum ein größerer Gegensatz denken. Und doch wird die Geschichte bei genauerem Eindringen in die Quellen ihr Urteil dahin zu modifizieren haben, daß in dem König, den Feuerbach einmal Bayerns Heinrich IV. nannte, mehr geistige Begabung war, als man ihm vielfach zutraute, und daß hinter der äußeren Kälte seines Ministers eine Fülle von gewinnenden menschlichen Zügen verborgen lagen. Wen hat nicht die bescheiden zurückhaltende und doch vornehm selbstbewußte Art, die von der trügerischen Eitelkeit eines Metternich so wohltuend absticht, bei der Lektüre der Denkwürdigkeiten des Grafen Montgelas gefesselt?

Der bekannte Karl Heinrich Ritter von Lang, der durch seine Memoiren viel zur Verunglimpfung der bayerischen Staatsleitung beigetragen hat, faßte einmal in einer Zeit, als er noch der Gehilfe des Ministers war, die Politik von Montgelas dahin zusammen, ihre einzige Maxime sei die Selbsterhaltung des Staates: „Diejenige äußere Macht, welche dieses Prinzip anerkennt und mit ihrer eigenen Macht verstärkt, ist als die wahrhaft befreundete zu halten.“ Wer denkt dabei nicht an das Wort Bismarcks: In der Politik tut niemand etwas für den anderen, wenn er nicht zugleich sein Interesse dabei findet. Wie Bismarck die deutsche Frage als Preuße gelöst hat, wie Preußen das deutsche Wesen im Norden zusammenfaßte, so hat auch Montgelas zur Lösung der nationalen Aufgaben als Bayer beigetragen, indem er sein Land zu einem Zentrum für süddeutsches Wesen erhob. Dadurch allein wurde es möglich, daß Österreich nachher ohne Schaden für das gesamte deutsche Volkstum aus dem Reichsverband ausscheiden konnte. Es bedeutet im Grunde nichts anderes, wenn H. von Treitschke der neuen Dynastie nachsagt, sie hegte den Ehrgeiz, die Traditionen der bayerischen und pfälzischen Wittelsbacher zugleich in ihre Staatskunst aufzunehmen; und wenn er unter Hinweis darauf: „Die bayerischen Erinnerungen wiesen auf Max und die Liga, die pfälzischen auf den Reformator Otto Heinrich und den Schwedenkönig Karl Gustav,“ ausruft: „Eine berechtigte Politik, aber sehr schwierig durchzuführen“, so hätte er nur noch etwas deutlicher zum Ausdruck bringen sollen, daß sie trotz der Schwierigkeiten mit Glück durchgeführt wurde.

Schon im Beginn der gewaltigen Reformtätigkeit, die selbst in Kriegszeiten nicht ganz ruhte, war man sich der Bedeutung und Verantwortung seiner Schritte an leitender Stelle wohl bewußt. Der Kurfürst erklärte selbst einmal den Landschaftsabgeordneten, er hätte schon in den ersten Tagen seiner Regierung den Mut verloren, wenn er nicht zuversichtlich auf die Unterstützung seiner lieben und getreuen Bayern hätte rechnen können. „Zur Zeit, wo den Staaten große und gefährliche Erschütterungen drohen," heißt es in einem Reskript vom 11. Februar 1800, „müssen Staatsgebrechen schnell und mit Entschlossenheit geheilet werden, wenn man anders Anarchie vermeiden will. Mit Klugheit und Entschlossenheit sind die Bewegungen zu leiten, welche vielleicht noch eine Zeitlang, aber doch nur mit großem Nachteile, vielleicht nur mit Verlust des Ganzen zurückgedrängt werden könnten. Neuerungen aufzuhalten, welche das unaufhaltsame Fortschreiten des menschlichen Verstandes und das Bedürfnis der Zeit jeder achtsamen Regierung abnötigen, liegt so wenig in unserer Macht, wie das Gebot, einen Strom stille stehen zu lassen. Gefährlich werden Neuerungen nur dann, wenn durch unvernünftige Hemmungen falsche bösartige Auswüchse erzeugt werden. Der Fürst darf sich, um seiner Pflicht für die Erhaltung des Ganzen zu sorgen, genügen zu können, nicht ängstlich um die Form bekümmern; was tut die Form zur Sache, wenn nur der Staatszweck zum Wohl des Ganzen erreicht wird? Die Erreichung des Zieles steht höher als die Beobachtung der Form." „Wer eine Regierung hindert, nach reinen, allgemein gut erkannten Grundsätzen zu wirken, schreiende Ungerechtigkeiten abzustellen, Einheit in die Ausübung dieser Grundsätze zu bringen; wer Mißbräuche beibehalten, sie oft vermehren, palliative Mittel anwenden, oder auch wider den Gang des menschlichen Verstandes nur halb wegschaffen will: der ist ein wahrhaft revolutionärer Mensch." „Wir wollen Hand ans Werk legen und ohne vielen Lärmen zu machen, die Gebrechen, welche zur Anarchie führen, und die vom Parteigeiste immer zur Ursache des Mißvergnügens benutzt werden, mit Herzhaftigkeit und redlicher Liebe zur Nation ohne Zeitverlust heilen, um alsdann mit Gewißheit den ersten Zweck eines jeden Staates, Sicherheit von innen und Sicherheit von außen, erreichen zu können."

Gleich im Beginne der Regierung wurden in den obersten Regierungsbehörden einschneidende Veränderungen vorgenommen; Montgelas selbst

hat außer dem Ministerium des Äußeren später auch das des Inneren und der Finanzen bekleidet. Eine Reihe von Edikten, die sich zum Teil durch mustergültige Form auszeichnen, verbot das Gewitterläuten, die Anwendung sogenannter geistlicher Mittel, wie Hexenrauch und Hexenpulver, die Feldumritte mit dem Allerheiligsten u. a. Die zahlreichen Feiertage wurden beschränkt. In ganz Deutschland Aufsehen erregte die Proklamierung des Grundsatzes, daß die katholische Religion weder nach der Reichsverfassung noch nach der Landesverfassung als ein Erfordernis für die Ansässigmachung in Bayern zu betrachten sei (durch Verordnung vom 10. November 1800), und als der Magistrat der Stadt München sich weigerte, dem reformierten Handelsmann Michel aus Mannheim die nachgesuchte Weingastgebersgerechtigkeit zu verleihen, befahl Max Joseph unter Androhung der strengsten Mittel am 29. Juli 1801, demselben „bis spätestens morgen abends 6 Uhr“ das Bürgerrecht zu gewähren. Die Beschwerden der Landschaft wurden durch das Edikt vom 26. August 1801 Punkt für Punkt widerlegt: „Unsere landesväterliche Absicht ist, durch Ansiedelung fremder Religionsverwandten den vielen noch öde liegenden Ländereien fleißige Anbauer, den Produkten geschickte Verarbeiter, dem Handel tätige Unternehmer zu verschaffen, und auf solche Art die physischen und moralischen Kräfte unserer heroberen Erbstaaten zu vermehren. Wir haben hierin nach einer vernünftigen Staatspolizei und nach den weisen Beispielen anderer Regenten gehandelt.“ Dem Kabinettsprediger seiner Gemahlin, Friedrich Schmidt, der keine Wohnung finden konnte, weil man glaubte, der Blitz werde in das Haus einschlagen, das ihn beherberge, räumte der Kurfürst in seiner Residenz ein Quartier ein. So wurde Bayern, bis dahin ein rein katholisches Land, ein moderner, paritätischer Staat.

Durch Umgestaltung des Staatsdienstes schuf sich die Regierung einen brauchbaren Beamtenstand. Die Kriegsmacht wurde unter persönlicher Anteilnahme Max Josephs in einer Weise neu organisiert, daß sie auch den Beifall Napoleons fand und in den zahlreichen Kriegen sich auf das beste bewährte. Dem Erziehungswesen ward besondere Sorgfalt zuteil: für Kinder unter zwölf Jahren war der Besuch der Volksschule, für junge Leute bis zum achtzehnten Jahre der der Sonntagsschule obligatorisch gemacht. Real- und eine Reihe von Fachschulen erstanden; die seit Aufhebung des Jesuitenordens arg verwaisten Gymnasien erhielten eine neue

Schulordnung. Die Landesuniversität wurde von Ingolstadt nach Landshut verlegt und durch Berufung ausgezeichneter Lehrkräfte gehoben. Durch Lockerung der Zensur herrschte bald auch auf diesem Gebiete ein freierer Ton als anderwärts, wie u. a. die Verlegung der Cottaschen Allgemeinen Zeitung nach Bayern beweist. Auch in bezug auf materielle Kultur suchte die Regierung nicht den Vorteil eines einzelnen, sondern der Gesamtheit: „weil ein Land noch nicht blühend ist, wenn es einige ungeheure Kapitalisten zählt, sondern wenn das ganze Volk, jeder in seiner Art, wohlhabend ist.“ Zur Erleichterung des Verkehrs und des Handels beseitigte man eine Reihe von Hemmnissen, die in der alten Gesetzgebung lagen. Welch großer Zug auch hier herrschte, zeigt u. a. die schon 1805 geplante Verbindung der Donau mit dem Main, eine Idee, von deren Verwirklichung man nur wieder abstand, weil man die Kosten eines Werkes, das anderen Staaten fast ebenso großen Nutzen brachte, nicht allein auf sich nehmen wollte. Für die Anlegung von Fabriken und Manufakturen waren besonders Utzschneiders Ratschläge segensreich. Die mittelalterliche Selbstherrlichkeit der Zünfte brach das Gewerbegesetz von 1804, das den Gewerbebetrieb auf Grund staatlicher Konzession ermöglichte, die Realrechte und die radizierten Gewerberechte beschränkte und die Befugnisse der Grundherrschaften in gewerblichen Dingen beseitigte. Nach dem Beispiel der französischen Revolution hatten verschiedene Adelige schon früher freiwillig die Leibeigenschaft aufgehoben; jetzt geschah dasselbe auf den königlichen Gütern, der Dienstbotenzwang wurde beseitigt, Sümpfe trocken gemacht, Wälder gerodet. Später wurden der landwirtschaftliche Verein gegründet und Musterwirtschaften angelegt.

So wurde auf allen Gebieten eine Fülle von kostbaren Keimen ausgestreut, die später zu hoffnungsvollen Blüten und reifen Früchten gediehen. Und während z. B. die Regierung Friedrichs des Großen in zwei ziemlich gleiche Hälften zerfällt, von denen die eine von Kriegen ausgefüllt ist, die andere aber den Werken des Friedens diente, gingen die bayerischen Reformen damals unter dem Zeichen des Mars vor sich. Erhöht wurden die Schwierigkeiten noch dadurch, daß immer wieder neue Landstriche hinzukamen, die von den alten durch ihre ganze Geschichte getrennt waren. Der Vorwurf, daß die Regierung ungeduldig von einer Organisation zur anderen überging, ohne die Erfolge gehörig abzuwarten, ist für die erste

Zeit Max Josephs allerdings nicht unbegründet; das Land glich einem Orte, an dem viel gepflastert wird. „Die gegenwärtige Regierung“, schreibt der bayerische Beamte Heinrich von Schenk in Briefen an einen Freund, „ist einer völlig willkürlichen nachgefolgt und aus Liebe zum Guten in den entgegengesetzten Fehler verfallen, überall nach Prinzipien handeln zu wollen,“ und an anderer Stelle meint er, sie vertraue der Wahrheit und der Zeit nicht genug; aus Furcht, es möchte wieder Nacht werden, wirke sie mit übermäßiger Anstrengung, dieweil es noch Tag ist. Aber als durch die Verfassung von 1808 ein vorläufiger Abschluß der Gesetzgebung erzielt war, wich auch die Eile einer überlegteren und systematischeren Prüfung, und in den letzten Jahren des Ministeriums Montgelas fehlt es sogar nicht an reaktionären Verfügungen. Wenn nun die bisherige Zersplitterung durch das entgegengesetzte Extrem, die unbedingte Zentralisation ersetzt wurde, wenn nur der Wille des Ministers galt und alles von der Hauptstadt ausging, so ist doch zuzugeben, daß nur auf diesem Wege der Glanz von München begründet werden konnte. Manche Übelstände ließen sich ohne Härten nicht beseitigen, und doch bot gerade die Persönlichkeit Max Josephs Gewähr dafür, daß solche Strenge nicht allzu fühlbar wurde. „Die Aufklärung“, sagt Schenk, „hat ihre Fanatiker wie der Aberglaube; besonders ist dies der Fall bei den Neu-Aufgeklärten in Bayern, die gegen alle Dogmen tolerant sind, nur nicht gegen den Katholizismus, dessen Fesseln sie abgeworfen haben ... Dem Kurfürsten sind alle diese Zeloten herzlich zuwider, auch der Minister verachtet sie mit seinem kalten Verstand. Aber wen soll man zur Ausführung nehmen? Überhaupt sind die Zeiten der Reformen unglückliche Zeiten.“

Von allen Maßnahmen des Ministeriums Montgelas haben die Säkularisationen die härteste Beurteilung erfahren, und doch soll der Minister in der entscheidenden Sitzung nach dem Beispiel Josephs II. nur für die Aufhebung der ärmeren Klöster, aber für den Fortbestand der reichen Abteien gestimmt haben. Die Verwendung von kirchlichen Geldern zu weltlichen Zwecken war schon früher gelegentlich vorgekommen, ja sie galt in Zeiten der Not nach der Ansicht kirchlicher Autoritäten selbst für erlaubt. Wenn man nun in München nach dem Beispiel Frankreichs sich richtete, das hier am radikalsten verfahren war, so war das Schlimme daran nur das, daß die Ausführung dieser Maßnahmen vielfach in die

Hände von Leuten gelegt wurde, die erfüllt von den Lehren eines Helvetius, Diderot und Voltaire und uneingedenk der ausdrücklichen Weisung zur Milde, glaubten, gegen die Klöster einen förmlichen Kreuzzug unternehmen zu sollen. Hatte man einmal sich für radikales Vorgehen entschlossen, so tat gewiß unbedingte Raschheit der Ausführung not. Aber durch nichts ist die Härte und Lieblosigkeit der vollziehenden Organe zu entschuldigen, die nicht bloß nach Vandalenart die kostbarsten Kunstschätze und historischen Denkmale zerstörten, sondern noch obendrein mit brutalem Behagen die heiligsten Empfindungen des Volkes verletzten. Aber wer wollte behaupten, daß dies Vorgehen im Sinne einer Regierung lag, die den Geistlichen die schöne Mahnung gab: „Nicht beim Gesange und Gebete allein, sondern bei jeder schicklichen Gelegenheit sollen moralisch-religiöse Gedanken, Empfindungen und Vorsätze geweckt werden. . . . Ja, suchet den Beifall eueres Gewissens und den Beifall des Landesfürsten, die Achtung und der Segen aller Redlichen im Lande wird euch zuteil werden." Es ist ein gutes Zeugnis für den Charakter des bayerischen Volkes, wenn ärgere Exzesse vermieden wurden. Wegen Überfüllung des Marktes und Armut der Käufer blieb bei der Veräußerung des Klostergutes nicht nur der erhoffte Gewinn aus, sondern die Staatskasse wurde durch die Pensionen noch obendrein mit drei Millionen belastet. Andrerseits war eine ganze Reihe von solchen geistlichen Instituten wie auch von mediatisierten weltlichen Herrschaften eines selbständigen Lebens nicht mehr fähig, weil sie sich überlebt hatten, und schon das Konkordat sah wieder Klöster vor, die auf dem Gebiete der Seelsorge, Krankenpflege und des Unterrichts eine ersprießliche Tätigkeit entfalten konnten. Endlich aber war die Beseitigung des Prälatenstandes ein wesentlicher Anstoß zur Einführung einer neuen Verfassung, die uns jene Gaben des Himmels beschert hat, „ohne die das Wachstum unseres Wissens und Seins nur ein Wachstum des Schmerzes, nur das äußere Glück eines knechtischen Wohlbefindens wäre" (J. Müller).

Was von den Säkularisationen gesagt wurde, das gilt im allgemeinen auch von den Mediatisierungen. Die Fürsten von Hohenlohe, Öttingen, Thurn und Taxis, die Fürsten und Grafen von Fugger, Castell, Rechtern, Schönborn und wie sie alle heißen, sind längst die treuesten Vassallen der Krone geworden und haben derselben nach außen

hin Glanz verliehen, wie sie im Innern dem Lande viel ersprießlichere Dienste leisten konnten als in den Zeiten ihrer Selbständigkeit. Hätten die dreiundachtzig politischen Einzelwesen und Gebietsteile, aus denen sich, Reichsdörfer und Reichsritterschaft ungerechnet, das heutige Königreich zusammensetzt, damals nicht aufgehört zu existieren, wann hätte sich wieder eine Gelegenheit zu ähnlicher Vereinfachung der Landkarte geboten, ohne die doch ein neues starkes Deutschland unmöglich wäre? Und nicht nur das alte Bayern hat durch die Zuführung fränkischen und schwäbischen Blutes neue Lebenskraft erhalten, indem den bäurisch-konservativen Elementen eine städtische fortschrittliche Bevölkerung zur Seite trat, auch die unterworfenen Gebiete haben für die Aufgabe ihrer politischen Selbständigkeit erkleckliche Vorteile eingetauscht. Mit einer einzigen Ausnahme verlief damals die Einverleibung in durchaus ruhigen Formen und heute sind die neubayerischen Untertanen ihrem Königshause ebenso treu gesinnt wie die Altbayern. Die stammverwandten Teile Schwabens, die bis dahin durch den Lech von dem alten Kurstaat jäh geschieden waren, bildeten im früheren Verlaufe ihrer Geschichte eine klassische Stätte der Religionskonflikte; schon an der Tracht der Bauern erkannte der Wanderer die Konfession. In Kempten wohnte unter dem Krummstab eine strengkatholische Bevölkerung, die Reichsstadt Memmingen nahm 1529 an der Speyerer Protestation teil. Gerade in den letzten Jahren hatten die schwäbischen Städte unter den Greueln der Revolutionskriege am meisten gelitten. Während man sich in Augsburg dem toleranten Hause Zweibrücken gern unterwarf, sah man im katholischen Franken, vorab in Würzburg, den Wittelsbacher wenigstens lieber als den Großherzog von Toskana; Bamberg, wie alle anderen Städte nur ein Schattenbild von ehedem, verdankte seinen Ruf schon lange mehr dem Fleiß seiner Gärtner als der Energie seines Handwerks. In dem protestantischen Franken, soweit es unter preußischer Herrschaft stand, hatte es nicht an revolutionären Tendenzen gefehlt, die ihre Spitze gegen das Hardenbergische Regiment kehrten; erst der schwindenden Oberherrschaft der Hohenzollern sah man mit Wehmut ins Grab nach. Und die freie Reichsstadt Nürnberg, das goldene Schatzkästlein des deutschen Landes, das im sechzehnten Jahrhundert allein mehr Talente hervorbrachte als ganz Altbayern, hatte unter den Folgen eines schlimmen Gevatternregimentes, mit Schulden überlastet, 1796 den frei-

willigen Entschluß gefaßt, sich Preußen zu unterwerfen. Ihm konnte es also nicht als Demütigung erscheinen, wenn es statt des preußischen Adlers die bayerischen Rauten eintauschte. Auch darf man nicht übersehen, daß die Bevölkerung Frankens zu einem beträchtlichen Teil, nicht nur im Eichstättischen, sondern bis Nürnberg, bayerischen Stammes ist.

Wenn man nun die Arrondierungen auch als segensreich erkennt, so meint doch mancher, man solle davon nicht viel Aufhebens machen, weil sie Erinnerungen wachrufen an jenen gehässigen Bund, dem der Rhein ungern seinen Namen lieh (Platen). Als ob nicht auch für Bayern gälte, was Hardenberg einmal für Preußen in Anspruch nimmt: „Mit den Forderungen einer richtigen politischen Moral war die angetragene Verbindung mit Frankreich gar wohl zu vereinigen, da die Sicherheit des Staates und seine Fortdauer mit dem zu seiner Selbständigkeit und Unabhängigkeit nötigen Ansehen eine solche Maßregel dauernd notwendig machte." Der Preßburger Friede war weit entfernt, einen endgültigen Zustand in Deutschland herbeizuführen. Da die neuen Souveräne über die Auslegung seiner Bestimmungen sich nicht einigen konnten, wurde nach wiederholten vergeblichen Versuchen am 13. April 1806 durch Napoleon die Aufteilung ganz Süddeutschlands, das noch immer von den französischen Truppen besetzt war, verfügt und am 12. Juli wurde zu Paris von sechzehn Reichsständen der rheinische Bund abgeschlossen; am schwersten fiel den neuen Mitgliedern desselben die Lossagung vom Deutschen Reich. Und doch hatte Montgelas schon früher von Haugwitz erfahren, der König von Preußen lege dem Deutschen Reich keinen Wert mehr bei und sei bereit, sich von ihm zu trennen. Ein anderer deutscher Fürst, Karl Theodor von Dalberg, der für keine Dynastie, für kein ihm angestammtes Land zu sorgen hatte, verfolgte durch die Ernennung des Kardinals Fesch, des Oheims des Kaisers, und die beabsichtigte Erhebung des Herzogs Murat von Berg zum Kurfürsten den ruchlosen Plan, im Kurkollegium eine französische Majorität herzustellen nnd durch dieses ehrwürdige Institut dann die Absetzung des Kaisers Franz II. aussprechen zu lassen. Dagegen nimmt sich denn doch die von dem badischen Minister Reitzenstein entworfene Lossagung der Rheinbundsfürsten, deren Ton durch den bayerischen Gesandten, Baron Cetto, noch wesentlich gemildert wurde, besser aus! Hätte Kaiser Franz die Krone schon früher niedergelegt und nicht zum Gegen-

stand eines unwürdigen Geschäftes machen wollen, so wäre ihm diese Schmach erspart geblieben. Kein Deutscher wird heute von diesen traurigen Vorgängen ohne tiefe Wehmut vernehmen, aber die Gerechtigkeit fordert, die Fürsten des Rheinbundes nicht allein für die Katastrophe verantwortlich zu machen. Hätten sie sich etwa, fragt einmal der Berliner Historiker Max Lenz, zu Don Quixotes des Deutschen Reiches aufwerfen sollen? Die Höfe von München und Stuttgart speziell suchten bis zuletzt die Ketten von sich durch verzweifelten Widerstand fern zu halten; aber es war zu spät. „Man muß sich überzeugen, schreibt Cetto inmitten der aufreibendsten Verhandlungen, daß wir in Wahrheit in erster Linie Bayern sind, aber daß wir auch nicht aufhören, Deutsche zu sein und daß die deutschen Interessen an uns immer ebenso eifrige Vorkämpfer finden werden, wie in den anderen Teilen des Reiches," und Montgelas sah bereits im Geiste die Loslösung seines Fürsten von dem Siegeswagen des Imperators voraus. „Frankreich ist in diesem Augenblicke unser bester Bundesgenosse und unsere sicherste Stütze; alles das kann und muß sich ändern, weil nichts beständig ist in der Welt. Aber es könnte sehr große Nachteile, vielleicht eine augenscheinliche Gefahr mit sich bringen, wenn man nur durchblicken ließe, daß man schon fest auf den Augenblick wartet, wo man unbotmäßig sein kann. Unser Haus wäre dann von denen verlassen, die ihm zwar zu einigen Klagen Anlaß gaben, aber gleichwohl ihm große Dienste geleistet haben, und die anderen sind noch zu nichts weniger als zu unserem Empfange bereit." Und als später sein Gebieter Gewissensbisse empfand über die ergriffene Partei, tröstete er ihn damit, es hing nicht von dem bayerischen König ab, die Revolution aufzuhalten und ihre einschneidenden Folgen zu verhüten.

So wenig ließ sich Max Joseph trotz seiner Vorliebe für französisches Wesen in französische Fesseln schlagen, daß er sogar zuerst den idealen Beruf Bayerns in Deutschland mit klarem Blick erkannt hat. Er riß die chinesische Mauer ein, die das Land früher von dem protestantischen Norden trennte, und brachte seine Untertanen wieder in Beziehung zu dem übrigen Deutschland. Zu diesem Behufe wurden auswärtige Gelehrte an die drei Landesuniversitäten — die Hochschule in Ingolstadt wurde nach Landshut verlegt —, besonders aber nach München berufen. Aus Gotha kamen der Numismatiker und Archäologe Schlichtegroll und der Philologe Jacobs, einer

der besten Kenner des Griechischen. Drei Württemberger standen schon vor ihrer Übersiedelung nach München in bayerischen Diensten: der Philosoph Schelling, damals noch ein junger Mann, der mit seiner Naturphilosophie die Ketten der Lehre Kants und Fichtes gesprengt hatte, Niethammer, der, von Haus aus Theologe, sich neben dem Baron Frauenberg und Zentner die größten Verdienste um das Volksschulwesen erwerben sollte, und der Historiker Breyer, der vom Geiste des Johannes Müller erfüllt war. Jacobi, der seit 1804 in München weilte, war gleich den übrigen Genannten Protestant, aber als Düsseldorfer schon von Geburt bayerischer Untertan; ihm war es beschieden, 1807 die neu organisierte Akademie als Präsident zu eröffnen. Friedrich Thiersch, 1809 von Göttingen in die bayerische Hauptstadt berufen, wurde der Reorganisator der höheren Schulen; mit Recht trägt er den Ehrennamen des Präzeptor Bavariae. Anselm Feuerbach, der neben dem Klassiker des römischen Rechtes Savigny eine Zeit lang in Landshut als akademischer Lehrer wirkte, arbeitete dann in München das Edikt über die Abschaffung der Tortur (1808) und das Strafgesetzbuch für das Königreich Bayern von 1813 aus, das trotz mancher Härten nachher in Oldenburg, Weimar, Hannover, Württemberg und einigen Schweizer Kantonen fast wörtlich als Landesgesetz publiziert wurde und so ziemlich überall anregend wirkte. In seiner „aktenmäßigen Darstellung merkwürdiger Verbrechen“ schuf er ein durch psychologische und juristische Schärfe wie durch dichterische Divination einzigartiges Werk, dem keine Nation ein gleiches an die Seite zu setzen vermag. Nicht immer trat die stille Gelehrtenarbeit freilich mit so erlesenen Früchten an die Außenwelt, und so regte sich gegen die Fremden ein heftiger Widerwille von seiten der Einheimischen wie gegen die schlechten neuen Laternen in der Kaufinger Gasse, von denen es 1807 hieß:

> Sie kosten viel und leuchten wenig,
> Sie sind auch von Schlampampen her,
> Drum lieber, guter König
> Mach sie zu Akademiker.

Politische und religiöse Motive verschärften den Gegensatz bis zu dem Grade, daß gegen Thiersch sogar ein Mordanschlag verübt wurde, und Karl Freiherr von Aretin beschuldigte in einer Schrift: „Die Plane Napoleons und seiner Gegner 1809“ die norddeutschen Gelehrten als Feinde des Kaisers. Allerdings wurden auch von seiten der Ausländer oft schwere

Fehler begangen, wenn z. B. Feuerbach in Landshut schrieb: „Die Verhältnisse der Professoren hier sind Verhältnisse von Teufeln beinahe im eigentlichen Verstande, bei denen Roheit, Sittenlosigkeit, höllische Bosheit, Abgefeimtheit, Niederträchtigkeit, Gemeinheit vorwalten,“ oder Thiersch seine Schrift „Über die angenommenen Unterschiede zwischen Süd- und Norddeutschland“ mit dem Motto versah: procumbit humi bos. Auch ging der Bayer keineswegs immer, wie Andreas von Baranoff ihn schildert, „lieber ins Bierhaus oder ins Konzert oder ins Museum oder läßt sich's gut schmecken bei einem Gläschen Wein, oder einem Journal und Roman, je nach dem Stande, und kümmert sich den Teufel nicht um den Fortschritt in Kunst und Wissenschaft“. Sagt doch Kant von Socher, der als Lehrer der Philosophie nach Landshut versetzt wurde, nachdem er früher die Schriften seines Lehrers in Getreidesäcken als verbotene Ware hatte in seinen Pfarrhof einschmuggeln müssen: „Von allen meinen Schülern hat mich keiner so ganz verstanden als ein armer Pfarrer bei München.“ Auch für Cajetan Weiller war Kant der größte Weltweise, während Franz von Baader mit Schelling in Freundschaft verbunden war. Der Name des wackeren Benedikt Holland lebt noch heute in dem von ihm umgebildeten und trefflich geleiteten Knabenseminar fort, und neben den Imhof, Streber, Pallhausen, Aretin u. a. darf auch Lorenz Westenrieder nicht vergessen werden, der als getreuer Eckart seines Volkes noch immer fortfuhr, warnend und mahnend seine Stimme zu erheben, wenn er auch über alle die verhaßten Neuerungen den Stab brach: Was zu viel ist, ist zu viel: quanta stupiditas.

Während Montgelas persönlich den Umgang mit Gelehrten hochschätzte, aber als Minister nicht immer gut auf sie zu sprechen war, weil sie ihren Haß gegen Napoleon und ihre abweichenden politischen Ansichten oft in einer der Regierung wenig genehmen Weise äußerten, suchte der König die Fremden gegen seine Untertanen ebenso wie gegen die Anmaßungen der Franzosen zu schützen. Als Feuerbach den bayerischen Staatsdienst verlassen wollte, weil seine Gegner unter andern Neckereien ihm Leichenfrauen ins Haus geschickt hatten, ihn zu begraben, meinte Max Joseph: „Die Buben, die ich kenne, fürchten sich vor Ihrem Verstand, darum diese Bübereien. . . . Erfüllte ich Ihnen alle Ihre Bedingungen und erzeugte Ihnen alle Ehren, so würden doch diese Buben sagen, sie hätten mich ge-

zwungen, Sie auf eine ehrenvolle Weise aus meinem geheimen Rat zu verweisen. Das wäre gegen meine Würde." „Des Königs Max Joseph Dienste zu verlassen, schrieb der Gelehrte nach dieser Audienz, dazu ist mir die Lust vergangen, seitdem ich Ihn wieder gesehen und gesprochen hatte." Als Davoust den Präsidenten Jacobi als gefährlichen Mann in der Nähe des Königs verdächtigte, antwortete dieser: „Ich habe ihn immer als einen braven und rechtschaffenen Mann gekannt." In besonders nahen Verkehr zum Königshause trat Thiersch. Mit ihm stand der Kronprinz in regem Gedankenaustausch über hellenische Kunst und Geschichte. Fünf Prinzessinnen, die beiden Zwillingspaare Elisabeth und Amalie, Sophie und Marie, dann Ludovike, genossen seinen Unterricht bis zu ihrer Vermählung, und die Besuche des Professors in Nymphenburg hörten erst mit dem Tode des Königs auf.

Maximilian müßte kein Wittelsbacher gewesen sein, wenn er nicht auch für die bildenden Künste ein warmes Verständnis bekundet hätte. „In der Überzeugung," heißt es schon in einer Verordnung von 1802, „daß das Glück eines Staates und sein Wohlstand nur in der Kultur des Geistes blühen könne, erheischt es Unsere Pflicht, nicht allein auf die öffentliche Erziehung die nächste Sorge zu wenden, sondern auch nach der Rückkehr des Friedens auf die für die Nationalkultur und Industrie so wichtigen bildenden Künste unser Augenmerk zu richten. Aber Künstler, welche dem Staate oder Hofe keine unmittelbaren Dienste leisten, gleich wirklichen Staats- oder Hofdienern zu besolden, ist mit den Grundsätzen einer strengen Haushaltung nicht vereinbar. Auch ist dies für die Kunst mehr schädlich, da hierdurch der Reiz nach Ruhm und das Ehrgefühl, diese Triebfedern des Großen und mit denselben die Anstrengung mehr erschlafft als genährt wird." Allem Prunke abhold, bekannte Max, daß „die Liebe für Maß und Schicklichkeit, welche die Kunst einflößt, endlich auf das Leben übergehe und auch in dieser das Zweckmäßige und Gebildete vorzugsweise suchen lehre". Unter seiner Regierung wurde im englischen Garten der Kleinhesseloher See angelegt; von K. von Fischer wurde das prunkvolle Prinz Karl-Palais — für den Minister Salabert — und das 1823 abgebrannte Hoftheater erbaut. Von L. von Klenze rührt das Hofgartentor, das Kriegsministerium, der Leuchtenbergpalast her. Noch wäre eine Reihe von Nutzbauten zu nennen, wie die Hofgartenkaserne, die jetzt dem

Armeemuseum Platz gemacht hat, die Türken- und die Schwere Reiter-Kaserne, die Anatomie, die Fronveste u. a. Durch Max I. kam die Galerie von Zweibrücken und die noch viel bedeutendere von Düsseldorf, heute mit ihren prächtigen Rubens, van Dyck, Rembrandt, Rafael, Tizian u. a. ein Hauptgrundstock der alten Pinakothek, nach München. Die diplomatischen Verhandlungen, welche hierüber bei der Abtretung von Berg an Preußen mit Frankreich gepflogen wurden, entsprangen der persönlichen Initiative des Fürsten und hatten ihren Grund darin, daß die erlesenste Gemäldesammlung Deutschlands nicht aus Mitteln der Landschaft, sondern auf Kosten der Privatschatulle der Wittelsbacher in Düsseldorf begründet worden war. Auch kostbare Neuerwerbungen wurden gemacht, z. B. das berühmte Selbstbildnis Dürers, und der Bau einer Zentralgemäldegalerie wenigstens geplant. Nicht nur für Bayern, sondern für ganz Deutschland hochbedeutsam war die Errichtung der Akademie der bildenden Künste 1808, an der die beiden Langer wirkten. Damals lebten in München der Kupferstecher Karl Ernst Heß, der Vater des Historienmalers Peter, die Schlachtenmaler Gebrüder Adam, die Landschafter Dillis, Dorner und Quaglio, die Pflanzen- und Architekturmaler Franz und Wilhelm Kobell, die Bildhauer Eberhard u. a. Auch für die bildende Kunst von Wichtigkeit war die Erfindung des Steindrucks durch Alois Senefelder; Frauenhofer, dem der König selbst einmal das Leben gerettet hat, gründete mit Reichenbach und Utzschneider das berühmte optische Institut. Noch als Kronprinz fand Ludwig I. Gelegenheit, den von seiner leider zu früh verstorbenen Mutter ererbten erhabenen Sinn für alles Schöne und Ideale in umfassender Weise praktisch zu betätigen. Schon auf seiner ersten italienischen Reise 1804 knüpfte er Beziehungen an zu den Künstlern, die später die herrlichsten Früchte für beide Teile trugen. Der Achtzehnjährige sammelte mit erlesenem Geschmack antike Bildwerke, tauschte, wie er selbst spottet, „gegen altes Gestein neues gewichtiges Gold". Im Jahre 1807 war in dem von den Franzosen besetzten Berlin sein erster Gang zu dem Bildhauer Schadow, eine Büste Friedrichs des Großen zu bestellen für einen Ruhmestempel deutscher Ehren, und 1809 sandte er den Freiherrn Haller von Hallerstein zu Ausgrabungen nach Ägina. Durch M. Wagner gelang ihm die Erwerbung der Äginetengruppe und auf dem Wiener Kongreß kaufte er den Ilioneus um dreiunddreißigtausend Gulden, was den Kaiser Franz beinahe zur Ver-

haftung des Kunsthändlers, der seinen „narreten Neffen so angeschmiert“ hätte, veranlaßte. 1816 wurde der Grundstein gelegt zur Glyptothek. Mochte auch der Münchener vor dem „närrischen Kronprinzenhaus“ den Kopf schütteln, so bewundert dagegen der Kenner in der Schöpfung Klenzes die gelungene Verbindung römischer Raumdisposition und Konstruktion im Innern mit griechischer Formgebung nach außen.

So wurde in den Tagen des Rheinbunds schon der Grund gelegt zur Bedeutung Münchens für die nationale, deutsche Kunst. Auch sonst hat man sich den Druck der Fremdherrschaft vielfach zu hart vorgestellt. Mit Recht gilt der wackere Nürnberger Johann Philipp Palm, der in Braunau erschossen wurde, weil er sich weigerte, den Verfasser des armseligen Pamphlets: Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung, zu nennen, als Märtyrer der deutschen Freiheit; aber ein Opfer des Rheinbundes ist er nicht. Mit ihm waren fünf andere Angeklagte zum Tode verurteilt, die aber, soweit sie sich Palms Schicksal nicht durch die Flucht entzogen hatten, gerade den Rheinbundsfürsten, den Königen von Bayern und Württemberg, deren Untertanen sie waren, ihre Rettung verdankten. Das Unglück Palms, den übrigens die bayerische Regierung früher schon einmal hatte warnen lassen, war es, daß die freie Reichsstadt Nürnberg damals noch nicht an Bayern abgetreten war. Im übrigen wurden, abgesehen von einzelnen Ausbrüchen übler Laune, denen in Napoleons Nähe kaum zu entgehen war, und die er nicht selten als politische Triebfedern zu benützen suchte, nach dem Zeugnis von Montgelas die Beziehungen zwischen Paris und München stets in anständiger und würdiger Weise innerhalb der bestehenden Übung und auf dem Wege völliger Gleichheit erhalten. Wenn am 18. Mai 1808 die bisherigen Provinzialstände aufgehoben und am 25. Mai eine neue Konstitution proklamiert wurde, die ihr Vorbild, die Verfassung des Königreichs Westphalen, nicht verleugnete, so hat dabei der persönliche Wunsch des Kaisers, den der König unmittelbar vorher in Mailand besucht hatte, höchstens beschleunigend mitgewirkt; denn schon 1803 hatten Beratungen mit den ständischen Verordnungen stattgefunden zur Vorbereitung einer den Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Reform der ständischen Verfassung: auch darf man nicht vergessen, daß Frankreich damals als Musterland angesehen wurde. So ist Bayern der erste rein deutsche Staat, in dem die Idee einer Volksvertretung aufgestellt wurde.

In der Konstitution vom Jahre 1808 — die übrigens nie in Wirksamkeit trat — prägen sich, so urteilt Max von Seydel, die Vorzüge und Mängel des damaligen Regierungssystems alle aus, einerseits das zielbewußte Streben nach fester Begründung und Zusammenfassung der Staatsgewalt, andererseits die Unfähigkeit, den Gedanken eines wahrhaft konstitutionellen Staatswesens zu erfassen und lebenskräftig zu gestalten. Immerhin aber ist in dieser Verfassung eine große Summe politischen Fortschritts niedergelegt. Dazu kommt noch der klassische Schwung der Sprache, der in der Verfassung von 1818 nicht wieder erreicht wurde. „Völker Unseres Reichs! — so schließt die Urkunde — Die Befestigung Euerer gemeinschaftlichen Wohlfahrt ist Unser Ziel! Je wichtiger Euch dasselbe erscheint, und je durchdrungener ihr von der Erkenntniß seyd, daß kein besonderes Wohl sich anders, als in der engsten Verbindung mit dem allgemeinen, dauerhaft erhalten kann; desto sicherer wird dieses Ziel erreicht und Unsere Regentensorge belohnt werden."

Der Kaiser der Franzosen hatte den Code Napoléon dazu bestimmt, das europäische bürgerliche Gesetzbuch zu werden. Feuerbach hätte sich dazu hergegeben, „einen Code Napoléon zu liefern, so wie ihn die französischen Gesetzgeber geschrieben haben würden, wenn sie ihn für Deutschland und für Bayern insbesondere hätten schreiben wollen." Allein die darauf gerichteten Arbeiten wurden trotz des ausdrücklichen Wunsches des Kaisers wieder eingestellt. Nicht minder energisch wußte Montgelas zweimal den Ausbau der Verfassung des rheinischen Bundes zu verhindern, weil er dadurch eine Schmälerung der bayerischen Souveränität befürchtete. Weniger glücklich war man in der Bekämpfung der Kontinentalsperre, deren Härte in Bayern besonders drückend empfunden wurde, obwohl sogar der französische Gesandte in München selbst wiederholt Vorstellungen an seine Regierung richtete, man möge den Bundesgenossen nicht wie einen Feind behandeln und das Land nicht durch die engherzigste Zollpolitik in Verarmung stürzen. Noch schmerzlicher als die Opfer an Geld und Gut aber, weil unersetzlich, sind die Opfer an Blut, die dem Lande zum Teil im Kampfe gegen die eigenen Brüder auferlegt wurden.

Keiner empfand diese Schmach so tief wie Kronprinz Ludwig. Auf der Universität hatte er ein Bild der deutschen Verfassung in sich aufgenommen, das der Wirklichkeit nicht mehr entsprach. Feuerbach hat ihn

schon damals richtig charakterisiert: er wird, wenn er zur Regierung kommt, zwar anders, aber nach gleichen Zwecken regieren. In Italien regten sich die traurigsten Erinnerungen in ihm,

Denkend an das, was Teutschland ist, und was es gewesen.

In Straßburg ruft er 1805 aus: „Das sollte mir die teuerste Siegesfeier sein, wenn diese Stadt, in der ich geboren bin, wieder eine deutsche Stadt sein würde." Einem Vertrauten gesteht er: „Sie glauben nicht, was ich im Jahre 1805 gelitten habe und wie sehr das Verhalten meines Vaters meinen Grundsätzen widersprach." 1806 kehrt er von einer Reise nach Paris mit erhöhter Abneigung gegen Napoleon zurück. Der ausdrückliche Befehl des Kaisers, sich zum Kriege nach Polen zu begeben, brachte ihn um eine Reise nach Spanien. Mochte der gemeine Soldat sich trösten:

Für Bund und Land und König sterben
Heiß' ich ein höhres Leben erben,

oder der Offizier sich vorsagen, der wahre Soldat hat nichts mit der Politik gemein, als daß er die seines Staates mit den Waffen verfechte; der Thronfolger dichtete während seines Verkehrs mit den französischen Marschällen:

Auf, ihr Teutschen, sprengt die Ketten,
Die ein Corse uns hat angelegt,

und kam sich in Polen als Geisel vor. Den drei bayerischen Divisionen unter Deroy, Wrede und Ysenburg war in dem Feldzug 1806/7 zwar keine Teilnahme an Entscheidungskämpfen vergönnt. Immerhin gab die Eroberung Schlesiens, die zur Durchführung der Pläne des Kaisers notwendig war, jedem Offizier die Möglichkeit, Kriegslorbeeren zu erwerben, und die Soldaten trugen den Ruhm der bayerischen Waffen über Weichsel und Narew bis an den Bug und Niemen und in das rügische Eiland. Kronprinz Ludwig fand als Kommandeur der zweiten Division in der Schlacht bei Pultusk Gelegenheit, sich so sehr auszuzeichnen, daß ihn sein Vater, dem er den Sieg „mit einem Gefühl, das nicht zu schildern", mitteilte, mit dem Großkreuz des Max Josephs-Ordens dekorierte. „Seine erste militärische Tat war des erlauchten Blutes würdig, aus welchem er entsprossen ist", schrieb der Marschall Massena an den königlichen Vater. „Die

Generale E. M. fanden sich verpflichtet, den feurigen Mut des Prinzen zu mäßigen.“ Nach seiner Rückkehr küßte Max Joseph seinen Sohn im Theater in der Hofloge unter dem Jubel des Volkes. Die Siege über Preußen mußten offiziell gefeiert werden; aber Westenrieder gedenkt zornig des Tedeums, „wegen des Unglücks, vermöge dessen Deutsche von Deutschen geschlagen wurden“. Ein Volkslied, das damals gesungen wurde, mutet uns gar nicht wie ein Siegeslied an:

Nicht teurer Siegeslorbeer macht
Ein Volk beglückt und groß;
Das kann ein guter König nur,
Der für sein Heil stets wacht.

Der Verfasser der „patriotischen Empfindungen bei der erfreulichen Rückkehr der siegreichen bayerischen Truppen“ rühmt die Humanität des bayerischen Soldaten:

Doch nie vergißt er, Mensch zu sein.
Er übt die Humanität nicht in Phrasen,
Ihm ist sie Herzensdrang.

Die öffentliche Meinung empfand das Unglück Preußens weit überwiegend als eine Sühne alter Schuld, als eine heilsame Lehre für die Zukunft. Bei dem Ausbruch des Krieges gegen Österreich, 1809, klatschten die Professorenfrauen in Landshut dem Vorrücken der österreichischen Truppen Beifall, wie bei einem Schauspiel, und der junge Graf Platen schrieb damals in sein Tagebuch: „Ich weiß nicht, sprach der alte Preuße aus mir oder war es der Haß gegen die Franzosen: ich wünschte den kaiserlichen Truppen Heil und Segen und allen Welschen den Untergang, wenn auch die Bayern mit ihnen alliirt waren.“ In der Erinnerung daran, daß die Östereicher ihre Grenzen früher bis an die Naab vorschieben wollten, daß sie die heimischen Kapitalisten auf das schwerste geschädigt und den gefangenen Landsleuten die härteste Behandlung hatten zuteil werden lassen, hielt man sich dagegen in Nordbayern die Pflicht gegen den König und das regierende Haus, die Pflicht gegen sich selbst und seine Mitbürger vor Augen. „Österreich wollte auf Deutschlands Trümmern und Schutthaufen von neuem seine künftige Größe gründen, uns Sklavenketten auflegen sowohl in moralischer wie in physischer Hinsicht“, heißt es in einer gleichzeitigen Schrift. Der Aufruf des Fürsten Rosenberg an die Bayern schien Westenrieder so viel ungereimte Sachen zu enthalten, „daß man sich

über den gänzlichen Mangel an gesundem Menschenverstand nicht genug wundern kann ... Überhaupt ist in jedem Betracht eine Zumutung an die Bayern, daß sie wider die Franzosen sich erklären sollten, recht kindisch. Und eben den Bayern, welchen man so was zumutet, sagt man, sie sollen die Vergrößerung ihres Landes abtreten. Miraculum dementiae." Als er von einem Aufruf hörte, der die Geistlichkeit zum Anschluß an die Sache des Erzhauses auffordern sollte, schrieb er: „Unsere Geistlichkeit wie ich sie kenne, würde eine verabscheuungswürdige Zumutung mit Verachtung abgewiesen haben." Der bayerischen Staatsleitung war es noch weniger als der preußischen möglich, nationalen Regungen, die da und dort hervortraten, in ihrer Politik Rechnung zu tragen; aber wie ernst man die Lage betrachtete, beweist das Abschiedswort des Königs an Feuerbach: „Adieu, geht es gut, so sehen wir uns wieder; geht es übel, adieu." Der Kronprinz machte vor seinem Abgang zur Armee sein Testament und aus manchen Anzeichen schloß unser Gewährsmann, er suche den Tod. Er hatte sich seinem Vater zu Füßen geworfen, „nicht um zu befehlen, sondern um unter den Augen des Kaisers befehlen zu lernen"; aber Napoleon versagte ihm den Oberbefehl über die bayerischen Truppen. Erst als er unter seinen Augen in der Schlacht bei Abensberg eine Division mit der größten Bravour geführt hatte, umarmte ihn der Cäsar: Sie verdienten in der Tat eine Armee von hunderttausend Mann zu führen, und für den folgenden Tag war die Parole für die ganze Armee: Bavière et Bravour. Die Chevaulegers Ludwigs durften, nachdem sie bei Landshut neuen Ruhm erworben, Gardedienste verrichten; bei Eggmühl stürmten sie einen Weinberg. Nach dem Einzug in Regensburg meldete Napoleon dem König: Wir sind in einer ganzen Reihe von Schlachten Sieger geblieben, wobei sich Ihr Sohn ohne Furcht und Tadel bewährt hat. Aber nach einem Mißerfolg in Tirol tat der Kaiser den kühnen Ausspruch: „Was hindert mich, diesen Fürsten erschießen zu lassen?" Ludwig konnte es dem Kaiser nicht vergessen, daß er seine Heirat mit einer russischen Großfürstin hintertrieben hatte, und machte aus seiner Abneigung gegen den Korsen kein Hehl mehr; in offener Gesellschaft brachte er ein Pereat auf ihn aus, daß das Glas zersprang, und an seiner Tafelrunde wurden Reden geführt, die für französische Ohren nicht geeignet waren. Dem Kaiser blieb dies alles nicht verborgen, und später noch äußerte er: „Des Vizekönigs Eugen

Kinder sind ja auch Enkel von König Max" oder: „Dieser Prinz (Ludwig) wird nie den Thron besteigen."

Der Aufstand in Tirol gegen die bayerische Herrschaft war nicht nur durch eine Proklamation des Kaisers Franz an die Tiroler, jene Kundgebung „ohne Kopf und Herz", sondern hauptsächlich durch schwere Schäden in der bayerischen Verwaltung herbeigeführt. Max Joseph hatte durch einen Besuch bei einem Bauern 1807 von den Mißständen Kenntnis erhalten und in leutseligster Weise Zusagen gemacht, deren Erfüllung leider auf sich warten ließ. Doch beurteilte er die Erhebung auf die mildeste Art. „Aber denken sie sich, jetzt haben mir die Franzosen den Hofer erschossen," rief er aus, als er nach der Rückkehr von einer Reise nach Frankreich den Tod des Helden erfuhr. Den Sohn Speckbachers ließ er nach München kommen und als der Knabe auf die Frage: „Was glaubst du denn, daß wir jetzt mit dir tun werden?" antwortete: „Nun, umbringen werdet ihr mich halt," sagte der König lächelnd: „Nein, so arg wollen wir es mit dir nicht machen," und gab ihn in eine Erziehungsanstalt. Der Familie Hofers sprach der Kronprinz bei einem Besuche selbst Trost zu. Im Frieden von Schönbrunn gewann Bayern für seine Teilnahme an dem österreichischen Kriege Salzburg und Berchtesgaden, das Innviertel, einen Teil des Hausruckviertels, und im Jahre 1810 kam noch dazu Bayreuth, sowie Stadt und Fürstentum Regensburg.

Das Jahr 1810 bildete insofern einen Lichtpunkt für das Königshaus, als sich der Kronprinz mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen vermählte. Aus Anlaß der Hochzeit wurde ein Pferderennen auf der Sendlinger Wiese abgehalten, das Anlaß bot zur jährlichen Wiederholung als Oktoberfest. „Volksfeste freuen mich besonders", sprach damals der leutselige Thronfolger. „Sie sprechen den Nationalcharakter aus, der sich auf Kinder und Kindeskinder vererbt. Ich wünschte nun auch Kinder zu erhalten und sie müssen gute Bayern werden; denn sonst würde ich sie mir minder wünschen. Der König, mein Vater, hat mich auch zum guten Bayern gebildet." Sein Wunsch ging bald in Erfüllung, indem ihm am 28. November 1811 ein Sohn geboren wurde, der spätere König Max II.

Nicht nur die Rheinbundstaaten, auch Preußen und Österreicher mußten 1812 der Geißel Europas Heeresfolge nach Rußland leisten. Bei

der Musterung der bayerischen Divisionen unter Deroy und Wrede rief eine russische Fürstin in Gegenwart französischer Stabsoffiziere: „Das, meine Herren, sind die Enkel jenes bayerischen Löwenvolkes, womit der heldenmütige Max Emanuel Wien entsetzt, Hungarns Festungen erstürmt und die türkischen Kriegerhorden wie leichte Spreuhaufen vor sich einhergetrieben hat. Diese Löwenschar ist der Kern ihrer Armeen; sie werden, wenn es denn doch zu einer unseligen Diversion wider die Russen kommen dürfte, eher sterben als weichen, und selbst im anbefohlenen Rückzug den Schirm der ganzen zerstäubten Heeresmacht bilden." Stolze Worte, die leider in Erfüllung gingen. Nach der Revue bei Wilna sagte Napoleon, das sechste Korps sei schöner noch als die Kaiserliche Garde. Das fünfzehnte Armeebulletin rühmt ihre Tapferkeit in der Schlacht bei Polozk; der greise Deroy erhielt den Titel eines Reichsgrafen mit einer Dotation von dreißigtausend Franken, starb aber schon am 23. August an den in der Schlacht erhaltenen Wunden. In Deroy verlor die bayerische Armee einen Offizier, der seiner Zeit weit voraus war und dessen taktische Grundsätze und Anschauungen über Erziehung der Soldaten von modernem Geiste durchweht sind. „Man kann sich des Bedauerns nicht entschlagen," sagt Döderlein, „daß dieser Mann von seinen Zeitgenossen doch nicht in dem Grade verstanden wurde, um die von ihm ausgestreuten Samenkörner nicht schon früher zur Frucht reifen zu lassen." Furchtbarer noch als die Waffen des Feindes und die Kälte — der erste bedeutende Frost fand bei den Bayern erst am 13. November statt — räumte die ungenügende Verpflegung, die starken Märsche auf schlechtesten Wegen, eine wahrhaft italienische Hitze und die durch trübes Wasser erzeugte Dysenterie unter den bayerischen Truppen auf. Als sie zum erstenmal an den Feind kamen, standen von fünfundzwanzigtausend Mann wenig mehr als neuntausend unter Waffen. Mit steigender Angst vernahm Max Joseph, wie die Armee immer weiter in das Innere des Landes gelockt wurde. Dann hatten die Tapferen den Rückzug zu decken. Am 3. Dezember zogen die Reste der großen Armee an ihnen vorüber. Da sah man Völker in allen Trachten und Farben von der Weichsel bis zum Kaukasus, Kürassiere in Weiberröcken, Garde-Husaren in Priestermänteln, Jäger in Rabbinertalaren. Andere hatten alte Hüte, Tornister, Stücke von Tuch, Schaffelle um die Füße gebunden, zerrissene Strohmatten um Kopf und Schulter geworfen,

Rückzug aus Rußland. Nach dem Gemälde von Albrecht Adam. (Aus dem König Ludwig Album.)

oder abgezogene Pferdehäute und erbeutetes Pelzwerk über die zerlumpte Uniform gezogen. Wrede deckte den Rückzug mit einem Häuflein Getreuer und wies vor Wilna standhaft die russische Aufforderung zurück, sich zu ergeben. Das ganze Korps zählte vor dem Übergang über den Niemen noch achtundsechzig Mann, verfallene Gestalten mit von Wunden und Frost verstümmelten Gliedern. Den Gefallenen aber hat König Ludwig aus dem Metall erbeuteter Kanonen in dem Obelisken auf dem Karolinen-Platz ein würdiges Denkmal gesetzt. Denn

„Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung.“

Drittes Kapitel.

Die Befreiungskriege. Bundesstaat und Verfassungsstaat. Ausgang Max Josephs.

„Ganz Deutschland schwebte in freudigem Erstaunen und jeder pries sich glücklich, noch erlebt zu haben, was keiner mehr zu hoffen wagte. So fest schien die Macht der Despotie gegründet." So schreibt Platen in sein Tagebuch 1813. Feuerbach freilich notiert: „Jubel des Volks. Kälte des Ministeriums. . . . Im Hause des Ministers Montgelas Hohnlachen über die nun »wieder aufkommende fatale Deutschheit«. . . . Um das Bayertum dreht sich alles, nichts von deutscher Ehre. Bayern ist die Welt." Allein er übersieht, wie auch die ihm nachbetenden Historiker, daß die Bedürfnisse des Südens vielfach anders gelagert waren als im Norden. Hier galt es, die Vorteile, die man im Bunde mit der großen Nation errungen hatte, zu behaupten. Die Gefahr lag nahe, daß man nach dem Anschluß an die Verbündeten manchen alten Unfug aufs neue sich wieder aufhalsen lassen, von mancher trefflichen Neuerung sich trennen müsse. Preußen und Österreich mußten sich das Vertrauen des Südens erst wieder verdienen. Darum waren die Süddeutschen keineswegs Deutsche minderer Güte. Der Tag der Abtrünnigkeit des ersten Konsuls von den Formen der Revolution, besonders aber jener der Einführung eines neuen Adels habe die demokratischen Gelehrten in den Harnisch geworfen, trug Fürst Metternich später einmal dem Kaiser Franz vor. „Nun wurde der Götze ein bloßes Schreckbild, alle bisher französisch predigenden Schriftsteller wurden deutsche." Schon 1805 bezeichnete ein Münchener Zeitungsartikel als eine Hauptquelle des Verderbens der Deutschen die Austilgung der nationalen Formen durch die ausländische Erziehung der höheren Stände, die als Zwittergeschöpfe weder die Ansprüche der Menschheit noch

die nationalen Pflichten kannten, durch das stete Sinnen und Drohen in ausländischen Phrasen den Geist verkrüppelten und ein Ungewitter über ihr Vaterland heraufführten, das alles verheerte. Die erste Preisfrage der neueröffneten Münchener Akademie galt der besten deutschen Sprachlehre, und Westenrieder eiferte in seinem Aufsatze „von einigen Kennzeichen des Verfalls des wissenschaftlichen Geschmackes" gegen die ungereimten und ekelhaften Barbarismen, die man in die nationale Sprache aufgenommen habe. Freiherr von Gagern erzählte, daß er in Mondsee, schon lange vor 1813, mit dem bayerischen Kronprinzen und dem General Wrede einen Bund zur Befreiung Deutschlands abgeschlossen habe, ähnlich jenem der schweizerischen Eidgenossen auf dem Rütli, und im Sommer dieses Jahres schrieb er an Stein: „Deutscher Sinn war unverkennbar in der bayerischen Nation geblieben und durch steigende Bildung genährt." Von der Frau des Ministers Montgelas, Ernestine von Arco, wissen wir, daß sie die stärksten Redewendungen über den Raubgeist der Franzosen liebte, und wer in Deutschland einen allgemeinen Kreuzzug gegen diese predigen wollte, konnte sich nicht heftigerer Ausdrücke bedienen. Der Naturforscher Alexander von Humboldt glaubte auf einer Reise nach München 1811 dem preußischen Gesandten von seiner Wahrnehmung Mitteilung machen zu müssen, daß das bayerische Ministerium gut deutsch sei, und der österreichische Baron Wessenberg tat noch nach dem Anschluß des Münchener Kabinettes an die Verbündeten der stets unveränderten Mäßigung dieser Regierung lobende Erwähnung. Der Schwede Brinckmann sieht in der „unverkennbaren Stimmung aller unserer deutschen Mitbürger", von denen er auch die Bayern nicht ausnimmt, „erfreuliche Zeichen der Zeit". Das diplomatische Korps in München gab dem französischen Gesandten schon während des Feldzugs gegen Preußen wegen der äußersten Gleichgültigkeit gegen die Erfolge der großen Armee zu heftigem Tadel Anlaß. Im Frühjahr 1813 sagten die Bauernburschen bei einer Konskription dem Landrichter ins Gesicht, wenn es gegen die Franzosen ginge, würden sie alle und ohne Ausnahme überall hinmarschieren, wohin man es haben wolle, und Offiziere von der Linie führten ebensolche Reden. In den geharnischten Sonetten verlieh Friedrich Rückert aus Schweinfurt dem Geist einer großen Zeit den erhabensten Ausdruck. Als dem Kronprinzen als „dem Stern aller deutschgesinnten Männer" das Kommando über die allgemeine Landesverteidigung

übertragen wurde, stellte sich ihm Feuerbach zur Verfügung, um seinem Vaterlande mit dem Geiste nützlicher zu dienen als mit der Faust. Seine Schrift „über die Unterdrückung und Widerbefreiung von Europa" wandte sich an die gebildeten Geister, die Deutschen, nicht die Bayern. Den weiteren Schichten des bayerischen Volkes galt sein Ruf: „Was sollen wir? „Unsere deutschen Brüder im Norden", heißt es darin, „gingen durch hohes Beispiel uns voran; sie zerbrachen zuerst die entwürdigenden Ketten, tilgten durch heldenmütige Tapferkeit die Schmach, die so lange den deutschen Namen befleckte, und pflanzten auch für uns das heilige Panier, auf welchem geschrieben stehet: Für König, für Freiheit und Vaterland. Die Ehre des bayerischen Namens fordert, daß keiner von uns zurückbleibe in dem edlen Wettkampf für die große Sache der Menschheit, daß wir unseren nordischen Brüdern nicht nur gleich kommen, sondern sie in allem Herrlichen und Großen, was sie für diese Sache getan, womöglich zu übertreffen suchen. Der Süden Deutschlands hat dem Norden eine große Schuld zu bezahlen; sie soll ihm wieder erstattet werden mit wucherlichen Zinsen." Ähnlich rief Wrede, als die Zeit zum Handeln gekommen war, in einem Tagesbefehl am 15. Oktober 1813 den Truppen zu: „Während die tapferen Heere der alliierten Mächte schon die glänzendsten Siege errangen, und zahllose Beispiele von Tapferkeit und Ausdauer gegeben haben, welche die Nachwelt mit Bewunderung in der Geschichte lesen wird, liegt es nun auch uns ob, durch Tapferkeit, Gehorsam und Beharrlichkeit uns den Beifall unseres allgeliebten Königs, des Vaterlandes, der alliierten Mächte und der noch unter drückenden Lasten seufzenden deutschen Völker zu erwerben. Der König und die mit ihm alliierten Mächte, weder von Eroberungssucht noch sonstigen partiellen Ansichten geleitet, wollen, daß Deutschland — Deutschland und Frankreich — Frankreich sei und Friede über Europa kommen soll." Man hat dem Manifest des Königs Max Joseph beim Anschluß an die Alliierten allzu große Lauheit vorgeworfen, aber es vermied doch den Fehler der Proklamationen der Verbündeten, die Hoffnungen erweckten, deren Erfüllung ausblieb; Feuerbach spricht übrigens von „des Königs kräftig schöner Proklamation". Freiherr von Aretin beantwortete die Frage „Was wollen wir?" dahin: „Den sicheren Genuß des Erworbenen, den freien Absatz des Erzeugten, den Wohlstand, der unsere Väter beglückte, die eines alten Volkes würdige Unabhängigkeit, welche es vor Vergeudung

seiner Kräfte für fremde Zwecke sichert, das Glück einem Fürstenhaus anzugehören, auf welches Bayern seit mehr als sechs Jahrhunderten stolz ist, das Glück, regiert zu werden nach unseren Gesetzen und Verfassungen, zu behalten unsere Sprache, unsere Sitte; zu erhalten alles was dem Menschen, dem Bürger teuer und heilig ist. Wir wollen unseres Königs würdig sein. Kämpfen, siegen und sterben für Max Joseph und Bayern." Im übrigen duldete der König keine Ausfälle gegen Frankreich und seinen Kaiser. Der König will, daß man handle, nicht daß man schreibe, bemerkte ein Zensor. Und empfand nicht auch Platen nach der Schlacht bei Leipzig Napoleon gegenüber: „Sein Stolz ist dahin, mit ihm unser Haß. Staunen verdient er immer"? Aus solcher Rücksichtnahme gegen den ehemaligen Bundesgenossen wurde die Völkerschlacht in München nur durch ein Tedeum in der Hofkapelle und für die Soldaten gefeiert, während der Kronprinz es sich nicht nehmen ließ, das Ereignis in Salzburg mit Gottesdienst, Festtafel und Speisung von achthundert Armen festlich zu begehen, und dieser Akt wurde bis zu seinem Tode jährlich in einer bayerischen Stadt am 18. Oktober wiederholt. J. von Döllinger erzählt: „Es gehörte zu den frühesten Erinnerungen meines Knabenalters, daß damals (1809—1812) in Franken und wohl auch anderwärts neben dem Freiherrn von Stein der Name des Kronprinzen von Bayern genannt wurde, dessen freimütiger deutscher Sinn wie ein Licht in dichter Finsternis schien. Es war uns Knaben als eine tröstliche Tatsache von unsern Vätern erzählt, daß dieser Prinz doch gewagt habe, dem Weltgebieter gegenüber, vor welchem alles sich zitternd beugte, seinen eigenen Willen zu behaupten." Sind uns auch nach Ludwigs letztwilliger Verfügung seine eigenen Aufzeichnungen bis 1918 noch verschlossen, so können wir doch jetzt schon den hervorragenden Anteil wenigstens in allgemeinen Umrissen ermessen, den er an dem Befreiungswerk nahm.

Eine etwas schwankende Haltung nahm, wie einst bei dem Abschluß des Bündnisses mit Frankreich, so nun angesichts der bevorstehenden Lösung, Max Joseph aus naheliegenden Gründen ein. Er empfand nicht nur das Unglück seines Landes, sondern er hatte auch ein lebhaftes Gefühl für seine persönliche Würde. Als er im Winter 1812/13 von Napoleon zur Ergänzung seines Kontingentes aufgefordert wurde, verbat er sich unter Bezugnahme auf einen Artikel im Moniteur, daß man in Paris von einem deutschen Könige wie von einem Präfekten oder General spreche. Bei einer

Zusammenkunft mit dem sächsischen Königspaar in Regensburg im April 1813 betonte er das Unrecht des französischen Hofes und die gerechten Beschwerden der deutschen Höfe. Aber bis zu dem letzten großen Erfolg des Kaisers, bis zur Schlacht bei Dresden (27. August 1813) glaubte er noch immer an den Stern Napoleons, und in den ersten Oktobertagen schrieb er ein Wort nieder, das seinem ritterlichen Sinn alle Ehre macht: „Es ist schmerzlich, einen Bundesgenossen zu verlassen, aber die Stimmung Bayerns, selbst die des alten Kurfürstentums, ist so ausgesprochen gegen Frankreich, daß ich keine Mittel sehe, mich aus der Sache zu ziehen.“ „Es ist im Interesse Bayerns, Zeit zu gewinnen und seine Hilfsmittel bis zu dem Augenblicke zu schonen, in dem es die Ereignisse klar übersehen oder selbst in entscheidender Weise beeinflußen konnte, und dieser Augenblick ist seitdem mit ebensoviel Geschick als Erfolg wahrgenommen worden,“ urteilt der sächsische Graf Senfft. Nur Unkenntnis der wesentlichsten historischen Momente oder bewußte Entstellung kann dem Minister Montgelas vorwerfen, daß er zu sehr an Frankreich gehangen habe. Hatte der aufgeklärte Mann kein Recht, privatim über die Deutschtümelei derer zu spotten, die in altdeutscher Tracht einhergingen? Ich habe schon früher angeführt, daß er bereits vor dem Abschluß des Rheinbundes voraussah, daß die Zeit kommen werde, wo sich Bayern wieder von diesem abkehren werde. „In Wahrheit war unser Standpunkt der, sich der Gegenwart zu freuen, ohne doch die Möglichkeit eines Umschlages, wenn sie gleich damals in weiter Ferne sich darstellte, außer Acht zu lassen,“ sagt er selbst. Schon im Frühjahr 1813 trat er mit dem Kronprinzen in Briefwechsel als dem Haupt der Opposition, die sich nicht mehr begnügte, die Faust im Sacke zu ballen. „Schon wurden die Worte Befreiung und Unabhängigkeit ganz offen ausgesprochen.“ „Es gibt nur ein Mittel, uns die Achtung der Nation wieder zu gewinnen,“ beschwor ihn der Thronfolger, „sofort unsere Waffen von der französischen Streitmacht zu trennen.“ Die Rüstungen im Frühjahr 1813 trugen denn auch durchaus den Charakter einer bloßen Landesverteidigung. Die Division Raglovich, die an den Kämpfen gegen die Alliierten noch teilnehmen mußte, war ursprünglich zur Verstärkung des russischen Kontingentes bestimmt. Im August ließ sich der Minister in Konferenzen mit dem bayerischen Geschäftsträger in Wien, Baron Koch, ein, die jedoch resultatlos verliefen. Die Unzufriedenheit des Grafen Montgelas mit dem Rieder

Vertrag hat sich später als durchaus berechtigt erwiesen, indem die Bayern gemachten Zusagen nicht erfüllt wurden. Mit dieser Abmachung war General Wrede der dilatorischen Politik des leitenden Ministers zuvorgekommen. Schon im September traute der französische Gesandte diesem Feldherrn einen Abfall zu, ähnlich dem des preußischen Generals York. Hatten doch zwanzig bayerische Offiziere nach ihrer Entlassung aus der russischen Gefangenschaft einen Aufruf ergehen lassen, ihre bayerischen Waffenbrüder im Namen der Ehre und Rettung Deutschlands zum Übertritte auf die Seite der Verbündeten zu veranlassen. Am 7. Oktober überwand Wrede in Bogenhausen die letzten Bedenken seines Monarchen und schon am folgenden Tag unterzeichnete dieser in Ried in Oberösterreich einen Vertrag, in dem Bayern gegen die bestimmte Zusage einer Verbindung des Hauptlandes mit der Pfalz, Tirol, das Salzkammergut, das Inn- und das Hausruckviertel an Österreich abtrat, im übrigen aber die Gewähr seiner vollständigen Selbständigkeit erhielt. So war des Kronprinzen sehnlichster Wunsch endlich erfüllt, „Kampf gegen den, der Freund sich nennend, als Feind sich erwies“. Auch den übrigen Rheinbundsfürsten hatte Bayern das Zeichen gegeben, sich ihres deutschen Berufes zu erinnern.

Dem General Wrede, dem auch die Österreicher am Inn unterstellt wurden, fiel nun die Aufgabe zu, sich im Rücken der französischen Armee eine feste Position zu schaffen und die Mainlinie zu gewinnen. Ganz im Sinne seiner Instruktion marschierte er der württembergischen Grenze entlang, um auf König Friedrich einen militärischen Druck auszuüben, und nahm Würzburg ein. „Der Marsch Wredes geht rasch vor sich; die Bayern zeigen viel Enthusiasmus und Freude; die Österreicher dagegen haben an diesen raschen Bewegungen keine große Lust,“ berichtet der württembergische Gesandte aus München. Leider weckten nach der Schlacht bei Leipzig falsche Nachrichten von dem Österreicher Schwarzenberg in dem General den Glauben, Napoleon suche seinen Rückzug nördlich bei Gießen und Weimar zu bewerkstelligen und unmittelbar hinter den Franzosen rückten die Verbündeten her. Als er statt der erwarteten zersprengten Flüchtlinge plötzlich die kaiserliche Garde vor sich sah, rief er aus: „Jetzt ist nichts mehr zu ändern; wir müssen als brave Soldaten unser Möglichstes tun.“ Er gehörte nicht zu den großen Feldherrn. Aber den Ruf eines umsichtigen und tapferen Generals, der mit allen ihm zu Gebote stehenden

Mitteln das Mögliche leistete, hat er auch in den dreitägigen Kämpfen um Hanau (28.—30. Oktober 1813) sich bewahrt. Selbst schwer verwundet, schrieb er bescheiden nach München, wo man die Schlacht fälschlich als einen Sieg der Bayern verherrlichte: „Ich habe dem Kaiser so scharf zugesetzt, als es mir möglich war. Ein Teil seiner alten Garde ist vernichtet, ich mußte angesichts seiner überlegenen Macht und des Mangels an Munition in unseren Reihen die Straße freigeben." Die verbündeten Monarchen haben Wredes Verdienst durch Ordensauszeichnungen anerkannt, und Napoleon äußerte nicht nur in Mainz von dem bayerischen König: „Er war ein kleiner Fürst, den ich groß gemacht. Es wird ein großer Fürst sein, den ich klein machen werde"; noch in einer Staatsratssitzung am 11. November in Paris donnerte er: „Nein, keinen Frieden, ehe ich nicht München in einen Aschenhaufen verwandelt habe." Platen hat die Schlacht bei Hanau, „wo Kraft gegen Kraft, Verzweiflung gegen Heldenmut sich riesenmäßig empörten", richtig eingeschätzt: „So ist denn der große Tag gekommen, wo mit den Franken ringt der deutsche Mann, wo ganz Europa die köstliche Perle ihrer Freiheit behauptet, wo ganz Deutschland nur von einem einzigen Gedanken beseelt wird. Ich fühle es, die Vaterlandsliebe ist das höchste, heiligste Gefühl in der Brust des Menschen."

Dreimal haben die Bayern noch im Befreiungsjahre 1814 ihren Namen unauslöschlich eingeprägt in die Tafeln der Geschichte: bei Brienne, Bar und Arcis. Bei Brienne war Blücher von Napoleon geschlagen worden. Unter den ihm gesandten Verstärkungen befanden sich die Bayern, und unter den Augen des russischen Kaisers, des Königs von Preußen und seiner beiden Söhne entschied der bayerische Feldherr mit seinen Truppen den Sieg. Gneisenau und Blücher haben sein Verdienst damals dankbar anerkannt. Mit Schwarzenberg unzufrieden, drängte Wrede wie Blücher unaufhörlich vorwärts nach Paris. Auch der bayerische Prinz Karl gab damals solche Beweise von Umsicht und Tapferkeit, daß Kaiser Franz ihm den Maria-Theresien-Orden verlieh. Der Kronprinz aber klagte, daß er „tatlos von dem Heere weit zurück" zu Hause bleiben mußte:

> Mich, den frühe teutscher Sinn begeistert,
> Den nicht die Gefahr, nicht Glanz bemeistert,
> Seh ich ausgeschlossen von dem Glück.

Nach zahlreichen Gefechten zwischen Brienne und Bar sur Aube wurde an letzterem Orte der Rückzug des Marschalls Oudinot durch Wredes An-

Paris kapituliert 1814. Nach einer Oelskizze von Hugo Diehl. (Aus dem König Ludwig Album.)

ordnungen beschleunigt. H. Leher erzählt von dem Schützentrompeter Samassa, der damals in den Fuß getroffen, das Signal: „vorwärts“ weiter blies, bis eine zweite Kugel seinen ehernen Mund verstummen machte, und von einem anderen bayerischen Soldaten, der mit der Todeswunde sich nach dem Fortgang der Schlacht erkundigte und auf die Mitteilung von dem Siege stöhnte: „Jetzt sterbe ich gerne.“ Bei Arcis sur Aube hätte Napoleon selbst Gelegenheit gehabt, sich an Wrede, der mittlerweile den Marschallstab erhalten hatte, zu rächen. Die Bayern fochten teilweise gegen zehnfache Übermacht; der Kampf war noch blutiger als bei Gravelotte. Prinz Karl holte sich damals den russischen St. Annenorden.

Bei Wiederausbruch des Krieges im Jahre 1815 schrieb Blücher an Wrede: „Da ich si uf min linken Flügell weiß, so bin ich um meine Flanke unbesorgt, jren siegreichen Degen wird der Feind wohl wieder Empfinden.“ „Auch ich zieh in den heiligen Krieg“, frohlockte der Kronprinz. Leider war diesmal den Bayern kein Anteil an entscheidenden Kämpfen vergönnt; als sie über den Rhein gingen, war die Schlacht bei Belle Alliance schon geschlagen. „Man darf sich in keine weitläufigen Verhandlungen einlassen, denn die Franzosen sind zu allen Zeiten gefährlich gewesen“, schrieb Ludwig auf französischem Boden an Kaiser Franz (6. Juli 1815). „Niemals hätte ein Fürst Größeres vollbracht als E. M., wenn es ihr gelingen würde, außer den bereits geforderten Distrikten noch Elsaß-Lothringen und die Plätze Metz, Toul und Verdun von Frankreich zu trennen.“ Wie er empfanden auch andere. In Dieuze bemerkte Platen in sein Tagebuch: „Es ist himmelschreiend, daß man diese ursprünglich deutsche Provinz nicht wieder mit unserem Reiche vereinigt, sowie auch Elsaß, da jetzt eben der richtige Zeitpunkt hierzu wäre.“

Allein den Siegen der Waffen folgten die Mißerfolge der Diplomatie; kaum daß die Restituierung der geraubten Kunstschätze zugestanden wurde, für die sich der bayerische Thronfolger in uneigennützigster Weise verwandte. Die Wiener Bundesakte erklärte die deutschen Fürsten für souverän und zum Schutze ihrer Unabhängigkeit miteinander verbündet. Auf dem Bundestag in Frankfurt erhielt Bayern vier Stimmen, in dem engeren Ausschuß nur eine. Die Zusage des Rieder Vertrages wurde nicht eingelöst. Trotz des zu erwartenden Aussterbens der männlichen Linie des Hauses Zähringen war Fürst Metternich in Anbetracht der „turbulent

liberalen" Grundsätze des bayerischen Thronfolgers nicht gewillt, durch Abtretung der badischen Pfalz Bayern einen neuen Machtzuwachs zu gönnen, und auf dem Aachener Kongreß wurde der unliebsame Streit mit Baden zu ungunsten des Münchener Hofes beendigt. Kein Wunder, wenn daher immer noch französische Stimmung genug im Lande zu finden war. „Sie seufzen, daß Frankreichs Einfluß in diesem Augenblick vernichtet, und sie hegen Wünsche für seine Beruhigung," meint der französische Geschäftsträger am bayerischen Hofe. Als dem Wiener Hofe ein kompromittierendes Schriftstück des Grafen Montgelas an den französischen Botschafter Mercy vom Jahre 1813 in die Hände fiel, wußte er die Entlassung des Grafen zu erwirken. Einen Bundesgenossen fand er in dem Kronprinzen, und auch Fürst Wrede hat seine Anteilnahme daran nicht in Abrede gestellt. Was der alte Minister geschaffen hatte, war niemand mehr recht; die Wohltaten seines Regimes hatte man vergessen. So war sein Rücktritt zur politischen Notwendigkeit geworden. Als der König am 1. Februar 1817 von einem Besuch bei seiner Tochter, der Kaiserin von Österreich, aus Wien zurückkehrte und sein bisheriger Vertrauter wegen eines leichten Unwohlseins zu seinem Empfang nicht zugegen war, erhielt er am folgenden Tage seine Entlassung unter Fortbezug seines Gehaltes. Der Minister, der seit 1809 in den Grafenstand erhoben war und die bayerische Königskrone in seinem Wappen führte, hat später keine politische Rolle mehr gespielt. Urteilte er auch über die Regierungshandlungen Ludwigs als König in seinen Privatbriefen nicht immer milde, so sind seine Memoiren doch frei von Verbissenheit; gestorben ist er erst 1838, im Frieden mit seiner Kirche.

Sein Nachfolger in der Führung der auswärtigen Angelegenheiten wurde Graf Aloys Rechberg, der ebenso wie der neue Minister des Innern, Graf Thürheim, einer Repräsentativverfassung abgeneigt war. Dagegen vertrat der ebenso charaktervolle als staatsmännisch begabte Finanzminister, Freiherr Max von Lerchenfeld, das konstitutionelle System aus Überzeugung, aber auch um deswillen, weil er ohne Mitwirkung der Stände keine Besserung der Finanzen erhoffte. Der Justizminister Graf Reigersberg liebte es nicht, entscheidend aufzutreten. Neben Triva als Kriegsminister trat Wrede als Minister ohne Portefeuille; doch hatten seine diplomatische Fähigkeiten auf dem Wiener Kongresse den Erwartungen nicht immer entsprochen. Nimmt man zu den geteilten Richtungen des Ministeriums noch die in politischen Fragen

Maximilian Graf von Montgelas.
Nach dem Gemälde von C. Heuß.

Max Freiherr von Lerchenfeld.
Nach dem Gemälde von Karl Brulow

unbedingt fortschrittliche, aber gegen die Kurie nachgiebige Gesinnung des Thronfolgers, so ist der Mangel eines einheitlichen geschlossenen Systems ohne weiteres klar. Unter dem Ministerium Montgelas war in den Zeiten unerschwinglicher Anforderungen die Finanznot des Staates auf das äußerste gewachsen; die Teuerung von 1816 schmälerte noch die Einnahmen, während sie die Ausgaben erhöhte. Die Staatspapiere standen auf vierzig bis fünfzig Prozent ihres Nennwertes, als Lerchenfeld eingriff. Unter der ausgezeichneten Mitwirkung des Staatsrats Suttner, der früher Bürgermeister von München gewesen war, gelang es ihm durch weise Maßnahmen in den Jahren 1818—1825 die bayerische Staatsschuld, über deren Höhe man sich lange Zeit nicht einmal eine richtige Vorstellung machen konnte, um vierzehn Millionen zu vermindern. Eine andere wichtige Aufgabe war die Regelung der Beziehungen zwischen Staat und Kirche; denn die Verhandlungen über ein Landeskonkordat hatten weder in den Jahren 1802—1807 noch 1815 zu einem Ergebnis geführt. Am 5. Juni 1817 unterzeichnete Bischof Häffelin — offenbar in Überschreitung seiner Instruktion — das Konkordat mit Rom, das nach der Meinung der leitenden Münchener Staatsmänner die Rechte der Krone beeinträchtigte. Da jedoch der Kronprinz auf Lerchenfelds Vorstellungen antwortete: „Das Konkordat hat unser König unterzeichnet, und daß er es zu halten vorhat, dessen bin ich überzeugt. Was würde aus teutscher Treue werden, wenn anders," fand der Generaldirektor im Ministerium des Inneren, von Zentner, den Ausweg, die Publikation des Konkordats mit dem Erlaß eines konstitutionellen Ediktes zu verbinden und die Hauptbestimmungen des letzteren in die Verfassungsurkunde aufzunehmen. So entstanden jene beiden einander feindlichen Gesetze, die nach Görres unaufhörlich gegeneinander streiten, „indem das jüngere das ältere zwar der Form nach bejaht, im Wesen aber verneint". Durch die Tegernseer Erklärung vom 15. September 1821, in der der König beteuerte, er habe bei Verleihung der Verfassung niemals die Absicht gehabt, dem Gewissen und den Rechten der katholischen Untertanen oder dem Konkordat Eintrag zu tun, wurde der Streit zwischen dem kurialistischen System und der modernen Gesetzgebung beendigt; die Gründung einer Landeskirche, seit dem Beginn der Regierung Max Josephs erstrebt, war nunmehr erreicht.

Den Höhepunkt der inneren Reformen bedeutet aber die Verfassung. Montgelas hatte die Umarbeitung der Konstitution von 1808 aufgeschoben,

weil ihm die außerordentlichen Ereignisse der folgenden Jahre stete Bereitschaft und unumschränkte Gewalt der Regierung zu erheischen und die schleppenden Verhandlungen einer Nationalrepräsentation nicht zu dulden schienen. Er hielt die durch eine Volksvertretung eingeschränkte Monarchie für den gegenwärtigen Stand der Völker in Deutschland in keiner Weise geeignet, wo nur eine recht wenig zahlreiche Klasse einige Vorteile von dem neuen Stande der Dinge gewinnen könne. „Denn alle Welt bedarf der bürgerlichen Freiheit, aber wie wenig Menschen gibt es in einem Staate, welche die Rechte der politischen Freiheit genießen, ja selbst nur verstehen können." So räumte denn ein Entwurf, den eine Kommission 1814 auf des Ministers Geheiß ausarbeitete, den Bürgern nur das Maß dessen ein, was eben ihr Auftraggeber für gut fand; der Entwurf wurde — nicht ohne das energische Drängen des Kronprinzen — vom König von Wien aus verworfen; aber die Arbeit war doch nicht umsonst, weil mit ihr die Grundlage für die weiteren Beratungen geschaffen war, und der Name Montgelas bleibt darum immer ehrenvoll mit dem großen Werke verbunden. Richtiger als seine prinzipielle Stellungnahme haben sich freilich die Anschauungen erwiesen, die der junge Platen schon 1816 über eine Repräsentativverfassung niedergelegt hat, indem er in ihr das sicherste Mittel erblickte, der unter den europäischen Nationen herrschenden Gärung eine wohltätige und vorteilhafte Richtung zu geben: „Eine landständische Verfassung in den deutschen Ländern ist nicht nur für das Volk selbst von der größten Ersprießlichkeit, sondern auch für Deutschland, als ein einziger Staatskörper betrachtet, und sogar für die Fürsten, die ihre Souveränität so sorgfältig zu hüten scheinen. Daß eine solche Konstitution dem Volke gebührt und ihm höchst nützlich ist, braucht keines Beweises. Nur das ist eine wahre Staatsverfassung, woran alle Glieder des Staates teilnehmen. . . . Auch den Fürsten gereicht eine repräsentative Verfassung zum besten, so ungläubig sie auch dafür scheinen. Sie ist der Ableiter eines Blitzes, der auf ihre hohen Häupter möchte gerichtet sein. Nur das Volk kann die Macht eines Fürsten legitimieren." Neben dem Entwurf von 1814 diente als Grundlage der neuen Beratungen ein umfängliches Memorandum des Thronfolgers, das noch heute von seinem staatsmännischen Genie wie von seiner für einen Fürsten beispiellosen Selbstverleugnung Zeugnis ablegt und folgenden Schluß hat: „Sei Bayerns Verfassung die dem Volke die meisten

Rechte gibt, um so größer nur wird die Anhänglichkeit an den Thron, desto fester wird er sich gründen auf Liebe und Einsicht. Man erwarte eben nicht anfangs den Nutzen, welcher sich ergibt, wo solche Verfassung schon Jahrhunderte wirket. Ungeschicklichkeiten wird es im Beginn geben, überflüssige Anstände auch in der Folge; was auf Erden ist vollkommen; aber das Gute wird vergleichlos mehr sein. Wenn einmal seine Verfassung mit dem Bayer verwebt sein wird, und die Jugend sie gleichsam mit der Muttermilch eingesogen wird haben, dann erst wird die Wirkung herrlich sich zeigen. Lange Zeit braucht es, bis die Eiche verwachsen, dann ist sie aber auch tief gewurzelt, wankt im Sturme nicht." Um die Ausarbeitung des Verfassungsentwurfs machte sich neben dem Finanzminister Freiherrn Max von Lerchenfeld vor allem der Generaldirektor im Ministerium des Innern, späterer Justizminister von Zentner, verdient. In den Sitzungen der Verfassungskommission selbst vertraten Freiherr von Aretin das konservative Element und Graf Arco die Interessen des Adels; Lerchenfeld wurde in seinen liberalen Anschauungen durch den Geheimrat Effner unterstützt. Der Ritter von Lang, erst später hinzugezogen, brachte gründliche Kenntnisse mit, war aber durch seine ganze Persönlichkeit nicht geeignet, für das Werk Stimmung zu machen, während bei Zentner sich Einsicht und Charakter die Wage hielten. Am 26. Mai 1818 wurde die Verfassungsurkunde publiziert, die im ganzen Lande hellen Jubel entfesselte. Am folgenden Tag leistete der Kronprinz als erster den Eid auf die Verfassung und bei der Eidesleistung des Staatsrats beschied der König Zentner, „der das Werk vorzüglich geführt", an die Stufen des Thrones, umarmte ihn und schmückte ihn eigenhändig mit dem Großkreuz des Zivilverdienstordens. Es war der schönste Tag im Leben des Monarchen, der durch sein wahrhaft königliches Geschenk nach den Worten Varnhagens Bayern gleichsam an die Spitze von Deutschland stellte: „Von München her hatte man ein solches Vorangehen am wenigsten erwartet. Alles war geblendet von der neuen Erscheinung."

Der Freiherr von Stein schrieb am 1. Juni 1818: „Die neue bayerische Konstitution ist eine wichtige Erscheinung. Es wird alles darauf ankommen, wie sie ausgeübt wird. Unterdessen für den Moment, sei es wie es will, der ausgestreute Same wird aufgehen und reifen und die Nachkommen werden die Namen derer, die ihn ausgestreut haben, mit

Achtung und Dankbarkeit nennen, worauf die keinen Anspruch haben, deren Machwerke an die epistolae obscurorum virorum erinnern.“ Auch außerhalb des Landes fand die Verfassung begeisterten Beifall und sie verdient auch, „wenn man den Maßstab des damals Erreichbaren anlegt, das Lob, welches die Zeitgenossen ihr spendeten. Der beste Beweis ihres inneren Wertes liegt darin, daß sie der Ausgangspunkt einer geordneten staatsrechtlichen Entwickelung Bayerns geworden ist“ (Seydel). Noch heute haben die schönen Worte ihre Gültigkeit, die Döllinger bei der achthundertjährigen Jubelfeier des Hauses Wittelsbach im Jahre 1880 in der öffentlichen Festsitzung der Akademie gesprochen hat: „Wir blicken zurück auf sechzig Jahre eines an mannigfaltigen Wendungen, Konflikten und Lösungen reichen Verfassungslebens, Regierung und Volk sind in dieser Zeit in einer politischen Schule wechselseitigen Unterrichts gewesen, beide Teile haben viel gelernt, unter anderem auch, daß Bayern eines starken, frei und hoch über den Parteien stehenden Königtums dringend bedarf, und daß Bewahrung der Kronrechte heilige Pflicht für alle, zuerst für die Minister ist. Aber das Zeugnis dürfen wir uns geben, daß, ungleich den meisten anderen deutschen Staaten, in Bayern nie ein Verfassungsbruch eingetreten ist. Jeder Konflikt, wie scharf er sich auch zuspitzen mochte, hat seine legale Lösung gefunden.“

Zwar wurden die Verhandlungen des ersten Landtags nur in summarischen Auszügen veröffentlicht, und der Geist, der aus ihnen sprach, war nicht durchweg geeignet, die öffentliche Meinung zu begeistern. Fürst Metternich wußte in den Karlsbader Konferenzen in den Augusttagen 1819 außer Maßregeln gegen die Freiheit der Universitäten und der Presse eine Vereinbarung der deutschen Regierungen durchzusetzen, der zufolge die in mehreren Staaten, voran Bayern, bewilligten Repräsentativ-Verfassungen dem Sinn und Geist des Artikels 14 der deutschen Bundesakte widersprächen, und der Frankfurter Bundestag trat diesen Beschlüssen bei. Es war nicht ausgeschlossen, daß das eben erst beginnende Verfassungsleben in Bayern durch die Einwirkungen der Bundesversammlung alsbald wieder zum völligen Stillstand gebracht werde, zumal auf den König von mehreren seiner Räte, insbesondere dem Grafen Rechberg, ein starker Einfluß im Sinne Metternichs ausgeübt wurde. Da war es wieder der Kronprinz, der den Vater warnte: „Sie haben aus edlem freien Antriebe Bayern das wohltätige Geschenk einer Verfassung für alle Zeiten gegeben,

Die Eröffnung der ersten Ständeversammlung im Jahre 1819.
Nach einer Lithographie von D. Quaglio.

und wir haben sie beschworen, wovon uns niemand entbinden kann. . . . Noch steht Bayern ehrwürdig da; würden Sie aber bestätigen, was neulich die Bundestagsgesandten beschlossen, dann sänke Bayern hinab und unwiederbringlich verloren wäre das Vertrauen auf seine Regierung, wie in dem Innern, so in der Fremde." Der König verstand diese Worte und blieb allen Schwierigkeiten zum Trotz seinem Eide treu. Die Bundesbeschlüsse vom 20. September 1819 wurden in Bayern nur mit einem Vorbehalt verkündet, der ihre Wirkung größtenteils aufhob.

Die Liebe, die Max Joseph bei seinen Untertanen genoß, wurde so recht deutlich bei der Feier seines fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums. Zu den Bürgermeistern Münchens sagte er damals mit Tränen in den Augen: „Daß ihr mich liebt, ihr Münchener, die ihr mich immer in euerer Mitte seht, die ihr mich kennt und wißt, daß ich es gut meine, das ist mir begreiflich. Aber wie ich es um die Dörfer der äußersten Grenze verdient habe, die mich nie gesehen, das weiß ich nicht, und meine fast, ich sei solcher Liebe unwürdig. Doch mein Wille war rein und gut immerfort, und meine Bayern sind ein treues und biederes Volk, wie es keines wieder gibt. Dies habe ich zu den Kaisern von Rußland und Österreich gesagt, und ich möchte mit ihren großen Reichen nicht tauschen. Dies habe ich oft gesagt, und wiederhole es als Greis: Alles für meine Bayern, denn sie tun alles für mich."

Der gute „Vater Max" mischte sich gern unerkannt unter sein Volk, und manche gute Lehre, die er da zu hören bekam, wurde gerne befolgt. Während der Teuerung 1816/17 fand er sich an jedem Markttage in der Schranne ein, und wenn die Preise zu hoch standen, rief er den Käufern zu: „Hierher; kommt zu mir, liebe Kinder, ich gebe euch mein Getreide um einen Gulden billiger." Auch bei Feuersbrünsten, selbst mitten in der Nacht, fehlte er nie. Wenn man ihm seine Wohltätigkeit vorwarf, antwortete er: „Deswegen bin ich da. Könnte ich doch allen helfen." Seine Beamten redete er mit du an, Niederstehende mit er. Die Bücher liebte er nicht, aber den Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Leuten. Den Schweizer Zschokke, der die bayerische Geschichte im Stile des Johannes Müller behandelte, hätte er gerne nach München gezogen; dem Dichter Jean Paul setzte er eine Pension aus. Gemälde sammelte er mit erlesenem Geschmack. In den Werkstätten der Künstler und Handwerker war er ein häufiger Gast; alle Standesvorurteile waren ihm fremd. Als einmal

Offiziere in seiner Gegenwart über einen Kameraden spotteten, der Mathemathikunterricht erteilte, ließ er sie hart an: „Wenn ihr etwas gelernt habt, so gehet hin und tuet desgleichen.“ In Baden-Baden, wo er jährlich zur Kur weilte, redete er mit den Straßburgern, die er traf, wie mit alten Bekannten in ihrem unverfälschten Dialekt. Die Köchin seines Regimentes Alsace mußte ihm, als sie einmal nach München kam, Sauerkraut und Leberknödel, eine Gänseleberpastete mit Trüffeln und Apfelküchlein machen, und bei der königlichen Tafel erhielt die Frau zwischen der Königin und ihrem Gemahl ihren Platz, die Erzeugnisse ihrer Kochkunst mit zu verzehren. Allem Prunk war der König für seine Person gänzlich feind. Beharrlich widerstand er den Verlockungen, seine Residenz in baulicher Hinsicht würdiger zu gestalten: „Das ist nicht mehr für mich; das ist für meinen Ludwig.“ Zu seinen Wohnräumen suchte er sich gerade die prunklosesten Gemächer aus. In Nymphenburg bewohnte er die kleinen Stübchen des Erdgeschosses im linken Flügel, wo noch heute der einfache Hausrat, schlichte Familienbildnisse und Bleistiftzeichnungen in bescheidenen Rahmen „verfertigt von Charlotte“, „verfertigt von Auguste“ das Milieu seiner Häuslichkeit verraten. Seine Kinder, für die er 1804 hier im Garten einen Spielplatz mit Bauernhäuschen, einen Geflügelhof u. s. w. anlegte, liebte er zärtlich; mit seiner Gemahlin lebte er in glücklichster, mustergültiger Ehe. Platen nennt die Königin eine Dame von majestätischem Ansehen. „Sie ist treue Mutter ihrer Kinder. Sie ist Protestantin und schenkt den Armen viel durch ihren Hofprediger. Sie zeichnet viel und liebt die Lektüre, mit der sie sich gewöhnlich bis in die Nacht beschäftigt. Sie ist eine Freundin der Musen. Sie ist gar nicht geziert und furchtsam wie andere Weiber. . . .“ Ihr Hofprediger Schmidt stellt ihr das Zeugnis aus: „Sie war Königin in jedem Sinne, Königin auf dem Thron, Königin unter den Edelsten ihres Geschlechtes, in jedem Verhältnis ein Muster weiblicher Vollkommenheit und Würde, in jeder Stellung ein hohes Vorbild, eine treue Gattin, eine zärtliche Mutter, eine freundliche Gebieterin, der Schutzgeist ihres Volkes, des Armen Stütze, der Witwen und Waisen Trost, des Elenden und Verlassenen hilfreiche Retterin. Sie war eine reine, vollkommene Seele, eine vollkommene Fürstin, eine wahre Christin, eine Heilige, wenn es irgendwo erlaubt ist, diesen Namen einem schwachen Sterblichen beizulegen.“

MAXIMILIAN IOSEPH I.
KOENIG VON BAYERN.

König Maximilian Josef I.
Kupferstich von C. E. Heß nach dem Gemälde von J. Stieler.

Den Herbst verbrachte die königliche Familie zumeist in Tegernsee. Das Bad Kreuth verdankt dem König seine Entstehung. Hier inmitten der Berge unterschied sich der fürstliche Hof in nichts von dem Haushalt eines Privatmannes. Kaum ein Bauernhof fand sich in der Umgegend, wo der Landesherr nicht mit seinen anmutigen Töchtern zu Gevatter gestanden, sonst eine Wohltat erwiesen oder freundliche Worte gespendet hätte. Nur wenn die Kaiser von Österreich, von Rußland, der spätere König Johann von Sachsen oder der Kronprinz von Preußen sich einfand, gab es Fest auf Fest mit Bergbeleuchtung, Wasserfahrt oder Jagden, die der König leidenschaftlich liebte. Als ihm am 12. Oktober 1825, seinem Namenstag, ein Künstler ein Bild von Tegernsee überreichte, weilte sein Blick lange darauf: „Mein liebes Tegernsee, noch habe ich dich hier wie du bist, in deiner ganzen Frische und Fülle." Schon bei seinem fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum hatte er die Glückwünsche der Bürgermeister seiner Hauptstadt, „der Himmel möge ihn noch lange seinen Bayern erhalten", in ernstem Ton abgelehnt: „Daß ihr es wünscht, freut mich; ob es aber gut wäre, weiß ich nicht. Die alten Regenten liebt man selten. Es wird nichts besser. Mit der Kraft schwindet das Ansehen und es geschieht gar vieles ohne Wissen und Willen des alten Herrn." Am Abend des 12. Oktober wohnte er noch, leutselig und gütig wie immer, einem Feste bei im Hause des russischen Gesandten. Am anderen Morgen fand ihn der Kammerdiener selig entschlafen in seinem Bette. Durch die ungewohnte Bewegung im Nymphenburger Schlosse wurde die Königin geweckt, und als

man brachte hin die Fraue, wo sie ihn liegend fand,

wie Krimhilt an die Leiche Siegfrieds, konnte sie nur mit Mühe von dem geliebten Toten getrennt werden. „Bayern hat nie so getrauert als an dem Morgen des 13. Oktober. Sein Titus war tot", schreibt der Franzose Lavalette. Auf die silberne Urne, die die Eingeweide des ersten Königs in Altötting bergen, hat sein dankbarer Sohn die Worte gesetzt: „Das beste Herz".

Viertes Kapitel.

Ludwig I. als Landesvater.

Mit welchen Gefühlen Ludwig I. den Thron bestieg, läßt sein schönes Wort erkennen: „Schwer ist es nach einem König, wie der uns entrissene, zu herrschen; ihn zu erreichen unmöglich.“ Den Erwartungen edler Geister gab damals Platen in der berühmten Ode

„Vom Sarg des Vaters richtet das Volk sich auf,
Zu dir sich auf, mit Treue und Schmerz zugleich“

schwungvollen Ausdruck, und Görres erweckte unter dem Titel „Churfürst Maximilian I. an König Ludwig bei seiner Thronbesteigung“ die monita paterna von Bayerns großem Kurfürsten zu neuem Leben. Die Scharfmacher glaubten, den neuen Herrscher von der Verfassungsurkunde entbinden zu können, wenn sie ihn Gutes zu tun verhindere, und die Schmeichler erregten durch ihren plumpen Byzantinismus den Ekel des diplomatischen Korps. „Der neue König hat der großen Eigenschaften viele“, schrieb jedoch Max von Lerchenfeld damals in völlig zutreffender Weise; „er betrachtet die Königswürde als eine heilige Pflicht, die er mit Ernst und strenger Gewissenhaftigkeit zu erfüllen trachtet; feste Konsequenz und Ordnung ist unter seiner Regierung mit Zuversicht zu erwarten.“ Und zwei Jahre später glaubt Schelling aussprechen zu dürfen: „Stark durch eigene selbsterworbene Einsicht, keine Gedanken fürchtend, hat er die freieste Bewegung aller Kreise seines Volkes beschlossen, dessen ganzes Schicksal, wie jedes Bedürfnis, er im Herzen trägt.“

Der vierzigjährige Monarch blieb trotz mannigfacher innerer Verwandtschaft mit seinem hochbegabten Schwager Friedrich Wilhelm IV. von Preußen doch vor dem Fluch des unfruchtbaren Dilettantismus bewahrt, nicht nur

LUDWIG I
Koenig von Bayern.,
Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Franken und in Schwaben r.r.

weil er sich Friedrich den Großen als Herrscherideal vorhielt, sondern weil er ein Mann der kräftigsten persönlichen Initiative war. In dem Gedichte: „An mich als König“ apostrophiert er sich selbst:

„Vorwärts, nicht zurücke sehen
Darfst du, vorwärts geh dein Blick.
Vorwärts, vorwärts mußt du gehen,
Treue folgen dem Geschick.“

Sein Wahlspruch lautete: „Gerecht und beharrlich“; das „höchste Königsgefühl“ war ihm:

„Herrlich, über freies Volk zu walten,
Nicht nach Willkür grenzenlos zu schalten.“

Als Metternich über die Aufhebung des Zensurediktes, das infolge der Karlsbader Beschlüsse in Bayern eingeführt war, sein Mißfallen äußerte, lautete die Antwort des Königs: Er sei nur Gott und der beschworenen Konstitution verantwortlich; da nun Kaiser Franz nicht der liebe Gott und Metternich ganz gewiß nicht die Konstitution sei, so möge sich dieser die Schlußfolgerung selbst ziehen. Wie er schon als Kronprinz die Einmischung des Bundes in die Angelegenheiten seines Landes auf das entschiedenste bekämpft hatte, so galt ihm auch als König die Bewahrung der unbedingten Selbständigkeit als das vornehmste Ziel; sein deutscher Patriotismus änderte daran nichts. Viel Aufsehen erregte eine Äußerung in seinen ersten Regierungsjahren: „Ich lerne einsehen, daß die Zersplitterung Deutschlands in viele Staaten für die Nation noch notwendig und vorteilhaft ist; unter den vielen Fürsten ist doch immer einer liberal und eine heilsame Opposition gegen die anderen.“ Im Inneren kennt er nur eine Schranke, die Verfassung. „Das kann ich sagen“, schließt die Thronrede 1831, „gewissenhafter als ich hält niemand die Verfassung, ich möchte nicht unumschränkter Herrscher sein. Nicht nur selbst die Verfassung beobachten, auch sie beobachten zu machen, habe ich geschworen, werde unerschütterlich darin seyn und unerschütterlich seyn wird Bayerns Treue.“ „Vertrauen fördert das Gute, Mißtrauen hindert es, möge dies nie verkannt werden“, klingt sein Gruß an die Landstände 1840 aus, als er schon manche bittere Erfahrung hinter sich hatte. Und 1846 gesteht er seinem Sohne, dem König Otto von Griechenland: „Uns beiden, Vater und Sohn, geben die Konstitutionen zu schaffen, wir können ein Lied davon singen.“

So sehr ihn jede Opposition niederdrückte, so erfreut war er über alle Zustimmungsbekundigungen, die er im Kampfe mit den Vertretern seines Landes direkt aus dem Volke erhielt. Wahrhaft königlich sind die Worte, in denen er später dem Sohne in der Ferne seine Thronentsagung mitteilt: „Treu dem, was ich immer geäußert, handelte ich: ein König, wie der von England, würde ich nie sein. Die Empörung siegte, mein Thron war verschwunden. Nach unserer Verfassung, in welcher das monarchische Prinzip waltet, herrscht und regiert der König, das aber konnte nicht mehr sein, nachdem die Empörung gesiegt." Als wahrer Selbstherrscher freilich machte er es seinen Ministern nicht immer leicht. „Das darf nie angehen," heißt es in einem Signate, „daß der König verfügt und andere tun, was sie wollen." „Sollte wider Verhoffen Freiherr von Lerchenfeld", so schreibt er, als dieser 1833 zum zweitenmal das Finanzministerium übernommen hatte, „noch immer Schwierigkeit machen, so wäre derselbe ernstlich daran zu erinnern, daß unter Meiner Regierung nicht angeht, was unter der vorigen anging." Als es sich um die Absetzung des Ministeriums Abel handelte und der Erzieher des Prinzen Adalbert, Reindl, meinte, Abel sei schwer zu ersetzen, brauste der König auf: „Was, ein Minister schwer zu ersetzen? Ich brauche gar keinen Minister. Ich bin Minister. Die Minister sind meine Schreiber." Sie glaubten, ich würde zu Kreuze kriechen und — ich nahm gedachte Entlassungen an, läßt er sich nachher in einem Briefe an König Otto darüber aus.

Die umfassende eigene Regierungstätigkeit des Königs, der sich auch um das Allerkleinste kümmerte, wäre ohne die denkbar größte Geschäftskenntnis unmöglich gewesen. Er hat sich in den Mechanismus seiner Regierung so hineingearbeitet, daß er ohne Verlegenheit Minister, Präsident oder Landrichter sein könne, meint Freiherr von Lupin. Das Regieren war Ludwig nach seinem eigenen Geständnis eine Freude und ein Genuß. „Allein ich hatte im Anfang so viel zu tun, daß ich erst abends ½9 Uhr dazu kam, meine Privatgeschäfte vorzunehmen." Sein Eifer, der selbst die Arbeitsamkeit seines Sekretärs beschämte, gab anfangs zu ernsten Besorgnissen für seine Gesundheit Anlaß. „Mein Licht ist immer das erste," erzählt Ludwig selbst, „wenn ich morgens auf den Max-Joseph-Platz hinaussehe, dann kommen erst nach und nach die Lichter in den Bürgerhäusern zum Vorschein, und wenn andere auf ihre Bureaus gingen, hatte ich schon

alle Mappen aufgearbeitet." Noch als alter Mann gab er dem Kaiser Napoleon III., der ihn fragte, wann er ihn besuchen dürfe, die Antwort: „Von 4 Uhr morgens bis 4 Uhr abends stehe ich stets zu Gebote."

Gleich am ersten Tage seiner Regierung entfernte Ludwig die Wache der Kürassiere, die in der Residenz bis in sein Zimmer aufgestellt waren; die Liebe des Volkes sollte seine Wache sein. Die Hofhaltung, die unter dem gutmütigen Max von Lieferanten und Bediensteten in strafbarem Eigennutz schonungslos ausgebeutet wurde, ward nun vereinfacht. „Anziehen kann ich mich selbst, und ausziehen will ich mich nicht lassen", wurde einem Kammerdiener bedeutet. Die Bedürfnisse des Hofes sollten fortan nur im Inlande befriedigt werden. Schon als Knabe war Ludwig sehr strenge gehalten worden; ohne Oberrock fuhr er auf dem Bock mit den Eltern des Abends von Schwetzingen nach Mannheim. Darum hat er auch später nie besondere Ansprüche für seine Person gehegt. „Ich habe nie weder einen Schlafrock gehabt noch einen Lehnstuhl," erzählt er 1862, „und wenn ich des Morgens aufstehe, bin ich gleich völlig angekleidet. Nur zum Rasieren habe ich einen alten grauen Überrock, denselben schon vierzig Jahre glaube ich, aber ganz zerrissen." Ein köstliches Dokument für die arg vernachlässigte Garderobe des Fürsten ist der alte Hausrock, den er sechzig Jahre lang trug und den heute der historische Verein von Oberbayern als Vermächtnis seines Gründers verwahrt. Was aber im Privatleben des Königs als Knauserei erscheinen könnte, erwies sich, auf den Staat übertragen, wenigstens im Anfange der Regierung, als unleugbare Wohltat.

An Stelle Lerchenfelds, der bald nach dem Regierungsantritt Ludwigs I., obschon er sich früher des ganz besonderen Vertrauens des Kronprinzen zu erfreuen schien, seines Ministeramtes enthoben und zum Bundestagsgesandten in Frankfurt a. M. ernannt worden war, wurde Graf Ludwig von Armansperg zum Finanzminister berufen, vom Volke witzig — aber mit Unrecht, da er nur die Absichten seines Auftraggebers vollzog — Sparmannsperg genannt. Schon 1827 konnte er in der Kammer die Erklärung abgeben, daß Bayern zum erstenmal seit längerer Zeit kein Defizit aufzuweisen habe, und durch unnachsichtliche Streichungen wurden in der Folgezeit sogar namhafte Erübrigungen erzielt, die der Kunst zugute kamen. Daß die Einsparungen am Militäretat, die überhaupt nur durch die lange Friedenszeit ermöglicht wurden, kein unbedingter Vorteil waren, mußte der König selbst 1866 noch

sehen. Doch war immerhin die Erhebung von Ingolstadt zur Hauptfestung des Landes eine bedeutsame Tat auf militärischem Gebiete unter Ludwigs Regierung. Die sparsame Finanzpolitik fand auch im Anfang den allgemeinen Beifall, und wenn sie später manche Härten mit sich brachte, so lag dies gewiß nicht im Sinne eines Herrschers, der seinem Minister schrieb: „Ich will nicht, daß da gespart werde, wo es das Leben auch nur eines einzigen meiner Untertanen gilt."

Wie der Staatshaushalt Ludwigs I., so geben auch seine Aufwendungen für die materielle Kultur einer unendlich fortgeschritteneren Zeit manchen Anlaß zur Kritik. Aber der Wille zum Guten war auch hier überall vorhanden. Eine ganze Reihe von Gesetzen und Verordnungen, wie die Einsetzung einer permanenten Zivilliste, die erst die Abneigung der Mitglieder des königlichen Hauses gegen die Verfassung dauernd beseitigte, werden heute noch als Wohltat empfunden. Für das Scheitern einer Reform des Zivil- und Strafgesetzbuches ist der König nicht persönlich verantwortlich zu machen, der sich vor seinem Minister von Schenk zu dem Grundsatz bekannte: „Keine Neuerungssüchtige, aber auch keine blinde Anhänger am Bestehenden, sondern mit Umsicht im Bessern Fortschreitende, Freunde des öffentlichen und mündlichen Verfahrens." Nur eine unhistorische Betrachtung kann in einer ganzen Reihe von Fällen für Strömungen, die unter dem Einflusse der Julirevolution auch in den anderen deutschen Ländern uns begegnen und selbst bei liberalen Männern Eingang fanden, die bayerische Regierung verantwortlich machen wollen. Um so wertvoller ist die Stimme eines Rotteck, der 1831 schreibt: „Das bayerische Ministerium mit Zentner und Armansperg findet an Bürgerfreundlichkeit und Weltansicht nur wenige seinesgleichen in Deutschland. Bayerns jetziger König ist an persönlichen Anlagen, wie in öffentlichen Grundsätzen ganzen Fürstenreihen weit überlegen, er geht einen festen Schritt vorwärts zwischen Frankreichs Sturmlauf und Österreichs Rückgang. Sollte einst der Gedanke einer Diktatur für Deutschland ins Werk treten, so würde Bayern als reindeutscher Staat die reindeutsche Aufgabe am freiesten lösen."

Im ganzen nahmen die Bevölkerung Bayerns von 1825—1849 um 21,92 Prozent und die Staatseinnahmen um 34,89 Prozent zu. Die bäuerlichen Zustände blieben sich freilich ziemlich gleich, und im industriellen Leben dauerten die stagnierenden Zustände auch im fünften Jahr-

zehnt des verflossenen Jahrhunderts in der Hauptsache noch fort. Aber die Staatsforsten wurden vorzüglich bewirtschaftet, der Baumkultur ganz besondere Sorgfalt zugewendet. Die ersten Hagelversicherungsvereine wurden 1833 gegründet und bis 1841 über das ganze Land ausgedehnt; wie unter der vorigen Regierung wurde in der Urbarmachung des Landes eifrig fortgefahren. Wir empfinden heute, da uns auch durch die bildende und redende Kunst die sozialen Probleme in realistischer Milieuschilderung immer wieder nahe gebracht werden, anders als die Zeit König Ludwigs I., wo die nationale Industrie noch in den Anfängen lag. Erst seit 1848 lernte man

> Das Lied, das finster und doch so schön,
> Das Lied von unserem Jahrhundert

verstehen:

> Wohl sind wir ein rauhes blutdürstend Geschlecht,
> Mit schwieligen Händen und Herzen.
> Doch gebt uns zum Leben und Sterben ein Recht,
> Und nehmt uns die Last unsrer Schmerzen.

Man mag Ludwigs Anschauung vom wirtschaftlichen Standpunkt aus beklagen, aber es ehrt den Menschen in ihm, daß er „kein Freund von Errichtung vieler Fabriken“ war, „in denen eine Menge Arbeiter sitzende, Seele und Körper verkümmernde Lebensart führen“. Die erste bayerische Landesausstellung in München 1834, die nur von 779 Teilnehmern beschickt war und im Odeon Platz finden konnte, würde heute nur ein Lächeln erwecken; aber damals erzielte sie einen solchen Erfolg, daß ihre periodische Wiederholung beschlossen wurde, und schon bei der Industrieausstellung in Nürnberg 1840 wurde das erste Tausend der Einsender überschritten. 1827 wurde die erste technische Zentralschule in München errichtet, der dann die polytechnischen Schulen in Nürnberg und Augsburg und eine ganze Reihe ähnlicher Anstalten folgten. Zum Gedächtnis Frauenhofers ließ der König eine Münze schlagen, und der Mechaniker Reichenbach wurde in den Adelsstand erhoben. Nachdem schon unter Max I. Soemmering die ersten Versuche mit galvanischer Elektrizität angestellt hatte, erfand jetzt Steinheil, der in München eine mechanische Werkstätte errichtet hatte, den elektrischen Telegraphen. Ohm entdeckte das Gesetz des elektrischen Stromes. Seit 1844 konstruierte Reiffenstuel Turmuhren nach neuem Prinzip. Maffei gründete das heute weltberühmte

Eisenwerk in München, um Bayern auf dem Gebiete der Maschinenindustrie vom Auslande unabhängig zu machen, und mehrere Etablissements ähnlicher Art folgten. Die Münchener Bierindustrie — bis heute beinahe die einzige Großindustrie der Hauptstadt — nahm einen bedeutenden Aufschwung.

Schon als Kronprinz folgte Ludwig, der sich trotz aller Romantik einen nüchternen Wirklichkeitssinn und einen klaren Blick für die Bedürfnisse des praktischen Lebens bewahrte, den technischen Versuchen Joseph Baaders mit regem Interesse. Dieser hatte schon 1807 die Idee, den Verkehr durch Schienenstraßen zu erleichtern. Da der Landtag jeden Zuschuß zur Verwirklichung seiner Pläne verweigerte, gab ihm Ludwig die Mittel, sein Modell einer Eisenbahn 1825 in Nymphenburg in halber Naturgröße auszuführen. Von einem einzigen Pferde konnten hier mittels einer Bergwinde und Kompensationsmaschine bedeutende Lasten über jedes Terrain befördert werden. Am gleichen Orte legte eine hydraulische Maschine von Baaders technischer Begabung Zeugnis ab. Seine Idee eines Schienenweges erhielt durch die Erfindung Stephensons bald eine universale Bedeutung. Am 7. Dezember 1835 wurde die erste deutsche Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth eröffnet. Die Anstalt war ein Privatunternehmen, aber der König hatte die Unternehmer selbst zu dem Bau ermuntert. Man war in Deutschland lange Zeit geneigt, die Eisenbahn als Spielerei anzusehen; ein Abgeordneter in der bayerischen Kammer erblickte in der Unterstützung des Baues solcher Verkehrsadern „die Saat von Drachenzähnen, die eine Revolution erzeugen müsse", und Montgelas eiferte in einem Privatbriefe mit Bezug auf die erste deutsche Eisenbahn über die Verschwendung eines Kapitals von 180000 Gulden, das sich nie rentieren werde. Ludwigs Weitblick erkannte aber sofort die Bedeutung des neuen Verkehrsmittels und erhob für das rechtsrheinische Bayern schon 1843 den Bau von Staatsbahnen zum Prinzip. Die Bahn zwischen Augsburg und München wurde deshalb 1844 vom Staate angekauft, und im Jahre seiner Thronentsagung konnte die Nord-Südbahn von Hof bis Kaufbeuren eröffnet werden. Bis auf das Kleinste, die Einrichtung der Bahnhöfe, Größe der Personenwagen u. s. w. erstreckten sich des Königs Verfügungen. Die Dampfschiffahrt auf den bayerischen Strömen wurde durch Verleihung von Privilegien unterstützt, für Korrektur und Regulierung von Flußläufen wurden große Summen geopfert. Die Idee Karls

des Großen, die bei dem Eindringen der Franzosen in Deutschland im Jahre 1800 zuerst wieder aufgenommen wurde, fand nun ihre Verwirklichung in dem Ludwig-Donau-Mainkanal, der also ein Kind der Rheinbundszeit war, bei dessen Bau aber auch künstlerische Gesichtspunkte von dem hohen Auftraggeber nicht außer acht gelassen wurden. Leider gingen die großen Hoffnungen, die man an diese Wasserstraße knüpfte, nicht in Erfüllung. Der Kanal war von Anfang an zu klein angelegt und der Frachtverkehr der Eisenbahnen machte ihm so empfindliche Konkurrenz, daß die sechzehn Millionen, die die Anlage verschlang, sich nicht rentierten. Trotzdem gilt Ludwigs Idee, „daß Teutschlands Handel durch ein solches Unternehmen einen großen und bleibenden Nutzen gewinnen wird“, auch heute noch als berechtigt, und so konnte sein erlauchter Enkel seine ganze Kraft für ein ähnliches Unternehmen einsetzen, das schließlich — wir hoffen es bestimmt — auch Früchte tragen wird. Der Direktor des Wege-, Brücken- und Straßenbaues Wiebeking und Oberbaurat Pechmann werden aber allezeit in der Geschichte ihres Faches mit Ehren genannt werden.

Sah sich die Regierung in ihrer Gewerbepolitik bei den sich entgegenstehenden Zeitströmungen zu einem Mittelwege genötigt, der den Grundsätzen widersprach, von denen die Gegenwart durchtränkt ist, so hat Ludwigs persönliche Initiative auf dem Gebiete des Zollwesens sich Verdienste erworben, die nicht nur im materiellen Interesse des Handels, sondern auch in ihrer idealen Rückwirkung auf die Nation kaum hoch genug eingeschätzt werden können. Als Ludwig die Regierung antrat, standen dem kommerziellen Verkehr zweiundzwanzig Zollschranken hindernd im Wege, und freundschaftliche Beziehungen unterhielt Bayern mit keinem Kabinett, Württemberg allein ausgenommen. Im Oktober 1824 ward mit dem schwäbischen Nachbarstaat ein Präliminarvertrag abgeschlossen, der einen süddeutschen Zollverein bezweckte. Die Verhandlungen wurden rege weitergeführt, und am 18. Januar 1828 wurde der Vertrag unterzeichnet; dabei war von vornherein in Aussicht genommen, die angrenzenden Staaten zum Anschluß zu bestimmen und den Verein über ganz Süddeutschland auszudehnen. Eine Vereinigung mit Baden schien zunächst nicht erreichbar, weil durch erneute Bemühungen Ludwigs um die Gewinnung der Jungpfalz die alten Gegensätze noch verschärft worden waren. Dagegen hatte Lerchenfeld in Darmstadt und Kassel für den Anschluß zu

wirken, was ihm in Berlin sehr verübelt wurde. Über die Gründung des hessisch-preußischen Zollvereins war Ludwig auf das äußerste aufgebracht, denn damit war der Traum eines größeren süddeutschen Verbandes, für den man vor allem auf beide Hessen zählte, vernichtet. Durch den mitteldeutschen Zoll- und Handelsverein wurde jede Ausdehnung nach Thüringen und Sachsen hin abgeschnitten. Trotzdem blieb der König dem Plane treu, den er schon 1824 vertreten hatte, „daß dahin zu trachten sei, daß Mautverband mit Preußen werde, dann mit ganz oder größten Teil von Teutschland, Österreich braucht nicht dabei zu sein". Als an Stelle Zentners Graf Armansperg auch das Ministerium des Äußeren übernommen hatte, gelang es im Einverständnis mit Württemberg durch den Baron Cotta offizielle Verhandlungen in Berlin anbahnen zu lassen, und als Resultat dieser Unterhandlung brachte schon der Vertrag vom 27. März 1829 die Zolleinheit, soweit sie bei der Trennung der beiden Gebiete durch den mitteldeutschen Verein möglich war. Es handelte sich nun bloß noch darum, wie Graf Luxburg es ausdrückte, „ein System zu begründen, wonach Nord- und Süddeutschland zusammenschmelzen und diese undeutsche Demarkation ganz verschwindet". Schon im zweiten Jahre seines Ministeriums konnte Armansperg sich rühmen, Bayern genieße den Triumph, daß besondere Kommissarien von Berlin, Kassel, Darmstadt, Meiningen, Koburg, Weimar und Wien in München eingetroffen seien und Bayerns Hauptstadt neben Berlin eine Art deutschen Zentralpunkt bilde. Als dann nach der Julirevolution ein Angriff Frankreichs auf Deutschland zu erwarten schien, zeigten sich bereits die erfreulichen politischen Folgen der kommerziellen Gemeinschaft. Der König wollte von einer bloß süddeutschen Neutralität nichts wissen: „Es soll im J. 1831 nicht das Gegenstück der Nordteutschen Demarcationslinie (vom) J. 1796 gemacht werden. Mit Preußen festhalten und in demselben kein Mißtrauen erregen scheint mir das angemessenste, mit Preußen Neutralität allerdings das beßte." Die Gefahr ging glücklich vorüber, aber sie hatte Bayerns Hinneigung zu Preußen gezeigt. Am 22. März 1833 schlossen dann Bayern und Württemberg mit Preußen den deutschen Zollverein, indem in den beiden süddeutschen Ländern die Regierungen von besserer Einsicht erfüllt waren als die öffentliche Meinung, die nur den Ruin der jungen heimischen Industrie befürchtete. Wegen eines

österreichischen Handelsvertrages wurde auf Anregung Bayerns schon 1830 verhandelt, und davon erhielt auch Preußen vertrauliche Mitteilung. Da man sich aber über keine Grundlage einigen konnte, auf der man hätte weiterbauen können, fand diese Angelegenheit unter Ludwigs Regierung keinen Abschluß mehr. Die Münzeinigung der süddeutschen Staaten von 1837 war wieder nur ein Teilresultat, da an eine solche von ganz Deutschland noch nicht zu denken war. Aber was not tat, hat auch hier der König schon 1835 ausgesprochen: „Einführung eines gleichen Münzsystems in den Staaten des teutschen Zollvereins wäre wohl wünschenswert".

Auf dem Gebiete des Bildungswesens ist Ludwigs bedeutendste Tat die Verlegung der Universität Landshut nach München durch Reskript vom 3. Oktober 1826. Seiner Einsicht verdanken wir es heute, wenn die zweitgrößte Universität Deutschlands in Bayern ist. Er hielt die reicheren Bildungsmittel der Hauptstadt, den allgemeineren Ideenaustausch, den sie ermöglichte, und den frühen Eintritt der Jugend in das soziale Leben für heilsam. Die moralischen Einwände, die man im Hinblick auf die Gefahren der großen Stadt erhob, tat der König ab mit den Worten: „Wir wollen der Jugend vertrauen". Da er selbst in Göttingen die Freiheit des akademischen Lebens schätzen gelernt hatte, gab er an Stelle des von den Jesuiten überlieferten Zwanges der Hochschule eine neue freie Verfassung; sie verlieh jedem das Recht, „zu sagen und zu schreiben quae sentiat, solange er den Anstand wahrt; da wenn die Meinungen frei sind, nicht ausbleiben kann, daß die Wahrheit mit der Zeit die Oberhand bekömmt, welches Endergebnis nicht zu fürchten, da wenn es gute Regierung ist, sie nicht zu fürchten hat, was die gesunde Vernunft sagt". Auf eine Ansprache der Studenten und Professoren antwortete er: „Es ist meine tiefste Überzeugung, daß hier jeder Zwang, jede Zensur, auch die billigste verderblich wirkt, weil sie statt des gegenseitigen Vertrauens, bei dem allein die menschlichen Dinge gedeihen, den Argwohn einsetzt". Zwar hat die Universität bei der Abdankung des Königs nicht mehr die gleiche Stellung eingenommen wie in den ersten Jahren; aber wer wollte leugnen, daß sie in der großen Zeit nationaler Wiedergeburt Geister geweckt hat, deren Wirken nicht Bayern allein, sondern dem ganzen Deutschland Gewinn gebracht hat, daß sie heute eine unersetzliche Mittlerin zwischen den ober-

und niederdeutschen Bruderstämmen bildet? Sie hat nicht nur die Hauptstadt selbst aufgerüttelt und die Geselligkeit in ihr auf ein höheres Niveau gehoben, sie hat auch die innigsten Beziehungen mit dem Fürstenhause angeknüpft, dessen jüngere Mitglieder sie immer und immer wieder als akademische Bürger in sich aufnahm oder mit akademischen Graden bedachte.

Gewiß konnte bei dem vorherrschend katholisch-naturwissenschaftlichen Gepräge die Müncheuer Hochschule in Ludwigs Regierungszeit mit dem ungleich mannigfaltigeren Geistesleben der Berliner Universität nicht wetteifern; aber Ludwig ließ, auch hier jede Einseitigkeit vermeidend, seinen Ruf an alle ergehen. Von den Berufenen lehnten der Romantiker Tieck, der Jurist Thiebaut, die Historiker Raumer und Luden ab. Der phantasievolle Görres, dessen Vorträge freilich mehr berauschten als überzeugten, und der Naturphilosoph Oken, dessen Verdienste auf dem Gebiete der Zoologie wenigstens unumstritten sind, waren vor ihrer Berufung nach München als Demagogen verschrieen. Hormayr, der den Lehrstuhl für Geschichte ausschlug, „um nicht seinen Töchtern die opinion ihrer adeligen Abkunft zu verderben", aber in anderer Stellung nach München ging, hatte früher die bayerische Regierung auf das heftigste angegriffen. Zu dem Mystiker Franz von Baader, den Döllinger als christlichen Heraklit feierte, dem feinsinnigen Naturphilosophen Schubert, dem Botaniker Martius, den Juristen Gönner und Maurer, dem bescheidenen Germanisten Schmeller und vielen anderen bedeutenden Männern kam 1827 noch der Philosoph Schelling als eine Hauptanziehungskraft, dessen Gewinnung Ludwig so hoch einschätzte wie einen Schlachtensieg. Die Würzburger medizinische Fakultät wetteiferte mit denen von Wien und Prag. Die protestantisch-theologische Fakultät in Erlangen hat ihre Bedeutung erst unter Ludwig erlangt.

In der aufblühenden Landeshauptstadt erhielt wie die Universität auch die Bibliothek und das Reichsarchiv in der Ludwigsstraße ein vornehmes Heim. Die Akademie, deren Sammlungen schon der Kronprinz in fürstlicher Weise gefördert hatte, wurde mit der Universität in Beziehung gesetzt und zur ersten wissenschaftlichen Körperschaft des Landes, „zum Mittelpunkt alles geistigen Schaffens und Strebens" (Schelling) erhoben. In Wechselwirkung zu ihr traten die neu ins Leben gerufenen historischen

Vereine, in jedem Kreise einer zur Sammlung und Erhaltung der überall im Lande zerstreuten Denkmäler der Vorzeit. Für die Gymnasien arbeitete Thiersch 1829 einen Schulplan aus, der in Frankreich, England und selbst in Amerika Aufsehen erregte. Allein der König fand, „daß des Latein und Griechischen zu viel, zu wenig aber dessen, wessen man bedürfe, vorgeschrieben wäre". Die Veränderungen, die in dem Schulplan von 1830 vorgenommen wurden, bedeuteten nicht in jeder Beziehung einen Fortschritt. Der Fürsorge des Königs für technische Unterrichtsanstalten wurde schon gedacht. Da er hellenischen und deutschen Geist in sich verband, wußte er, daß ein gesunder Geist nur in einem gesunden Körper wohnen könne; darum begünstigte er zur Kräftigung der Jugend die deutsche Turnerei. Hans Ferdinand Maßmann, ein Schüler Jahns, wurde 1828 an die Spitze der ersten allgemeinen öffentlichen Turnanstalt in München gesetzt. „Teutsche Bürgersfrauen sollen gebildet werden, aber keine verbildeten, keine Teutsch-Französinnen", mahnt Ludwig mit Bezug auf die weiblichen Bildungsstätten, und den Kleinkinderbewahranstalten gab er den Rat, noch keinen Unterricht, nur Erziehung zum Gehorsam, zur Frömmigkeit, Reinlichkeit zu geben. „Zählen sollen die Kinder lernen, aber noch nicht rechnen." Überhaupt hat der König, der wie alles andere auch die verschiedensten Bedürfnisse der Erziehungsanstalten mit seinem universalen Geiste umspannte, manches schöne Wort zur Jugend gesprochen. „Religion muß die Grundlage sein," sagte er zu einer Deputation von Studenten, die ihm den Dank der Hochschule überbrachte, „und durch das Leben geleiten. Bigotte und Obskuranten mag ich nicht, auch keine Kopfhänger. Die Jugend soll auf erlaubte Weise fröhlich sein. Raufereien dulde ich nicht. Kleiden können sich die Studierenden wie sie wollen." Überall sind die Schüler anzuweisen, signiert er einmal, und ist auf den Vollzug streng zu achten, daß dieselben nicht nur vor ihren Vorgesetzten Hut oder Kappe abnehmen und nicht nur lüpfen, sondern auch stehen bleiben, welch letzteres sogar häufig gegen den König unterlassen wird, und selbst in München. Nichts ist Kleinigkeit der Ideen-Verbindung wegen. Nicht gelehrt nur, gezogen muß die Jugend werden.

Die lebhafteste Teilnahme brachte der König, der selbst ein Dichter war, den Dichtern entgegen. Seine poetischen Ergüsse, von denen die aus dem Zusammenhang gerissenen Distichen unter den Fresken Rottmanns in

den Arkaden des Münchener Hofgartens einen unvorteilhaften Begriff geben, wurden übertriebenen Lobes und Tadels teilhaftig.

„Daß dich nicht täusche das reichliche Lob; denn was du gedichtet,
Ungepriesen blieb's, säßest du nicht auf dem Thron",

sagt der königliche Poet bescheiden zu sich selbst, ohne Empfindlichkeit gegenüber dem Tadel. Als er einmal dem Humoristen Saphir, der sich in maßloser Weise über seine Gedichte lustig gemacht hatte, begegnete, fragte er ihn: „Was ist das für ein Hut?", und auf dessen Antwort: „Filz, Majestät", bemerkte er witzig: „Also auch ein Wasserdichter". Platen, dem Ludwig später die Mittel bescherte, in Italien ganz seiner Kunst leben zu können, schreibt einmal über ein Gedicht des Kronprinzen: „Der Geist, das Gefühl darin ist sehr lobenswert ... Es übertrifft hundert der neuen Dichterlinge, obgleich das Ganze von einer noch unsicheren Hand zeugt, wie es nicht anders von einem Mann zu erwarten ist, der die wenigste Zeit seines Lebens den Musen zu widmen hat." Goethe, der gelegentlich ein Gedicht Ludwigs subjektiv schilt, stellte der Sammlung doch nach den Proben, die er davon gelesen, das Zeugnis aus, daß sie gut sei. „In der Form der Behandlung hat er viel von Schiller, und wenn er nun in so prächtigem Gefäße uns den Gehalt eines hohen Gemütes zu geben hat, so läßt sich mit Recht viel Treffliches erwarten." Den Gehalt eines hohen Gemütes! Gerade als Stimmungsbilder, nicht durch die Form sind uns die Gedichte heute noch so wertvoll, in denen immer wieder deutscher Sinn und glühende Vaterlandsliebe, inniges Gefühlsleben und aufrichtige Religiosität, erhabene Begeisterung für alles Schöne in Kunst und Natur sich offenbart. Schiller und Goethe nennt er gelegentlich seinen Sirius und Hesperus. Im Todesjahr Schillers faßte der Kronprinz in Italien den Entschluß, im sonnigen Süden dem Dichter auf seine Kosten Erholung zu verschaffen. Noch 1827 erzählt er bei einem Besuch des Schillerhauses in Weimar dem Kanzler Müller unter Wehklagen über die engen Räume, in denen der Dichter gewohnt: „Hätte ich nur damals schon freie Hand gehabt, ich hätte ihm die Villa di Malta in Rom eingeräumt und dort, dem Kapitol gegenüber, hätte er die Geschichte des Unterganges von Rom schreiben sollen".

Am 1. Februar 1826 schreibt der König: „Es verlangt mich sehr, Goethen persönlich kennen zu lernen, auf den mein teutsches Vaterland mit vollstem Rechte so stolz ist, wenn auf eines anderen Verdienst man

stolz sein darf. Mit offenen Armen soll der Erhabene in München empfangen werden, wollen jedoch derselbe nicht in Bayerns Hauptstadt kommen, so muß ich auf eine andere Weise Rat schaffen, denn versagen kann ich mir die hohe Freude nicht, seine mündliche Bekanntschaft zu machen." 1827 überbrachte Ludwig von Brückenau aus Goethe zu seinem achtundsiebzigsten Geburtstage persönlich das Großkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone, „den Orden zu ehren". Als sich der Dichter dabei an den Großherzog wandte: „Wenn mein gnädiger Fürst erlaubt?", rief Karl August lachend: „Alter Kerl, mach doch kein dummes Zeug!" Der Kanzler Müller, der von dem „ergreifenden Moment der königlichen Umarmung und Ordenserteilung" berichtet, mußte dann ein Gedicht: „Dem König die Muse" verfassen, das Goethe mit Erläuterungen versah. Hat Ludwig selbst, über das imposante Wesen dieses „Verstandesmenschen" fast erschrocken, dem Zusammensein mit ihm später einen enthusiastischen Nachruf gewidmet, so fand auch der Dichterfürst einen unschätzbaren Gewinn darin, „den König gesehen zu haben, denn nun erst könne er sich das merkwürdige, viel bewegliche Individuum auf dem Throne allmählich erklären und konstruieren. In derselben Zeit zu leben und diese Individualität, die mit aller Energie seines Willens so mächtig auf die Zeitgestaltung einwirke, nicht durchschaut zu haben, würde unersetzlicher Verlust gewesen sein." Es sei nichts Kleines, sagte er ein andermal, einen so großen Eindruck, wie die Erscheinung des Königs, zu verarbeiten, ihn innerlich auszugleichen. Es koste Mühe, dabei aufrecht zu bleiben und nicht zu schwindeln. Im Mai 1828 sandte Ludwig seinen Hofmaler Joseph Stieler nach Weimar, Goethe malen zu lassen: „Ein wohlgetroffenes Bildnis des Königs der teutschen Dichter zu besitzen, ist ein von mir lange gehegter Wunsch". Er bedauerte in dem Briefe den kurzen Genuß des lehrreichen Umganges, „aber Augenblicke, mit Goethe zugebracht, wiegen Tage, wiegen Monate auf". Die mit ihm verlebte Zeit sei keine Vergangenheit geworden, sie bleibe als ewig erfreuende Gegenwart. Einzig, unvergleichbar, erhaben über alles steht Goethe. „Möchte derselbe noch lange unserem teutschen Vaterlande zur Zierde, zum Ruhme erhalten bleiben." Zum achtzigsten Geburtstage sandte er Goethe, der ihm seinen Briefwechsel mit Schiller dedizierte, den Gipsabguß eines Niobidentorso, worüber freilich der Barbier des Dichters wenig erfreut war. Der König von Bayern habe einen Mann ohne Kopf und Arme geschickt,

meinte er; die würden aber wohl bald nachkommen. „Versagen kann ich es mir nicht,“ heißt es in dem Glückwunschschreiben, „meinen Glückwunsch an Ihrem achtzigsten Geburtstage darzubringen, der ein Fest ist für ganz Teutschland, dem eigentlich dazu Glück gewünscht werden sollte. Unerreicht steht Goethe da und auch darin einzig, daß im achtzigsten Jahre noch sein Geist kraftvoll wirkt; daß dieses im hundertsten der Fall sei, ist das beste, was ich Ihnen wünschen kann, wie daß Sie auch dann noch das Aussehen haben möchten, welches ich Ihnen an Ihrem achtundsiebzigsten fand (dem mir ewig unvergeßlichen Tag), keinen Greisen, einen stattlichen Mann sah ich.“ Im März 1829 schreibt Ludwig dem Dichter wieder aus „unserem Rom“. Im folgenden Jahre war der Wunsch allgemein, ihn nach München zu ziehen, wo der Oberbergrat Kleinschrot, Cornelius, Klenze, Martius, Ringseis, Schelling, Thiersch und viele andere des Dichters Freunde waren. — Auch Theodor Körner war ein Lieblingsdichter des Königs; Friedrich Rückert verlieh er eine Professur in Erlangen und dem Dichter des Rheinliedes N. Becker, sandte er eine Ehrengabe. Mit Bezug auf den Dichter Eduard von Schenk, den er zu seinem Minister des Innern machte, schrieb er: „Ausgezeichnete Künstler und Gelehrte sind bey uns zu nieder gehalten, ja ausgeschloßen von den Adlichen Gesellschaften . . . Schenks Erhebung zum Minister, hoffe ich, wird auch die gute Folge haben, daß sie in der Gesellschaft erhoben werden.“ Das Hoftheater, das Ludwig des Abends gerne besuchte, wies eine Reihe ausgezeichneter Kräfte auf, vorab „Teutschlands größte Tragödin“, die Schröder. Um die musikalische Akademie erwarb sich Franz Lachner die größten Verdienste. Wie Karl der Große war Ludwig auf die Hebung des Chorgesanges und der Kirchenmusik, die er nach dem alten guten Stil wiederherstellen wollte, besonders in den Domkirchen, eifrig bedacht.

Dies führt uns zu Ludwigs Stellung zur Kirche und Religion. „Während der ganzen bisherigen christlichen Zeitrechnung, seit der Gründung der Kirche Gottes auf Erden, dürfte kaum ein König oder Fürst gefunden werden, welcher zur Förderung der kirchlichen Interessen, zur Ausbreitung der Religion so viel getan, und so viel persönliche Opfer gebracht, als König Ludwig I. von Bayern.“ „Wenn irgend ein Fürst seit Konstantin den Namen eines Kirchenerbauers und Kirchenausschmückers verdient, so ist es König Ludwig. Kaum dürfte sich in diesen fünfzehn

Jahrhunderten in der ganzen christlichen Welt ein Monarch finden, der im Verhältnis zum Umfang seines Landes und zu dessen Mitteln so viele Gotteshäuser gebaut oder restauriert hat als Ludwig I." So sprach Döllinger an des Königs Bahre. Ludwigs Frömmigkeit war keine äußerliche, gemachte. Seit er den Religionsunterricht des trefflichen Sambuga genossen hatte, blieb er zeitlebens ein überzeugter Katholik, der täglich ein Kapitel des neuen Testamentes im Urtext las, den Gottesdienst regelmäßig besuchte, die Fastengebote sorgfältig beobachtete und von den Gnadenmitteln der Kirche fleißig Gebrauch machte. In seiner ersten Thronrede bezeichnete er es als überflüssig, hervorzuheben, daß er die Religion als das Wesentliche ansehe und jeden Teil bei dem ihm Zuständigen zu behaupten wisse. „In dem Extrem liegt das Übel", meint er ein andermal, und dem Minister Abel warf er vor: „Er machte es zu arg". Den Jesuiten gestattete er die Rückkehr nach Bayern nicht. Über die Schranken der Konfession hinausgehend, sah er in der Kirche die von Gott eingesetzte Heilanstalt für die Menschheit, die Lehrerin und Erzieherin der Völker, die Stütze der Throne und die Trägerin aller höheren Bildung und Zivilisation. Die Klöster sind ihm Pflanzstätten wahrer Bildung und Frömmigkeit, ein notwendiges Glied im Organismus der Kirche. Besondere Vorliebe hatte er für die Benediktiner. Nach seiner Thronbesteigung wurde die Aufführung des Oberammergauer Passionsspieles wieder gestattet, die nächtliche Christmesse zu Weihnachten wurde schon im ersten Jahre seiner Regierung wieder abgehalten. 1826 wohnte er mit sämtlichen Prinzen dem ersten und dem letzten der Bittgänge bei, die der Papst zur Gewinnung des Jubiläumsablasses vorgeschrieben hatte. Nach dem alten Hausgebrauch der Wittelsbacher wusch er wieder am Gründonnerstag den zwölf Aposteln die Füße, und an der Fronleichnamsprozession beteiligte sich der ganze Hof.

Zur Heranbildung des Klerus wurden nun wieder eigene Lehranstalten für die Kirche eröffnet. Schon 1826 wurden die Klerikalseminarien in Freising und Speyer neu errichtet, und das bischöfliche Lyceum zu Eichstätt (1843) erhielt den gleichen Rang wie die anderen Lyceen, im Sinne einer öffentlichen Lehranstalt. Nach dem Konkordat hatte sich der bayerische König zur Gründung von Klöstern verpflichtet, und dieser Pflicht kam Ludwig sehr bald in der ausgiebigsten Weise nach. Bei seinem Tode waren wieder neun männliche und zwanzig weibliche Orden, erstere mit

80, letztere mit 442 Häusern und Anstalten im Lande. 1826 erhielt die Wiederherstellung des Klosters der Servitinnen im Herzogspital in München und der Ursulinerinnen in Landshut die landesherrliche Bestätigung. Auch die Franziskaner, Kapuziner, Minoriten, Augustiner, Karmeliten und viele andere wurden nun wieder zur Jugenderziehung, Seelsorge und Krankenpflege berufen. Vor allem aber ist die Gründung der Benediktinerklöster des Königs Werk. Der Abtei Metten schenkte er 50000 Gulden, St. Bonifaz in München mit der Kirche zusammen verschlang 1200000 Gulden. Dazu kamen in München das Kollegiatstift St. Kajetan und die Allerheiligenhofkirche, in Augsburg das Kloster St. Stephan, weiter die Klöster in Scheiern, Schäftlarn, eine Reihe von Kranken- und Waisenhäusern und vieles andere. Die Dome von Regensburg Speyer, Bamberg wurden restauriert; für den Kölner Dom stiftete Ludwig Glasfenster im Werte von über 67000 Gulden. Im ganzen hat er von 1825—66 vierundeinehalbe Million für Kirchenbauten, Klostergründungen und Wohltätigkeitsstiftungen ausgegeben.

Aber nicht nur in Bayern, bei den Lappländern und Griechen, in allen Ländern der Erde erwarb sich Ludwig den Ruf eines apostolischen Königs. Die Franziskaner in Asien durften seinen Wohltätigkeitssinn verspüren, in Afrika unterstützte er einen Kirchenbau in Kairo, in Australien einen solchen zu Neuseeland. Die Katholiken in den Vereinigten Staaten von Nordamerika verehrten in dem bayerischen Könige ihren Vater und vornehmsten Wohltäter. In einer Geschichte der katholischen Kirche dieses Landes, die dem König gewidmet ist, findet sich das Bekenntnis, daß die Deutschen daselbst ihre Seelsorger und Lehrer, ihre Kirchen und Schulen großenteils der wahrhaft väterlichen Fürsorge und Unterstützung Ludwigs verdanken.

Schon als Kronprinz gab Ludwig den zehnten Teil seiner Apanage für wohltätige Zwecke. In seinem Testament bedachte er die Armen und Stiftungen nicht mehr: „reichlich wurden beyde bey meinem Leben bedacht; ich zog vor, diese Freude zu genießen“. Für die Missionen bezeigte er besondere Teilnahme; für den nach ihm benannten Verein, dessen Zinsen zu Missionszwecken verwendet werden, stiftete er als unangreifbares Grundkapital 100000 Gulden. Fürwahr, es waren goldene Zeiten für die katholische Kirche; aber Bayern ist ein paritätischer Staat, und so konnte

Eine Prozession auf dem Marienplatz zu München im Jahre 1850.
Nach einem Aquarell von T. Böhme.
(Aus dem König Ludwig Album)

es nicht ausbleiben, daß die Angehörigen der anderen Bekenntnisse sich oft zurückgesetzt und in ihren Rechten verkümmert glaubten. Die Protestanten verdanken indessen Ludwig ihre erste Kirche in München, und der Einweihung der ersten Synagoge ebenda wohnte der König mit seiner Gemahlin persönlich bei. Den Griechen schenkte er die Salvatorkirche und zu ihren Gunsten beantragte er schon 1834 eine Verfassungsänderung.

Den Griechen galten die Sympathien Europas von den Tagen an, wo sie sich zum heldenmütigen Kampfe gegen die türkische Herrschaft erhoben. Damals gab Lord Byron alles für die Nachfolger des Leonidas, Miltiades und Epaminondas, Voß, der Übersetzer Homers, spendete „als einen kleinen Beitrag jener großen Schuld für die von Hellas erhaltene Bildung von seiner Armut tausend Gulden“. Wilhelm Müller sang: Ohne die Freiheit was wärest Du Hellas, ohne Dich Hellas was wäre die Welt. Der General Normann, ein Württemberger, zog an der Spitze der Philhellenen in den Kampf, und von München aus sekundierte Friedrich Thiersch als Vorstand des Griechenvereins die Sache der Freiheit mit Geld und Waffen. Von allen Fürsten aber war Ludwig noch als Kronprinz der erste, der dem kühnen Unternehmen seine volle Gunst zuwandte. Auch hielt er als König, was der Thronfolger versprach. „Daß ich der erste Fürst war,“ schreibt er selbst, „der sich für diese Sache ausgesprochen in Wort und Tat, ist mir ein wohlthuendes Gefühl. Hellas Unabhängigkeit war mein Wunsch lange vor des Kampfes Beginn, sie ist mir eine Sache des Herzens, als Kronprinz, als König, wie ich denn überhaupt glaube, der nähmliche geblieben zu seyn.“ Thiersch findet 1822, der Kronprinz habe auch bei dieser Gelegenheit das Echte seines Wesens nicht verleugnet, und sein Beispiel hat nach dem Urteil des Staatsrats Maurer die Sache der Griechen wenigstens ebensosehr gefördert wie die Schlacht bei Navarin selbst.

Auf der Sammelliste, die im ganzen Lande nur 75000 Gulden ergab, zur Unterstützung des Aufstandes, standen an erster Stelle 20000 Gulden „von einem alten Griechenfreunde“. Schon im nächsten Jahre ließ der König an den Philhellenen Eynard in Genf, mit dem er selbst in Briefwechsel trat, 45000 Gulden abgehen. Jungen Griechen gewährte er Aufnahme in das bayerische Kadettenkorps, und dem Obersten Heydeck gestattete er mit anderen die Teilnahme am Befreiungskampfe. „Mit freudigem Gefühl habe ich die Heldentaten meiner Bayern bei Athen ver-

nommen!" „Die Ehre, welche Ihr, wackere Krieger, Bayerns Namen in Hellas machet, erfreut mein Herz." „Ihr Bayern alle, die Ihr in Hellas seyd, Ihr gereicht Bayern zur Ehre und Ihr hauptsächlich rettet den Teutschen Namen in diesem Kampfe." So spricht er in seinen Briefen an Heydeck, immer mit ganzem Herzen bei der Sache. Und als nach der Ablehnung der griechischen Königskrone durch den Prinzen Leopold von Koburg die Wahl auf Ludwigs zweiten Sohn Otto fiel, da herrschte im ganzen Lande heller Jubel; wie ehedem Berührungspunkte mit Frankreich, suchte man in der Geschichte jetzt solche Beziehungen zu Griechenland. Den überaus herzlichen Abschied des Königs Otto von der königlichen Familie in der Residenz zu München und seinen Einzug zu Nauplia (6. Februar 1833) hat Peter Heß für die kommenden Generationen mit Meisterschaft im Bilde festgehalten. Für den unmündigen Fürsten führten zunächst Graf Armansperg, Oberst Heydeck, die Staatsräte Maurer und Abel, die nachher durch Ägid Kobell und Greiner ersetzt wurden, die Regentschaft. Als sein Sohn 1835 selbst die Regierung übernommen hatte, schiffte sich Ludwig nach Griechenland ein. In seiner Gegenwart wurde der Grund gelegt zu dem Königspalast in Athen; vor der Akropolis sagte er zu seiner Umgebung: „Jahrtausende gehen in diesem Augenblicke an uns vorüber." Der Stadt Athen schenkte er 50000 Franken zur Gründung eines Krankenhauses.

Aber der Schwierigkeiten für eine neue Dynastie unter dem wankelmütigen Volke waren zu viele. „Man versichert, daß alles in Griechenland jetzt ruhig ist, daß alles gehorcht: ich glaube es, so lange man Geld und Bajonette haben wird," schreibt Montgelas 1833. Der neue König besaß einen scharfen Verstand, ungewöhnlichen Pflichteifer, rastlosen Fleiß und ein seelengutes Herz; mit ganzer Hingabe widmete er sich seinem Beruf. Auch sein Vater wurde nie müde ihm gute Ratschläge zu erteilen: „Nicht bavarisiert sollen die Griechen werden, sondern in ihrem volkstümlichen Geiste sind sie zu beherrschen." Auf des Vaters Bitte legte Otto die hellenische Fustanella an, was dem Volke große Freude bereitete. Aber die Ziele, die Ludwig und sein Sohn verfolgten, waren andere als die der Großmächte. „Nicht das griechische Volk," schreibt Ludwig am 27. April 1863 an seinen Sohn, „es sind die im westlichen Europa angeblich zivilisiert wordenen Menschen aus ihm, welche die Empörung machten; und was für ein Zustand folgte! Was für eine Verruchtheit."

Abschied des Königs Otto von Griechenland von der Königlichen Familie in der Residenz zu München.
Nach einer Zeichnung von Philipp Foltz.

Eine Intrigue des Engländers Lord Palmerston kostete Otto den Thron. Als er nach einer Reise mit der Königin im Herbste 1862 mit dem Schiffe in den Piräus zurückkam, wurden die Majestäten gebeten, sich nicht an das Land zu begeben, weil die Nation beschlossen habe, dem König Otto seiner Kinderlosigkeit halber die Zügel der Regierung nicht mehr zu überlassen. Der Undank eines Volkes, das er dreißig Jahre sich bemüht hatte glücklich zu machen, brach Otto bald das Herz. Ludwig aber hatte sich nicht verrechnet in dem Glauben, daß alles Große, was er für Griechenland getan, einstens auch bei den Hellenen volle Anerkennung finden werde: das beweisen die Nachrufe der griechischen Zeitungen beim Tode „des größten der noch übrigen Philhellenen". Da Griechenland das Kapital, das ihm der bayerische Staat vorgeschossen hatte, nicht wiedererstattete, bezahlte König Ludwig nach seiner Thronentsagung die ganze Summe, 1529333 1/3 Gulden, zurück. „Bin somit um den größten Teil meines angelegten Kapitalvermögens gekommen, nachdem durch die Thronentsagung meine Einnahme ganz gewaltig bereits vermindert wurde und weitere Schmälerung erlitt durch die großen Abgaben, welche ich entrichte," wehklagt er darum dem Sohne. Erst 1883 wurde die Summe durch Vermittlung Bismarcks und auf Grund eines Rechtsgutachtens von Hermann von Sicherer den Erben Ludwigs zurückerstattet. „Nach Teutschlands Befreyung als es unter Napoleonischer Zwangsherrschaft gebeugt, glühte ich für nichts so als daß Hellas siegen möchte," lesen wir in einem Briefe Ludwigs 1827.

Wo immer deutsches Blut in Wallung kam, da pochte des Bayernkönigs Herz am lautesten. „Meine Richtung ist teutsch, teutsch so lange ich lebe." Dieses Bekenntnis an Graf Armansperg ist um so höher anzuschlagen, als der König mit den politischen Formen Deutschlands durchaus nicht einverstanden war.

> „Trauriges Bild des Reiches der Teutschen: zweiköpfiger Adler.
> Wo zwei Köpfe bestehn, ach! da gebricht es an Kopf",

klagt er auf dem Wiener Kongreß. Jedenfalls hätte er lieber die Habsburger als die Hohenzollern sich zu Trägern der deutschen Zentralgewalt erheben sehen. Seiner patriotischen Haltung im Jahre 1830 wurde schon gedacht; als dann Thiers 1840 wieder den Kriegsruf erhob, schrieb Ludwig an den Dichter des Rheinliedes: „Es sind Worte, zu seiner Zeit gesprochen, die in jeder zu wiederholen, die Ihr Lied: Der teutsche Rhein,

enthält, die Anklang finden in allen teutschen Herzen," und die Thronrede von 1842 konstatiert mit Genugtuung den herrlichen Geist, „der sich im Königreiche offenbarte, auf der rechten Seite des Rheins, wie auf der linken, so in ganz Teutschland, als die Grenze bedroht schien, jeden Teutschen durchdrang es, daß er einem gemeinsamen Vaterlande angehöre". Als 1837 der Erzbischof von Köln wegen seiner Opposition gegen die preußische Regierung gefangen gesetzt wurde, bemühte sich der König um friedliche Beilegung des Kirchenstreites. Besonders warmen Anteil nahm er an dem Schicksal Schleswig-Holsteins, die der offene Brief des Königs Christian VIII. voneinander trennen wollte. In der Erkenntnis, „auch Bayerns Häfen liegen an der Wesermündung", legte er beim Bundestage gegen die Vergewaltigung der deutschen Provinzen energischen Protest ein. Darum preist ihn der Dichter Zedlitz:

Es hat uns nicht betrogen,
Das Wittelsbacher Blut,
Es hat nicht Scheu erwogen,
Es ist vorangezogen
Mit ritterlichem Mut . . .

So klang's durch Berg und Auen
Wie Siegesjauchzen fort;
Da flog ein frisch Vertrauen
Durch alle deutschen Gauen:
Das war ein Königswort.

Dem bayerischen Obersten von der Tann, der als Freischarenführer dort kämpfte, schenkte der König 36000 Gulden für die Herzogtümer, 1000 Gulden dem Münchener Komitee. Je 500 Gulden sandte er später einer Vereinigung, die in Erlangen zugunsten der von den Dänen vertriebenen Geistlichen begründet worden war, und dem Altonaer Frauenverein. „Es ist ein ehrenwertes Unternehmen für diese vertriebenen Geistlichen, für diese Märtyrer teutscher Gesinnung," schrieb er an die eine, und dem anderen drückte er seine Freude aus, „daß es noch teutsche Frauen gibt, die mit ächt teutscher Gesinnung ihren leidenden Brüdern zu helfen suchen." „Überflüssig wäre es, hier zu wiederholen, welchen Anteil ich an dem Geschicke Schleswig-Holsteins genommen, und wie die Wendung, welche diese Angelegenheit genommen, mein teutsches Herz schmerzt," oder „An Schleswig-Holstein denkend, blutet mein teutsches Herz", bekundet er bei anderer Gelegenheit.

von Seele. von der Tann. Freudenthal. Cornell. Martens. Schütz.

von der Tann schlägt die Dänen bei Hoptrup am 6. Juni 1848.
Nach einem Aquarell von F. Diez. (Aus dem König Ludwig Album.)

Als am 1. Januar 1859 Kaiser Napoleon dem österreichischen Gesandten erklärte: „Ich bedaure, daß die Beziehungen zwischen unsern Regierungen nicht mehr so gut sind wie früher," setzte dieser welschen Drohung, die wie ein Donnerschlag ganz Europa durchzitterte, wiederum Ludwig ein kräftiges deutsches Wort entgegen:

„Das mit dem Lorbeer Hochbekränzte,
Das teutsch vor allen sich gezeigt,
In dem Befreiungskampfe glänzte,
Nur dies ist stille — Preußen schweigt?"

Der deutsche Bruderkrieg 1866 bereitete ihm bittere Schmerzen, so daß er ausrief: „Ich hab' umsonst gelebt." Einer engeren Verbindung mit Preußen war er abhold, obwohl er als König einmal bekannte, ohne Friedrich den Großen stünde er vielleicht nicht an diesem Platze; aber das Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen war ihm heilig. Seine Bedenken gegen die Übertragung der deutschen Kaiserwürde an den König von Preußen wären wohl verstummt, wenn er ganz Deutschland noch im Kampf gegen Frankreich gesehen hätte.

Ludwigs deutscher Sinn zeigt sich auch in Kleinigkeiten; deutsche Eigenart war ihm heilig, wo er sie fand; darum widersprach er als Kronprinz der Einlegung der dicken Albrecht Dürer-Türme in Nürnberg: „Diese Menschen ruhen doch nie, bis alles so flach ist wie ihre Schädel." In München ließ er später die noch stehenden Teile der alten Stadtbefestigung sorgsam erhalten. Die Kreise der Provinzen erhielten an Stelle der Bezeichnung nach Flüssen wieder ihre alten historischen Namen. „Bayern, Pfälzer, Schwaben, Franken, ruhmvoll nennt sie die Geschichte. Zu schön glänzen diese Namen durch eine Reihe von Jahrhunderten, als daß sie erlöschen sollten und freudig erteile ich den Ländern wieder ihre angestammten Benennungen." Seine Patenkinder mußten Ludwig, nicht Louis genannt werden. „Das ist conditio sine qua non." Seinen Söhnen gab er mit Vorliebe alte deutsche Namen. Seinem sechstägigen Sohne Max legte er die väterliche Mahnung in die Wiege:

Dessen eingedenk, o Max, sei immer:
Daß als Teutscher du geboren bist;
Nie verblende dich des Auslands Schimmer,
Steh gewaffnet gegen seine List,

und die Instruktion an den Schotten Archibald Mac-Iver liest sich heute

fast wie ein wittelsbachisches Hausgrundgesetz: „Teutsch soll Max werden, ein Bayer, aber teutsch vorzüglich, nie Bayer zum Nachtheil der Teutschen. Wie die Briten sind wir Deutsche, und mehr noch ein Volk, obgleich unter mehreren Fürsten.... Abneigung flößen Sie meinem Sohne gegen Frankreich (Teutschlands Erbfeind) und gegen das französische Wesen (unser Verderben) ein. Wie kann ein Teutscher Frankreich Freund sein! Solange es wenigstens Elsaß noch von Teutschland abgerissen, unterworfen behält, von Teutschland, zu dem es gehört und durch Sprache und Lage immer gehören soll.“ Noch in seinen letzten Lebensjahren kostete es Ludwig eine gewisse Überwindung, Paris zu besuchen anläßlich der Weltausstellung von 1867. Als damals Louis Napoleon dem entthronten Bayernkönig nur bis zur Hälfte der Treppe entgegenkam, blieb Ludwig ruhig unten stehen und machte sich mit einem Gardesoldaten zu schaffen, bis der Kaiser herabstieg. „Ich war ein König und bin ein Teutscher, hätte ich mir die Zurücksetzung gefallen lassen sollen?“

Kurfürst Max III. stellt in der Stiftungsurkunde der Münchener Akademie den Grundsatz auf, daß es ohne Pflege der vaterländischen Geschichte keine wahre Vaterlandsliebe geben könne. Auch Ludwigs Patriotismus ist von seinem historischen Sinn unzertrennlich und beide wurden in ihm durch den Historiker Johannes Müller genährt.

Aus den Tagen der Kindheit besitze ich eine Geliebte,
Klio ist's, sie bleibt auch in dem Alter getreu.

Vor dem Plane einer bayerischen Ruhmeshalle tauchte in dem Jüngling schon der Gedanke an einen Tempel deutscher Ehren auf. Aber „Walhalla ist kein Werk für den Kronprinzen, wäre zu kostspielig; soll ich einst König werden, errichte ich es,“ schreibt er 1808 an Müller. Schon jetzt sammelte er die Statuen berühmter Männer, und wenn heute die Auswahl, die getroffen wurde, nicht alle befriedigen kann, so darf man doch auch die Schwierigkeiten einer solchen Auslese nicht unterschätzen. Luther, den der König ursprünglich dieser Ehre nicht für würdig fand, wurde später doch noch hinzugefügt und die protestantische Landgräfin Amalie von Hessen wird man dort vielleicht am wenigsten suchen. Statt Ludwig des Bayern ward Friedrich der Schöne, statt des bayerischen Tilly der kaiserliche Wallenstein aufgenommen! Über den Geist, aus dem die ideale Schöpfung erwuchs, belehrt das Wort des königlichen Bauherrn bei der Grundstein-

legung: „Möchten in dieser sturmbewegten Zeit fest, wie dieses Baues Steine vereinigt sein werden, alle Teutschen zusammenhalten". Und bei der Vollendung, zwölf Jahre später (1842), hieß es wiederum: „Möchte Walhalla förderlich sein der Erstarkung und Vermehrung deutschen Sinnes. Möchten alle Deutschen, welchen Stammes sie auch seien, immer fühlen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland, auf das sie stolz sein können; und jeder trage bei, so viel er vermag, zu dessen Verherrlichung." Wenig bekannt ist auch, daß der König die Walhalla dem Deutschen Bund oder seinem Rechtsnachfolger vermacht hat; nur beim Aufhören des Bundes sollte sie an Bayern zurückfallen.

Die Erinnerung an den heiligen Krieg gegen Frankreich ist in Ludwig immer lebendig gewesen und „allen teutschen Befreiungskämpfern" widmete er die Befreiungshalle bei Kehlheim. Heute noch liest der Besucher auf dem Boden den königlichen Mahnruf: „Möchten die Teutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf nothwendig machte, und wodurch sie gesiegt." Wir schätzen uns heute glücklich, Walhalla und Befreiungshalle in Bayern als heiliges Vermächtnis zu hüten; aber der Wanderer in deutschen Gauen begegnet überall, auch außerhalb der blau-weißen Grenzpfähle, deutschen Nationaldenkmalen, mit denen Ludwigs Name verknüpft ist: dem Grabmal Johannes Müllers in Kassel, den Monumenten Herders und Wielands, Schillers und Goethes in Weimar, Radetzkys in Wien, Mozarts in Salzburg, Palms in Braunau, Körners in Ludwigslust, Hübsch's in Karlsruhe, Dalbergs in Mannheim und anderen, die der König ganz aus eigenen Mitteln errichtete, oder durch Gewährung von Erz oder bedeutenden Summen förderte. „Des Cölner Domes Vollendung ist Ehrensache Teutschlands, nur teutsche Beharrlichkeit kann sie bewirken", schreibt er 1850. Vier Jahre später, als ihm zu Ehren die größte katholische Kathedrale Deutschlands beleuchtet wurde, gab er seiner Freude Ausdruck durch den schlichten Satz im Fremdenbuche: „Einzig wie dieser Dom ist Kölns Dankbarkeit." Und doch hat er alle Opfer, die er für den Bau bis dahin gebracht, noch überboten, indem er seit 1863 dafür einen Jahresbeitrag von 20000 Gulden entrichtete. Schon 1830 sprach er dem Freiherrn Hans von Aufseß den Wunsch aus, in Bayern ein vaterländisches Museum nach dem Muster des böhmischen in Prag gegründet zu sehen, und zwar in der Weise, daß „Besitzer von merkwürdigen Gegenständen

solche mit Vorbehalt ihres Eigentums in einem öffentlichen Lokal zur gemeinsamen Beschauung und Belehrung aufstellten." „Sie würden sich ein bleibendes Verdienst erwerben, wenn es Ihnen gelänge, eine so gemeinnützige Anstalt ins Leben zu rufen." Der erste öffentliche Schritt zu diesem Ziele führte freilich zu einem kläglichen Ende. Aber Ludwig ist der intellektuelle Urheber des Germanischen Museums. Und als nach dem Beschluß der Gründung einer solchen Anstalt das junge Unternehmen nicht zum wenigsten wegen der Gleichgültigkeit der übrigen deutschen Fürsten sich kaum über Wasser halten konnte, war es wieder der bayerische König, der durch rechtzeitige Hilfe den Sammlungen ein Heim verschaffte und durch wiederholte Beweise seiner Freigebigkeit dessen Zukunft gewährleistete; aber selbstlos lehnte er es ab, sich an die Spitze des Ganzen zu stellen, in der Meinung, „daß wenn sich ein Fürst an die Spitze stellte, die Sache einen partikularistischen Charakter annehmen und derselben eher schaden als nutzen werde".

So hat Ludwig I. die Großmachtspolitik des ihm verhaßten Montgelas auf idealem Gebiete wieder aufgenommen und Bayern erhoben zur Vormacht deutscher Kunst.

Fünftes Kapitel.

Ludwig I. und die deutsche Kunst.

Die europäische Zivilisation, sagt Tommaseo in einem inhaltschweren Satze, ist zum großen Teil italienisch, die italienische großenteils toskanisch, die toskanische großenteils florentinisch. Keine Stadt auf dem ganzen Erdkreis gehört in diesem Maße der Welt wie Florenz. Das großartigste, was die Renaissance geschaffen hat, ist aber die Kunst, die in ihrer höchsten Vollendung nach Rom wanderte. Ludwig I. von Bayern hat allein mehr gebaut als alle Medici, und was Rom in Bezug auf die Kunst für die Welt bedeutet, ist München dank Ludwigs Einsicht und Tatkraft heute für Deutschland. Nie wurde ein fürstliches Wort glänzender eingelöst als jenes von Ludwig I.: „Ich will aus München eine Stadt machen, die Teutschland so zur Ehre gereichen soll, daß keiner Teutschland kennt, wenn er nicht auch München gesehen hat." Wenn Montgelas noch im Jahre 1830 die Stadt München mit einem von einem Tuche aus Goldbrokat bedeckten Leichnam vergleicht, der, ohne selbst fett zu werden, die Kräfte der Provinzen auffauge, Lewald fünf Jahre später die Befürchtung ausspricht, zur Ausführung der Brienner- und Ludwigstraße bedürfe es einer Bevölkerung, die für München niemals denkbar sei; wenn Saphir Neu-München wie ein Gesellschaftsspiel von prächtigen Häusern vorkommt, die zusammenkamen, um Stadt zu spielen, und selbst Goethe bei allem Wohlwollen gegen Ludwigs Kunstschöpfungen der Angst nicht los werden konnte, es werde ihm gehen wie den mittelalterlichen Bauherren, die selten über verdienstvolle Anfänge hinauskamen — Ludwig selbst hat den überragenden Charakter seiner Schöpfungen frühzeitig erkannt und sich dessen von Herzen gefreut. „Bin gerne in München," schreibt er an seinen Sohn, „in

6*

keiner Stadt auf die Länge so gern, wo ich vielfach angeregt, im Kunstleben mich bewege, tätig, einwirkend. Nirgends jetzo ist die Kunst so im Großen hervorbringend als in München." Wie viele Tausende — und nicht die Schlechtesten unseres Volkes — haben diese Worte seither nachempfunden! Auch Treitschke, der die Kunstschöpfungen Ludwigs nicht mit überströmendem Wohlwollen verfolgt, bekennt, ein wirklicher Künstler könne in Berlin nicht leben. „Wie man ein Dichter sein kann, und auf den Gedanken kommen, in Berlin zu leben, ist mir immer unbegreiflich gewesen. Es wird dabei bleiben, daß Städte wie München und Dresden für künstlerische Gemüter mehr bieten, als Berlin jemals geben kann."

Auch der Einwand, die Kunst sei nach München wie ein Mädchen aus der Fremde gekommen, ist falsch. Schon Gustav Adolf vergleicht die Stadt mit einem goldenen Sattel auf magerem Rosse und im Jahre 1800 fragt der französische Kommissär Neveu, der von den überall zusammengestohlenen Kunstschätzen der Tuilerien herkam, in der Gemäldesammlung der Residenz: „Wie war es nur diesen kleinen Herzogen und Kurfürsten von Bayern möglich, Kunstschätze zu sammeln, wie sie die Tuilerien nicht besitzen?"

Seitdem jener Johann von Bayern einst als Bischof von Lüttich Jan van Eyck an seinen Hof berief, der mit seinem Bruder die Tafelmalerei auf eine höhere Stufe erhob, haben sich die Wittelsbacher unausgesetzt um die bildende Kunst verdient gemacht und wohl mehr für sie geleistet als irgend ein anderes deutsches Fürstenhaus. Ludwig war schon durch die Tradition seines Hauses zur Pflege der Kunst berufen und bedurfte keines unlauteren Antriebes dazu. „Sie wissen," schreibt Klenze einmal an Thorwaldsen, „daß alles Große, was Se. Majestät unser trefflicher König in der Kunst schon getan hat und noch tun wird, nächst den geistigen Triebfedern auf der größten Sparsamkeit und Ordnung beruht und daß sich derselbe auch das liebste zu versagen weiß, wenn es gegen wohl überlegte Berechnung der Kräfte und Mittel geht." Wie kann man da noch von „Kunstwut" reden wollen. Man erkennt den kulturellen Beruf einer Nation daran, ob bei ihr die Kunst älter ist als der Komfort. Wer an der künstlerischen Begabung des bayerischen Volkes zweifeln will, der lese, was Richard Wagner davon zu sagen weiß, den die Münchener doch gewiß nicht gern in ihren Mauern und am Hofe des Königs sahen.

Für viele wird Lenbach, der Bauernsohn aus Schrobenhausen, ein Monarch bleiben im Reiche der Kunst, und der Niederbayer Franz Stuck dünkt wohl nicht bloß mir an Kraft des künstlerischen Gefühls und dekorativem Geschmack manchem seiner nordischen Kollegen überlegen. Erst in neuerer Zeit hat man sich wieder mit mehr Liebe dem Studium der deutschen Renaissance zugewandt; speziell das bayerische Kunstgewerbe stand damals in hoher Blüte und schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts nahm München die Führung den nachbarlichen Reichsstädten ab. Der fromme Herzog Wilhelm IV. trat zu dem Nürnberger Maler Barthel Beham in ein persönliches Verhältnis trotz dessen Verkehr mit den religiösen Freigeistern und Anarchisten seiner Vaterstadt.

Aber haben die Münchener denn nicht die Glyptothek als närrisches Kronprinzenhaus, den Obelisken als Nymphenburger Grenzpfahl, die Pinakothek als Dachauer Gemäldegalerie getauft und damit ihr inneres Verhältnis zur Kunst bewiesen? Wer so argumentiert, für den sind auch die Florentiner kein künstlerisches Volk, die einen Brunelleschi ins Gefängnis warfen. Und wenn Ludwig neben heimischen Talenten auch fremde berief, wenn er den Genius ehrte, wo er ihn fand, so darf vielleicht daran erinnert werden, daß die ewige Stadt zu dem Kontingente von Heroen, denen das päpstliche Rom im Zeitalter Leos X. oder, besser gesagt Julius II., seinen Ruhm verdankt, nicht einen einzigen bedeutenden aus ihren Mauern gestellt hat. Ist aber die Behauptung des Königs richtig: „Schaffende Kunst im Großen ist nicht in Rom, sie findet sich in München jetzo," dann erwächst damit für alle, die es gut mit ihrem Vaterlande meinen, die heilige Pflicht, jederzeit für die Wahrung des vornehmsten bayerischen Reservatrechtes mit voller Wucht einzutreten. Seine Nachfolger haben das Erbe im vollen Umfang angetreten; auch die Stände und die Gemeinden müssen es hüten und neu erwerben, um es zu besitzen. Schon einmal hat das Volk auf anderem Gebiete die Absicht eines kunstbegeisterten Königs vereitelt; Prinzregent Luitpold hat den Schaden zum Teil wieder gut gemacht, der durch den Trotz gegen seinen ideal veranlagten Neffen der Hauptstadt erwuchs. Begabung allein genügt zu keinem Beruf, wenn sich nicht treue Pflichterfüllung zu ihr gesellt!

Auf einen Trinkspruch von Cornelius erwiderte der König einmal 1855: Ich trinke auf das Andenken Winkelmanns. Winkelmann und sein Jahr-

hundert, die Zeit des Griechentums ist in der Tat die Wurzel seiner künstlerischen Anschauungen. Er erzählt selbst, sein Erzieher, der Pfälzer Kirschbaum, habe ihm das Schöne und Edle gelehrt. Auf seiner ersten Reise nach Italien „vor Canovas Hebe zu Venedig im Dezember 1804“ empfindet er:

Der Sinn für Kunst war in mir aufgegangen.

Bei seinem ersten Aufenthalte in Rom waren dort Thorwaldsen und Canova, Koch, Reinhart und andere. Angelika Kaufmann malte sein Bild, das heute in der neuen Pinakothek hängt. Unschätzbar für die Glyptothek wurde die Bekanntschaft des Kronprinzen mit dem Würzburger Martin Wagner. In Berlin besuchte er 1807 die Werkstätten der Schadow und Rauch und beehrte sie mit Aufträgen. Selbst im Kriegslärm vor Pultusk, wo er sich zuerst den Lorbeer des Helden errang, empfindet er wie ein Künstler: „Die Lage von Pultusk ist malerisch.“ Bei allen Reisen hat er fortan sein Kunstinteresse im Auge: in der Schweiz besucht er den Bildhauer Christ in Basel, in Paris 1815 lernt er den Architekten Klenze kennen, den er bald in seine Dienste nimmt und später scherzend zum „Kunstgeneralbevollmächtigten“ ernennt. 1818 knüpft er in Rom Freundschaften, die für die deutsche Kunst von bedeutsamen Folgen waren. So wurde für Cornelius die Bekanntschaft mit dem bayerischen Thronfolger ein Markstein in seiner Entwickelung, indem er, in Gefahr, auf mystische Abwege zu geraten, auf das klassische Altertum gewiesen ward. Neben dem „Paulus“ Cornelius weilte der „Johannes“ Overbeck, die Eberhard, Schnorr, Veit, Thorwaldsen und viele andere, mit denen der deutsche Prinz Arm in Arm in der zu Hause verpönten altdeutschen Tracht durch die Straßen zog; in der Kneipe empfingen sie ihn mit einem Landesvater und tranken mit ihm. Da gab es ein Schreien, Tanzen und Singen, einen Jubel und eine Begeisterung, daß ernste Männer wie Niebuhr klagten, der Prinz habe die Jünglinge hochmütig gemacht. Aber als ihn Henriette Herz fragte: „Werden Sie denn auch als König so bleiben, wie Sie jetzt sind?“ antwortete er frei nach Schiller: „Was der Jüngling versprach, leistet der Mann auch gewiß.“

Catel hat in einem kleinen Genrebild eine Kneipe an der Ripa grande dargestellt, Ludwig mit mehreren Künstlern bei Frutti di Mare und Wein. Bei seinem Abschied von Rom gaben die Künstler ein Fest,

Die deutschen Künstler in Rom.
Nach einer Zeichnung von Schnorr von Carolsfeld.
(Aus dem König Ludwig Album)

das Cornelius, Veit und Schnorr mit ihren künstlerischen Einfällen verschönten. Der Kronprinz nahm an den vaterländischen Gesängen und Tänzen teil. „Dieses Fest“, sagt Riegel, „wird, solange deutsche Kunstgeschichte dauert, als ein schönes Denkmal des großen Aufschwungs fortleben, den besonders die Malerei durch Ludwigs königlichen Schutz genommen. Es war kein Fest, was Diener ihrem Herrn, was Hofleute ihrem Fürsten geben! nicht dem Prinzen galt es, es galt der Kunst, deren begeisterte Pflege ein begabter, tatkräftiger und reicher Fürst sich rückhaltlos gewidmet hatte. Und das war billig. Denn fragen wir uns offen: was wäre aus der deutschen Kunst, namentlich der Malerei geworden, ohne Ludwigs schützenden Arm? Durch jene festliche Erklärung seitens der Künstler nun an den Dienst der Kunst unverbrüchlich gefesselt, schied Ludwig aus der Tiberstadt mit dem Gruße: Auf Wiedersehen in Deutschland.“

Ludwig brauchte sich nicht durch ein Versprechen an eine Sache zu binden, die in ihm selbst lag. „Als Stiefkind wird bei uns die Kunst behandelt, eine Luxussache,“ schrieb er schon 1810 an den Galeriebeamten Dillis; „ich höre sie, die gehaltlosen Reden, was braucht man Künstler zu sein für das Militär, das Landbauwesen. Als wenn Kunst nicht in allem sein sollte; so lange dies nicht ist, sind wir immer zum Teil noch Barbaren.“ „Man muß,“ sprach er bei der Enthüllung der Fresken unter den Arkaden des Hofgartens, „ohne Mißtrauen den Gemeinsten im Volke an den Anblick des Schönen gewöhnen.“ Ludwig ehrte aber nicht nur die Kunst, sondern auch die Künstler. Von ihm gilt wie von Kaiser Maximilian: Ich bin ein Mann wie ein andrer Mann, nur daß mir Gott der Ehren gann. Als sich einmal auf der Rückfahrt von Ostia nach Rom der durch Ausgrabungen verdiente Ritter von Visconti nicht zu seiner Rechten setzen wollte, sagte er: „Mein lieber Großcomthur, mein Vater sagte mir immer: Wenn du dich bei einem Manne von Talent befindest, so erinnere dich, daß du ihn nicht genug ehren kannst.“ Leutselig gegen jedermann, bewegte er sich doch am ungezwungensten unter den Künstlern. „Jetzt bin ich fast achtzig Jahre alt,“ ruft er ihnen bei der Enthüllung des Claude Lorrain-Denkmals in Harlaching zu, „aber wenn ich in eurem Kreise bin, habe ich vierzig Jahre weniger auf dem Rücken“. „Herr Staatsrath — nein nicht so!“ schreibt er als Kronprinz an den Künstler „Lieber, guter großer Thorwaldsen! Was dieser Name ausdrückt, vermögen keine

Könige zu geben. Wenn blutiger Kriegsruhm längst verklungen, lebt noch hehr- und segensvoll des großen Künstlers Namen: erzeugend leben seine Werke fort." Als 1830 Thorwaldsen nach München kam, lag der König krank im Bette. Er ließ den Gast sofort in sein Schlafgemach rufen und umarmte ihn, sich im Bett erhebend, aufs herzlichste. An Wagner schreibt er am 3. November 1825: „Zwischen uns bleibt es beim Alten; sey Wagner gegen den König wie er's gegen den Kronprinzen war, der gerade, aufrichtige, freimütige Mann." Cornelius mit seinen Schülern wurde in die Glyptothek vor das Bild der Zerstörung Trojas geführt. „Man schlägt den Sieger auf dem Schlachtfeld zum Ritter. Sie sind hier gleichfalls auf Ihrem Felde der Ehre, und ich mache Sie also zum Ritter," nämlich des Verdienstordens der bayerischen Krone.

Nach dem Muster der römischen Feste wurden auch in München Künstlerbälle und maskierte Akademien gehalten. Bei einem solchen Feste rief Ludwig nach seiner Thronentsagung aus, als der König und die Königin sich entfernten, indem er dabei in die Hände klatschte: „Kinder, jetzt wird es erst gemütlich, der Hof ist fort." „Drei Stunden habe er gebraucht, dem Throne zu entsagen," sprach er zu einer Deputation der Münchener Künstlergenossenschaft, „aber drei Tage zur Resignation auf die Kunst." „Ich kann nicht von München. Liebe Verwandte und einige wenige Bekannte und die lebende Kunst sowie was an Werken derselben durch mich hervorgebracht, ziehen mich unwiderstehlich an, fesseln mich daran," schreibt er König Otto von Griechenland.

Einen Vorteil hatte der Verzicht auf die Regierung. Der König konnte wieder öfter in den sonnigen Süden, nach Rom:

Ziehest mich heimatlich an, fesselst mich ewig an dich.

Besonders stolz war Ludwig, daß er durch den Erwerb der Villa Malta auf dem Monte Pincio civis Romanus geworden war; noch heute erinnert manches in Rom an den königlichen Gast. „Wo lebt ein Künstler behaglicher und schöner als hier," schreibt Ludwig an den General Heydeck, „umgeben von den Künstlern aller Nationen, in dem einzigen Rom, wo, ich möchte sagen, jeder Stein einen zu neuen Gedanken und Bildern inspiriert, fern von allen Hofintrigen und allem kleinstädtischen conventionellen Wesen und Treiben." „Ein Kind des Lichtes und der Wärme", besaß der König bei seiner zarten psychischen Organisation auch ein physi-

Villa Malta zu Rom, auf der Dachterrasse König Ludwig I.
Nach dem Gemälde von D. Quaglio in der K. Neuen Pinakothek.

sches Feingefühl für jede Stimmung in der Natur, das an Goethe erinnert. „Wenn's doch noch Bayerns und Hellas' Farben wäre, weiße Erde und blauer Himmel, aber weiß und grau ist zu arg," wehklagt er einmal.

„Nach Brot gehen soll die Kunst nicht, aber der Künstler muß auch arbeiten wollen," sagt der Prinz in Lessings Emilia Galotti, und Cornelius gesteht: „Unser Glück ist die Ausübung unseres Berufes und damit sind wir reicher als die Reichsten." Ludwig war ein strenger Auftraggeber, der nicht nur das Ganze nach seiner Idee ausgeführt sehen wollte, sondern bis ins einzelne bindende Vorschriften gab; seine Detailkenntnisse sind für einen Dilettanten geradezu staunenswert. Die Künstlerschaft hat auch die Förderung, die sie durch ihren Mäcen erfuhr, immer einmütig anerkannt. Das bewies nicht nur die helle Begeisterung bei der Enthüllung seines Standbildes — übrigens in seiner Abwesenheit — in München am 25. August 1862 und die imposante Trauerfeier vor der Glyptothek am 12. März 1868, zu der Deputationen von Düsseldorf, Dresden, Wien, Nürnberg, Stuttgart, Weimar, Karlsruhe und Hamburg gekommen waren. Besondere Bedeutung, nicht nur für den Gefeierten, hatte das Fest, das im Jahre 1855 in Rom von den deutschen Künstlern zur Erinnerung daran gefeiert wurde, daß fünfzig Jahre verflossen waren, seitdem der Kronprinz zum erstenmal die ewige Stadt betreten hatte. Des Königs Verdienste um die Kunst wurden bei dieser Gelegenheit von kompetentester Seite dargelegt. Der Trinkspruch, den Cornelius damals auf seinen erlauchten Freund ausbrachte, scheint mir so charakteristisch, daß er hier wohl im Wortlaute Platz finden darf:

„Es ist ein halbes Jahrhundert, daß der erhabene Gast, den wir heute das Glück haben in unserer Mitte zu sehen, um ihm unsere Huldigung darbringen zu dürfen, — es ist ein halbes Jahrhundert, daß er, ein königlicher Jüngling, die ewige Stadt betrat, angetan mit den herrlichsten Gaben der Natur, mit einem schöpferischen Geist, ein geborener Herrscher! Die mächtigen Eindrücke, die Italien, die Rom auf ihn machte, weit entfernt, sich in schwelgerischen, geistigen Überschwenglichkeiten und Genüssen zu verlieren, erzeugten unerschütterliche Entschlüsse, und diesen folgte rasch die Tat, der hohe Gast erkannte, welche unermeßliche Bedeutung die Kunst auf die Kulturentwicklung der Völker habe. Sie soll nicht bloß ein Konfekt für die Tafeln der Großen und Reichen, sie soll eine kraft-

volle Speise für alle sein; eine zweite Natur gleichsam, soll sie, wie die Sonne, ihren Glanz über Große und Kleine, über Reiche und Arme verbreiten. Die Poesie hatte durch Goethe und Schiller ihren höchsten Glanzpunkt erreicht, für Wissenschaften war in allen Teilen des Vaterlandes reichlich gesorgt und die Resultate unermeßlich. Also keine Ilias post Homerum. Sein schöpferischer Geist wandte sich entschieden der Kunst zu und ein neuer Morgen brach für sie am vaterländischen Himmel an! ... Als aber König Ludwig den Thron bestieg, da ging's erst los! Hei, wie wurde da gemeißelt, gebaut, gezeichnet und gemalt. Mit welcher Lust, mit welcher Heiterkeit ging da jeder ans Werk! Aber es war eine ernste Heiterkeit, es war nicht so wie Wilhelm Kaulbach es darzustellen beliebte, auch war München damals kein Treibhaus der Kunst wie Wilhelm Schadow im modernen, ja wohl modernen! Vasari sich ausdrückt: es war eine gesunde, lebenskräftige Wärme, erzeugt durch die hellauflodernde Flamme der Begeisterung, wovon jene Werke mit allen ihren Mängeln das Zeichen an ihrer Stirne tragen. Jene Männer, die dort in brüderlicher Eintracht wirkten, sie wußten, worum es sich handelte, sie wußten, daß sie vor dem Richterstuhl der Nachwelt und vor dem der deutschen Nation standen. Es galt hier, daß der deutsche Genius sich auch in der Kunst eine Bahn brach, wie er es in der Poesie, Musik und in der Wissenschaft so glorreich getan hatte. Es galt hier endlich den hohen Absichten unseres erhabenen königlichen Herren und Beschützers würdig zu entsprechen. In wiefern dies nun gelungen, mag Welt und Nachwelt entscheiden; wie weit auch jene Werke hinter dem Maßstabe liegen, den diese Männer sich selber angelegt und hier im ewigen Rom geholt hatten, sie können getrost die Hand auf die Brust legen und sich sagen: wir haben einen guten Kampf gekämpft, wir hinterlassen dem Vaterlande eine bessere Kunst, als wir vorfanden, und daß König Ludwig mit seinen ihm in freudigem Gehorsam treu zur Seite gestandenen Künstlern unserer Zeit gezeigt hat, daß sie nicht bloß eine zerstörende, sondern auch eine lebendig schaffende sein kann. Wenn die Phantasmagorien moderner Ostentation und Geistesleere längst von der Erde verschwunden und vergessen sein werden, dann werden die Schöpfungen König Ludwigs noch lange die Gemüter und Seelen der Menschen erquicken, erfreuen und erheben, ihn von Geschlecht zu Geschlecht als ihren Wohltäter segnen, denn der Mensch

Ferd. von Miller d. A.

J. Stiegelmair

Der Guß der Bavaria in der Münchner Erzgießerei.
Gemälde von Wilhelm Kaulbach in der K. Neuen Pinakothek.
(Nach einer Photographie aus dem Verlag von Piloty und Loehle in München.)

lebt ja nicht allein vom Brot! Aber auch wir, die wir das Glück haben, in feierlich schöner Stunde mit ihm vereint sein zu dürfen, auch wir segnen ihn tausendmal!"

Schon als Konprinz hatte Ludwig dem Münzkabinett besondere Sorgfalt zugewendet und am Ende seiner Regierung stand keine Sammlung auf gleicher Höhe. Im richtigen Moment schritt er zur Gründung der Vasensammlung und des Antiquariums. In geradezu verblüffender Weise verstand er es, die Gemäldesammlungen zu versorgen mit dem, was ihnen noch fehlte. Im Anfang noch unsicher tastend, verstand er es bald, das Beste zu gewinnen, das noch zu erreichen war. Die altniederländischen und altdeutschen Sammlungen der Gebrüder Boisserée und des Fürsten Wallerstein wurden um 240000 und 54000 Gulden erworben aus Privatmitteln des Königs und doch beschränkungslos dem allgemeinen Genusse zugänglich gemacht. Von italienischen Meistern wurden Filippo und Filipinno Lippi, Botticelli, Ghirlandajo, Perugino und zwei Rafael weit unter ihrem heutigen Wert eingekauft. Als sein eigener „Werkmeister" hat der König das Gebiet der modernen Kunst schöpferisch in mehrfacher Hinsicht erweitert. Die Technik der für eine wirklich monumentale Kunst so wichtigen Freskomalerei mußte erst wieder neu entdeckt werden. Die Münchener Porzellanmalerei war der König von 1810—1868 durch fortwährende Aufträge mit bestem Erfolge zu heben bemüht. Für die Geschichte der Glasmalerei, die den Mönchen in Tegernsee in grauer Vorzeit bedeutenden Ruhm erwarb, waren die Fenster des Regensburger Domes nach dem Entwurfe von Heinrich Heß von hervorragender Wichtigkeit. Für den Erzguß in Deutschland epochemachend ist die Gründung der Erzgießerei in München 1826. Ihr gelang die Vergoldung der für den Thronsaal bestimmten Kolossalfiguren, die eine Autorität wie Manfredini für unmöglich gehalten hatte. Bei Herstellung der Bavaria, des größten Erzbildes der Neuzeit, hatte nach dem ersten mißlungenen Versuch Meister Miller schon den Mut verloren, als der König ihn durch eindringliche Vorstellungen zur Anspannung aller Kräfte bewog. So gelang das Unglaubliche.

Wenn wir uns nun den einzelnen Künsten zuwenden, so darf dabei nicht außer acht gelassen werden, daß dem König selbst das Zusammenwirken der verschiedenen Arten der Kunst zu gemeinsamen Aufgaben, ihre

Verbindung zu einer höheren Einheit, ihre wechselseitige Unterstützung immer vor Augen schwebte. Als Beispiel kann die Münchener Residenz dienen, von der ein Pariser Architekt schreibt: „Noch nie wurde dem Künstlergenius ein geräumigeres Feld der Tätigkeit eröffnet und noch nie sah man eine gleich große Zahl verschiedenartiger Talente zur Ausführung eines Werkes auf einem Punkte ihr Wissen und ihre Fertigkeit vereinigen."

Schon 1833 sah die Foreign quarterly Review in den architektonischen Schöpfungen Ludwigs als Werken, welche an Geist und innerem Gehalt alles weit hinter sich lassen, was Frankreich in der vergötterten Zeit Ludwigs XIV. an das Licht gebracht, Anfangspunkte einer neuen Periode der Baukunst. Einzelne Gebäude, wie die alte Pinakothek, nach Reber eine der frühesten und edelsten Wiederauflagen des römischen Palaststiles und für Museumsbauten vorbildlich, wirkten geradezu epochemachend.

Die klassizistische Richtung findet ihre Erklärung in der Anschauung, die griechische Baukunst sei als vollendetste Äußerung des Menschengeistes über Zeit und Ort erhaben, ein allen Völkern gemeinsames Ideal. Wenn man in den Münchener Bauten Ludwigs eine Musterkarte aller Stilarten erblicken wollte, so liegt in den Augen des historisch Gebildeten für den König darin eher ein Lob als ein Tadel. Denn es ist nicht einzusehen, welches Stiles sich der Kunstfreund auf dem Thron nach der kahlen Nüchternheit der napoleonischen Epoche hätte bedienen sollen. Durch Vorführung guter Schulbeispiele wurde der jungen Kunst der Boden bereitet, so daß sie sich allmählich weiter entwickeln und nach den verfrühten Stilexperimenten unter König Max II. in unseren Tagen mit Glück die Anfänge eines neuen Stiles inaugurieren konnte. Knüpft dieser auch nicht direkt an die von Ludwig I. ihm gebotenen Muster an, so bilden letztere für die Entwickelung des Geschmackes doch eine ähnliche Schule, wie unsere humanistische Bildung allen Anfeindungen zum Trotz doch immer die beste Grundlage jedes höheren Berufes bilden wird. Ludwig war nicht so ehrgeizig, immer original sein zu wollen; er wollte vor allem ein Erzieher seines Volkes zur Kunst werden. Darum wurde der Königsbau der Residenz nach dem Palazzo Pitti, der Festsaalbau in Anlehnung an Palladio, die Feldherrnhalle nach der Loggia dei Lanzi in Florenz, die Allerheiligen-Hofkirche nach der Capella Palatina in Palermo gebaut. Roma-

nisches Gepräge tragen vor allem die Bauten in der Ludwigsstraße, die Ludwigskirche in der Au aus den dreißiger Jahren erneuerte in einer Schöpfung voll Adel den gotischen Stil. Auf dem Karolinenplatze gesellt sich zu der jonischen Glyptothek das Kunstausstellungsgebäude mit korinthischen Säulen und die Propyläen sind dorisch gehalten wie die Ruhmeshalle. Nur Barock und Rokoko blieben unberücksichtigt; sie sind durch die Theatinerkirche, das Residenztheater und das Schloß Nymphenburg in München schon mustergültig vertreten. Wie feinfühlig der König in Stilfragen war, beweist sein Urteil über den Wittelsbacher Palast, der auf Wunsch seines Sohnes gotisch gehalten ward: „Die Art eignet sich nicht nach München, in Nürnberg stünde es gut, dieses Gebäude im Spitzbogenstil.“ Wie malerisch fügen sich alle Gebäude von der Befreiungshalle und Walhalla bis zu dem kleinen Monopteros im englischen Garten in ihre Umgebung! Aber nicht allein auf die Hauptstadt erstreckte sich die Bautätigkeit Ludwigs. Unter seinen Architekten steht obenan Leo von Klenze, der Schöpfer der gewaltigen Kunsttempel bei Regensburg; von ihm rührt her das Hoftheater, die Bauten auf dem Odeonsplatz, die Residenz und Allerheiligen-Hofkirche, die monumentale Anlage des Karolinenplatzes mit den angrenzenden Gebäuden, die Ruhmeshalle und wie schon früher erwähnt die Glyptothek und die alte Pinakothek; die neue Pinakothek erbaute August von Voit. Hat Klenze seinen Berliner Rivalen Friedrich Schinkel nicht immer erreicht, so findet das wohl auch darin seine Begründung, daß der Eigenwille des Königs das Genie des Künstlers öfter auch beengte; in Bezug auf die Innenarchitektur zeigt sich Klenze jenem oftmals überlegen. Der Koblenzer Friedrich Gärtner wußte vornehmlich in den Bauten der Ludwigsstraße — Ludwigskirche, Staatsbibliothek, Blindeninstitut, Universität, Feldherrnhalle und Siegestor — den Rundbogenstil in einer an lombardische Formen erinnernden Art umzugestalten, aber auch verschiedene andere Stile geschickt zu verkörpern. Von den einheimischen Architekten bedeutend ist besonders der Regensburger Georg Friedrich Ziebland, der als frommer Protestant in der Basilika zum heiligen Bonifaz den altchristlichen Kirchenstil für die Zwecke des katholischen Kultus in außerordentlich glücklicher Weise wieder belebte, und der Bamberger Ohlmüller, der Meister der Ludwigskirche in der Au.

„Erloschen war die höhere Malkunst, da erstand sie wieder im neunzehnten Jahrhundert durch Deutsche. Ein Phönix, entschwang sie sich

ihrer Asche und nicht allein die malende, jede bildende Kunst erstand aufs neue herrlich.“ So sprach König Ludwig I. bei der Grundsteinlegung der neuen Pinakothek, und Epoche hat das von ihm eingeleitete Zeitalter in der Geschichte der deutschen Kunst sicher gemacht. Unsere Zeit, der es an historischer Bildung — und historische Bildung ist die einzig wahre — so sehr gebricht, findet sich freilich schwer in eine unbefangene Würdigung jener Epoche. Die ganze Geschichte der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts beherrscht der Widerstreit zwischen Linie und Farbe. Heute, wo Farbe Trumpf ist, sieht man auf die Meister der Linie herab, und doch hat Ludwig mit seiner Äußerung über das jüngste Gericht von Cornelius, durch die er den Meister so schwer beleidigte: „Ein Maler muß malen können,“ die Ziele der Modernen kurz und schlagend zusammengefaßt. Als die ersten Werke des französischen Kolorismus, die beiden riesigen Bilder der Belgier Gallait und de Biefve, „die Abdankung Karls V.“ und „der Kompromiß des niederländischen Adels“, ihren Siegeszug durch Deutschland hielten, suchte der König ein Bild des ersteren zu erwerben, als Muster, „da es der Münchener Schule noch an einer kräftigen Farbengebung fehlt“. Des Tournaier Meisters „Mönch, Arme speisend“ in der neuen Pinakothek ist also ein Denkmal für den künstlerischen Weitblick ihres Gründers; auch manche andere Bilder fanden hier von Anfang an ihren Platz, obwohl sie der Geschmacksrichtung Ludwigs nicht entsprachen.

Keine Kunst ist, Geister loszulassen:
Kunstgerecht sie binden ist die Kunst.

Auch die Kunst ist heute demokratischer geworden, unabhängiger von höfischer Gunst. „Wenn man nur eine Pflanze im ersten Wachstum hegt und pflegt, sagt Wilhelm von Kaulbach, „später wächst sie schon von selbst in die Höhe und der Fruchtbaum der deutschen Kunst ist in die Höhe gediehen. Deshalb ist es ebenso töricht als undankbar, wenn eine jüngere Generation auf die eigene Kraft stolz, über das eigentümliche Wirken des Königs die Nase rümpft. Freilich, nach der von Ludwig gemachten Kunststadt München selbst verkaufen wir auch jetzt noch wenig Bilder, aber wenn ich meine Werke nach Amerika verkaufe, so verdanke ich das dem König Ludwig, denn er hat an mich geglaubt und mir zu arbeiten gegeben, als ich ein Anfänger, und wenn heute ein schöner Brunnen von Kreling nach Cincinnati geht, so hat der alte König sein Verdienst daran,

denn er hat den Künstler, da er noch ein Corneliusschüler war, mit kleinen Aufträgen bedacht und er hat die Corneliusschule ins Leben gerufen, und wenn heutzutage die Pilotyschule eines Weltrufs genießt, so hat auch an diesem Meister der König das Verdienst erkannt, zu einer Zeit, wo er diese Ansicht noch mit wenigen teilte."

Den Klassizismus und die Romantik hat Peter Cornelius aus Düsseldorf, der von Dürer und der Renaissance ausging, zu einer höheren Einheit zusammengefügt. Finden heute auch nur noch seine Berliner Camposantobilder, insbesondere die „apokalyptischen Reiter", ungeteilten Beifall, so war er doch ein ganz gewaltiger Kämpfer, ein Reformator gegen das „Drachen- und Otterngezücht", den „tyrannischen und verkehrten Einfluß der Akademien in Deutschland", dem im neunzehnten Jahrhundert, was den Einfluß auf die Zeitgenossen betrifft, kein anderer deutscher Maler und von den Franzosen nur David an die Seite gestellt werden kann. Man mag die Diktatur, die er ausgeübt hat, bedauern, da sein Wille zum Größten nicht immer mit dem Gelingen sich verband, immerhin hat er es verstanden, „dem Genius der Malerei seine erste Jugend und seine Frische wiederzuerstatten" (Gerard). Wer staunt nicht — auch heute noch —, wenn er die Darstellungen aus der griechischen Göttersage und dem trojanischen Krieg in der Glyptothek betrachtet, vor dem tiefen Reichtum seiner sich freilich oft in Symbolik allzu weit verlierenden Phantasie, vor der ungeheuren Gewalt seiner Komposition, mag diese auch die Einheitlichkeit manchmal vermissen lassen? Die Darstellung des jüngsten Gerichtes in der Ludwigskirche nimmt unter den Fresken der Neuzeit gewiß einen der vornehmsten Plätze ein.

Unter den Künstlern, die sich mit Cornelius in dem Kloster San Isidoro zusammenfanden, war auch Friedrich Overbeck, der aber die Ausmalung der Ludwigskirche, die ihm zuerst angeboten war, ausschlug. Für den jungen Eduard Steinle, dessen tiefe Innerlichkeit und liebenswürdiger Humor aus einigen Perlen der Schackgalerie zu uns spricht, hatte Ludwig trotz Overbecks Empfehlung leider keine Aufträge mehr übrig. Eine Reihe von Corneliusschülern war bei der Ausschmückung der Arkaden und der Residenz an der Arbeit. Julius Schnorr von Carolsfeld, dessen Bilderbibel heute noch in Tausenden von Händen sich befindet, schuf hier in den Nibelungensälen jene Fresken, die Franz von Reber als die gelungensten des ganzen Neubaues bezeichnet. Ebenda illustrierte Moritz von Schwind

Tieck'sche Gedichte; der Kinderfries in dem Saale Rudolfs von Habsburg, der das aufblühende Leben des darnieder gelegenen Reiches versinnbildlicht, gehört zu den köstlichsten Arbeiten des gemütvollen Märchenerzählers, der sonst mit übersprudelnden Einfällen Berggeister und Nixlein uns vorzugaukeln liebt, als wären es leibhaftige natürliche Gestalten. Keiner seiner Schüler ist Cornelius so gefährlich geworden wie Wilhelm von Kaulbach, der seinen Lehrer durch die Lebhaftigkeit der Farbe und durch eine oft berückende Sinnlichkeit übertrifft, und der mit gutem Glück auf die historischen Neigungen seiner Zeit spekulierte. Seine Zerstörung Jerusalems erwarb Ludwig, „um die Brücke vom Klassizismus zum modernen Realismus zu schlagen“. Goethes Dichtungen sind seine herrlichen Kompositionen in der Residenz geweiht; seine freimütigen Einfälle in den Fresken an der neuen Pinakothek haben leider durch Streichungen von höherer Hand sehr an Frische verloren. Der bedeutendste Realist ist Carl Piloty geworden, der als Akademiedirektor seine Technik Schülern der verschiedensten Art vermittelte, ohne ihre Eigenart anzugreifen. Mit ihm hängen noch Defregger und Lenbach zusammen. Pilotys Seni an der Leiche Wallensteins, das erste der realistischen Geschichtsbilder dieses Meisters, scheint uns heute freilich bei Rampenlicht gemalt zu sein; seine Zeit erblickte hier jedoch nicht Theatergepränge, sondern wirkliche Natur.

Dies sind die Grundzüge der Entwickelung der Münchener Malerei. Eine ganze Reihe hervorragender Künstler wirkte gleichzeitig in verwandter Richtung, so Lindenschmidt, Schorn, Foltz. Heinrich von Heß schuf mit seinen Schülern Schraudolph und Müller die Fresken der Allerheiligenkirche und Basilika. Peter Heß malte Schlachtenbilder aus den napoleonischen Kriegen und griechischen Freiheitskämpfen; als Schlachten- und Pferdemaler erfreut sich Albrecht Adam mit seinen Söhnen eines guten Rufes. Heinrich Bürkel weiß uns das bayerische Volksleben und italienische Volksszenen gleich nahe zu bringen, Haushofer entdeckte die malerischen Reize des Chiemgaues. Der Hamburger Christian Morgenstern kam unabhängig von der Schule von Fontainebleau auf die Reize von Luft und Licht, nachdem schon vorher Joseph Anton Koch und, von ihm beeinflußt, Karl Rottmann einer wenigstens subjektiven Stimmungsmalerei gehuldigt hatten. Das kann man, wenn auch die Landschaft gleichsam aus Kulissen zusammengesetzt erscheint, heute besser an dem Zyklus aus Griechen-

land in der neuen Pinakothek als an der römischen Serie unter den Arkaden verfolgen, die leider trostlosem Verfall entgegengeht. Joseph Karl Stieler, von dem uns heute das mädchenhaft zarte Bildnis des Prinzregenten im Alter von vier Jahren am meisten interessiert, ist der Schöpfer der berühmten Schönheitsgalerie und fand als Porträtmaler den Beifall Goethes, obgleich sein Goethebild nicht das beste ist. Einem anderen jungen Künstler, Eugen Neureuther, gewann Goethe Cotta als Verleger für seine Zeichnungen.

Diese knappe Auswahl einiger der bedeutendsten Maler aus Ludwigs Epoche, die, wenn auch vielleicht nicht frei von subjektivem Ermessen, doch mit besonderer Liebe getroffen ist, muß an dieser Stelle genügen. Was die Plastik betrifft, so eröffnete für diese Kunstgattung die Walhalla und die Ruhmeshalle ein weites Feld; für sie waren denn auch die Künstler ganz Deutschlands tätig, wie andererseits Ludwigs Freigebigkeit nicht nur seine eigene Hauptstadt und sein eigenes Land mit Standbildern bedachte. Gelang es ihm auch nicht, Bertel Thorwaldsen nach München zu ziehen, so verdankt diesem Künstler die bayerische Hauptstadt doch ihr bestes Reiterstandbild, dasjenige des Kurfürsten Max I. Auch Rietschel, der einige Figuren für die Glyptothek geschaffen hat, folgte dem Ruf des Königs nicht; ebensowenig Rauch, dessen Viktorien auf der Walhalla keine „irdischen Weiber" sind und uns dennoch durch ihre liebenswürdige Grazie menschlich nahe berühren, dessen Dürerstatue in Nürnberg Ludwigs Geschmack auch insofern entsprach, als hier das Zeitkostüm beibehalten wurde. Dafür gelang es Ludwig, einheimische Talente groß zu ziehen. Martin Wagner schuf das Giebelfeld und den Innenfries der Walhalla, und vor allem wurde der aus einer alten Künstlerfamilie stammende Ludwig Schwanthaler, dem der Akademiedirektor Langer jedes Talent abgesprochen hatte, von seinem Auftraggeber für die Plastik entdeckt. Schwanthaler entfaltete eine ungemein fruchtbare Tätigkeit als schaffender Meister in Giebelfeldern, Friesen und freistehenden Statuen wie als Lehrer an der Akademie, wo Brugger, Widnman, Halbig zu seinen Füßen saßen. Blieb auch die Ausführung oft hinter den Skizzen des kühnen Improvisators zurück, so beweisen doch die Fürstenstatuen in der Residenz, daß er auch liebevoll sich in das Detail versenken konnte.

In einer Zeit, wo das Kunsthandwerk durch die Maschinenindustrie immer mehr zurückgedrängt wurde, hat Ludwig sich auf diesem Gebiete

als Pfadfinder erwiesen, indem er wenigstens den Wunsch hegte, „daß die Kunst auch in das Gewerbe dringe“. So umfaßte er das ganze weite Reich der Kunst, „immer als ein ganzer König, geistreich und hochgesinnt... Schwung hatte er wie keiner.“ „Er war eine groß angelegte Natur, die man nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab bemessen darf,“ sagt Kaulbach, „und nur von diesem Gesichtspunkt aus darf seine Geschichte geschrieben werden.“ „Da sehen sie einen Monarchen, der neben der königlichen Majestät seine angeborene Menschennatur gerettet hat,“ urteilt Goethe. „Es ist eine seltene Erscheinung und deshalb um so erfreulicher.“ Seine hohe Gestalt war in späteren Jahren etwas nach vorne geneigt; lebhafte Bewegungen verrieten seine Gedanken. Seine Gesichtszüge, obwohl unregelmäßig, fesselten auf den ersten Blick; aus seinen blitzenden Augen sprach ein bedeutender Geist, ein feuriges Temperament. In jungen Jahren schildert ihn Bettina von Arnim, Goethes Freundin, also: „Der Kronprinz von Bayern ist die angenehmste, unbefangenste Jugend, ist so edler Natur, daß ihn Betrug nie verletzt, so wie den gehörnten Siegfried nie die Lanzenstiche verletzten. Er ist eine Blüte, auf welcher der Morgentau noch ruht, er schwimmt noch in seiner eigenen Atmosphäre, d. h. seine besten Kräfte sind noch in ihm.“ Als der Dichter Raupach ihm in Brückenau einst sagte: „Ich habe in Euerer Majestät ein Original kennen gelernt,“ erwiderte er schlagfertig mit einem Seitenhieb auf des Dramatikers literarische Produktion: „Besser Original als Kopie.“ In der Tat war und blieb er eine originale Gestalt, original gerade dadurch, daß er es nicht für geraten erachtete, die Eigenartigkeit seines Wesens zu verstecken, daß er sich so zeigte, wie er wär.

Er bewegte sich aber unter seinem Volke nicht nur in Tagen der Freude. Als 1837 die asiatische Brechruhr in der Residenz herrschte, blieb der Hof in München und kein Staatsdiener durfte bei Verlust seines Amtes seinen Posten verlassen; das rechneten ihm die Münchener hoch an. Auf der Straße liebte er es, sich mit Bekannten oder Unbekannten, auch mit Frauen, in ein Gespräch einzulassen. Manche Schöne, die sich in einem ihm verhaßten Schleier sehen ließ, mußte sich eine Strafpredigt gefallen lassen wegen „Etikettemangel“. Das war jedenfalls weniger schlimm, als wenn Friedrich Wilhelm I. von Preußen in Berlin Frauen mit dem Stock bedrohte oder ihnen die Kleider vom Leibe riß, die einen verbotenen blau

König Ludwig dem Kunstbeschützer

Schnorr Kaulbach Ludwig I. Gärtner Klenze Cornelius Ziebland Ohlmüller Ainmüller

König Ludwig I., dem Kunstbeschützer. Nach einer Zeichnung von P. Herwegen.

(Aus dem König Ludwig Album.)

schillernden Stoff trugen, wenn schon dies sonderbare Betragen unsere Sprache um das Wort plumerant (= bleu mourant) bereichert hat. Auch Goethe verteidigt des Königs freimütige Äußerungen, von denen heute noch manche in München zirkulieren: es sei ein Majestätsrecht, von natürlichen Dingen natürlich zu reden. Auch war Ludwig ein ausgezeichneter Gatte und Familienvater. Seine Gattin Therese ist ihm das „Ideal des Weibes", ein „unerreichbares Weib"; am Tage der silbernen Hochzeit widmete er ihr ein Gedicht, das anhebt:

Lieb Dich mehr, als ich Dich jemals liebte,
Reizender erscheinest Du mir heut',

und zu ihrem fünfzigsten Geburtstag sandte er ihr eine Rose mit den Versen:

Immer noch blühende Rose empfange die schnell verblühnde!
Darin doch gleichet sie Dir, daß auch sie dornenlos ist.

„Keine bessere Mutter gibt es," sagt er in seinem Testament 1841, „wie auch keine bessere Frau; unübertroffen ist ihre Liebe, ihre Gewissenhaftigkeit. Hätte ich noch zu wählen, ich wüßte, in welchem Stande es immer wäre, keine andere, die ich wählen würde, als sie." In dem Sturmjahr 1847 spricht er von dem bewundernswerten Benehmen der Königin: „inniger wurden wir aber auch miteinander, statt wie manche (viele) gewollt, nicht Frieden, sondern Sturm herrschen sollte." Und als er sie nach 44jähriger glücklichster Ehe verlor, gestand er, seit Jahren bangte ihm um diesen Augenblick: „ich zitterte, wie sie Herzklopfen spürte". An Stelle des Herzens, das nach Altötting geführt wurde, ließ er in seinen Leichnam den Trauring legen.

Uber das Verhältnis Ludwigs zu seinen Kindern und Enkeln enthalten seine Briefe die herzigsten Züge. 1829 läßt er seinem achtjährigen Sohne Luitpold aus Rom erzählen, daß der Haushund Brutto am Charsamstag von dem Schießen in solche Angst geraten, daß ihn ein Zittern befallen und er unter das Bett des Grafen Arco gekrochen; mit seinem ältesten Enkel, dem Prinzen Ludwig, spielte er, auf allen Vieren kriechend. Über Erziehung und Unterricht seiner Kinder gab er bis ins einzelne genaue Vorschriften. „Das Gedächtnis, was für einen Fürsten so wichtig ist," schreibt er an den Erzieher seines Sohnes Max, „muß geübt, muß geschärft werden. Dahin streben Sie, daß religiöses Gefühl meinen Sohn durch-

lebe, wie das Blut den Körper, so jenes die Seele. Gottesfurcht, mehr noch Gottesliebe fühle er, Liebe ist das heiligste .... Was mein Sohn verspricht, das halte er, der aber zu gewöhnen ist, nicht leichtsinnig zu versprechen. Zuverlässigkeit ist eines jeden Menschen, vorzüglich aber eines Fürsten seiende Haupteigenschaft. Zutrauen macht stärker als Heere, aber es muß verdient werden .... Mensch im höheren Sinn des Wortes muß mein Sohn werden, Mensch und Christ (der veredelte zur Vollkommenheit strebende Mensch ist Christ), er achte die Menschheit und liebe die Menschen; Achtung gegen das Alter, Anhänglichkeit an das Alte, wenn es nicht schädlich, bekenne derselbe, überhaupt nichts Bestehendes zu ändern, wenn dieser Grund nicht obwaltet. Gegen Selbstsucht (Egoismus), die Pest unserer Zeit, ist sehr bei Max zu arbeiten .... Darauf werde gehalten, daß mein Sohn sich wirklich beschäftige, seine ganze Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand anhaltend richten lerne. Auf Wahrheit werde unerbittlich strenge gehalten." Auch dem Prinzen Luitpold, der zum Soldaten bestimmt war, ließ der königliche Vater durch Professoren eine Ausbildung geben, daß er vorbereitet wäre, „sollte er einmal auf den Thron gelangen". Die Erziehungsgrundsätze Ludwigs I. sind dem ganzen Lande in zweien seiner Söhne zum Segen geworden. Aber Karl Th. Heigel hat recht, wenn er darüber hinausgehend 1886 Ludwig I. feierte

als Erzieher seines Volkes.

Scheibenschießen im bayerischen Gebirge zu Ehren Ludwigs I.
Nach einer Zeichnung von D. Quaglio. (Aus dem König Ludwig Album.)

Sechstes Kapitel.

1848. Das soziale Königtum Maximilians II.

Die Julirevolution in Frankreich 1830 hatte auch in Süddeutschland die Gemüter heftig ergriffen, doch war es zunächst zu keinen ungesetzmäßigen Handlungen gekommen. Erst seit den Unruhen in der Pfalz und dem immer heftiger sich regenden Widerstand in der Kammer hielt Ludwig seine Krone für gefährdet: „Jetzt ist's noch Zeit; wie die Felswände an dem See ragen unerschütterlich, so stehe ich.“ In dem Gedicht: „Europa im vierten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts“ klagt er:

„Schwindel hat Europa jetzt ergriffen,
In das Bodenlose zieht er sie,
Nach der Leidenschaften Felsenriffen
Unzerschmettert fährt das Fahrzeug nie.

— — — — — — — — — — — —

Wie Saturnus seine eignen Kinder,
So verzehrt selbst Revolution
Die von ihr geborenen nicht minder,
Stürzt den neuen wie den alten Thron.“

Seit 1837 war der oberste Berater der Krone der Ministerpräsident Karl Abel, der früher sich liberalen Regungen nicht unzugänglich gezeigt hatte, im weiteren Verlaufe seines Ministeriums aber sich zum immer entschiedeneren Vertreter der Reaktion entwickelt hatte. Heinrich von Treitschke sieht in ihm einen geschäftskundigen, rastlos tätigen Bureaukraten von durchfahrender brutaler Strenge, hart, herrschsüchtig, rücksichtslos, im Landtage gefürchtet durch seine schlagfertige, feurige Beredsamkeit. Lautet auch das Urteil über diesen Mann heute noch verschieden, so kann doch kein Zweifel über die Gesinnung des Königs selbst bestehen, der die Erzbischöfe und Bischöfe gelegentlich darauf aufmerksam machen ließ, „wie auch in kirchlichen

Sachen jedes Übertreiben den Keim des Todes in sich trage, und daß im Geiste Sailers, dem echt apostolischen, die jungen Geistlichen gelehrt und erzogen werden sollen". An Bischof Riedel von Regensburg schreibt er einmal: „Gegen Fanatismus bin ich, er bewirkt das Gegenteil von dem, was er bezielt. Fromm sollen meine Bayern sein, aber keine Kopfhänger." Er hat auch den irenischen Sailer zeitlebens hochgehalten, dem er besonders in Landshut nahe getreten war; leider ermangelte das Sailersche Christentum, das nach der Ansicht der einen zu einer Annäherung zwischen Katholiken und Protestanten geführt hätte, in den Augen anderer der Grundsätze und der klaren Überzeugung. Gewiß mit Recht aber fürchtete der katholische Theologe Möhler, man leiste seiner Kirche einen schlimmen Dienst, wenn man sie in die Bahn des Kampfes leite. Im Gefolge der kirchlichen Reaktion erregten heftige Streitigkeiten über die gemischten Ehen (1831) und dann (1838) über die Kniebeugungsfrage die öffentliche Meinung. Das Mißtrauen der Protestanten erwachte, und es ließ sich, solange Abel Minister war, nicht mehr beschwichtigen, obwohl der König wiederholt das Prinzip der Parität als die Richtschnur seiner Regierungstätigkeit erklärte.

Die Opposition, in der der hohe Adel, das Beamtentum und die bürgerlichen Liberalen sich zusammenfanden, gewann schließlich soweit Einfluß auf den König, daß er durch eine teilweise Umgestaltung des unpopulären Ministeriums dem bisherigen System gewisse Schranken zu ziehen sich bemühte. Es war vergebens. Das Erscheinen der spanischen Tänzerin Lola Montez in München sicherte dem Minister Abel in den Augen seiner Anhänger sogar noch einen ehrenvollen Abgang. Zutreffend sagt Graf Bray: „Zeiten politischer Stockung und Versumpfung, wie es die vierziger Jahre in Deutschland waren, sind immerdar für Klatsch und Skandal besonders empfänglich gewesen: wo die gesunde Nahrung fehlt, ersetzen pikante Gerüchte die Stelle derselben". Die spanische Abenteurerin, die keinen anderen Ausweis besaß als eine ihr auf der Durchreise durch das Fürstentum Reuß j. L. ausgestellte Fahrkarte, war nicht nur frech und sittenlos, sondern auch schön und gescheit. Gefährlich wurde dem König sein großes Interesse an allem, was auf Spanien sich bezog. Die heißblütige Südländerin wurde in München als Emissärin der Freimaurer zur Bekämpfung der Jesuiten verschrieen. In der Tat ward sie, sobald sie sich einmal in der Gunst des Königs festgesetzt hatte, die erklärte Feindin Abels.

Wie ein Ehrenmann in schwierigen Verhältnissen zu handeln hat, bewies der Minister des Äußeren, Graf Bray, der sein Portefeuille sofort dem König in die Hände legte, als Sennora Montez in den bayerischen Staatsverband aufgenommen zu werden wünschte, um später Adel und Titel zu erlangen. Abel und drei andere Kollegen entschlossen sich zu dem gleichen Schritt; aber die Form ihres alsbald auch veröffentlichten Memorandums (vom 11. Februar 1847) war so unehrerbietig, daß Treitschke darüber urteilt, das Schriftstück stehe in der Geschichte deutscher Monarchien ohne Beispiel da. Die Professoren, die für Abel Partei nahmen, wurden abgesetzt. Nachdem unter dem ersten protestantischen Ministerium in Bayern, dem des Staatsrates Maurer, vorübergehend Ruhe eingetreten war, wurde eine neuerliche Bewegung unter der Studentenschaft alsdann der Anlaß zur Schließung der Münchener Universität. Der König war gewillt, sich durch eine Massenabordnung der Bürgerschaft nichts abtrotzen zu lassen. Hatte er doch dem abtretenden Ministerium Abel nachgerufen:

Die Festigkeit, sie ist noch nicht zersplittert,
Ob mir der Jugend Jahre gleich zerstieben,
Ist ungeschwächt der Jugend Kraft geblieben,
Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert!

Nur auf die Bitte seiner Umgebung ersuchte er die zur Gräfin Landsberg erhobene Lola Montez brieflich, sich aus Bayern zu entfernen, und Fürst Ludwig Wallerstein war als Minister eifrig bestrebt, den Forderungen der Zeit durch eine Reihe von Verbesserungen Genüge zu leisten. Da erhielten die aufgeregten Gemüter, die vorher nur die Lust am Skandal erfüllt hatte, durch die deutsche Frage eine neue Richtung. Das deutsche Volk wünschte die Einheit, die ihm die Fürsten nicht zu geben vermochten. Ludwig konnte nach der Auffassung, die er vom Königtum hatte, nicht dem Pulsschlag des neuen konstitutionellen Prinzips folgen. Schon standen sich am Nachmittag des 3. März 1848 Bürger, Arbeiter, Studenten und die Truppen von der Linie gegenüber, als Prinz Karl, der Bruder des Königs, erschien, die Massen zu zerstreuen, indem er ihnen die Erfüllung ihrer Wünsche verbürgte. Eine königliche Proklamation vom 6. März verhieß ein Gesetz über die Ministerverantwortlichkeit, Preßfreiheit, Verbesserung der Zusammensetzung der Stände, Vereidigung des Heeres auf die Verfassung und andere konstitutionelle Fortschritte. Am 8. März wurde der bisherige Führer

der Linken in der zweiten Kammer, Thon-Dittmer, Minister des Innern. Dem freudigen Jubel über diese Entschließungen des Königs folgten jedoch schon am 16. März neue Unruhen. Dann tauchte das Gerücht von der Abdankung des Königs auf, und am 20. März las man an den Straßenecken das Abschiedswort eines wirklichen Königs an sein Volk: „Bayern, eine neue Richtung hat begonnen, eine andere, als die in der Verfaßungsurkunde enthaltene, in welcher ich nun im dreiundzwanzigsten Jahre geherrscht. Ich lege die Krone nieder zu Gunsten meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian. Treu der Verfaßung regierte ich, dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht: als wenn ich eines Freistaates Beamter gewesen, ging ich mit dem Staatsgut, mit den Staatsgeldern um. Ich kann jedem offen in die Augen sehen. Und nun meinen tiefgefühlten Dank Allen, die mir anhingen. Auch vom Throne herabgestiegen, schlägt glühend mein Herz für Bayern, für Teutschland."

Über die Ereignisse, welche diesem Entschluß vorhergingen und ihn begleiteten, gibt ein Brief Ludwigs an seinen Sohn König Otto vom 28. März 1848 Aufschluß: „Niemand ging mich an, der Krone zu entsagen, und von meinem Entschlusse wußte sogar auch nicht ein einziger Ministerverweser. Es war am 19. März (dem so schrecklichen Tag für Berlin), als ich um 1 Uhr nach Mittag alle volljährigen Prinzen meines Hauses um mich versammelte, ihnen meinen Entschluß eröffnete. Nach langem inneren Kampfe hatte ich ihn gefaßt (war am Tage zuvor nicht ohne Besorgniß, einen Nervenschlag zu bekommen). Es war höchst ergreifend, innigst rührend, laut weinen hörte ich um mich. Max kniete nieder, bath mich um seinen Segen ... Nicht so geliebt vom Volk hielt ich mich, als ich es fand. Vernehme, man habe auf den Straßen geweint, als meine Thronentsagung bekannt geworden; sie verursachte allgemeine Bestürzung. Halte dafür, daß, wäre mein Entschluß ruchbar geworden, es neuen Aufstand gegeben haben würde, mich zu zwingen, die Krone zu behalten ... In München bin ich wohl der fröhlichste Mensch."

Freilich, so leicht war dem König der Entschluß doch nicht geworden und in den ersten Monaten nach der Thronentsagung war es ihm manchmal, als wenn er es nicht fassen könne, gar nichts mehr zu sagen zu haben. Bluntschli erzählt, er habe bei einer Audienz im März 1848 den König äußerst vertraulich und bewegt gefunden; einmal sah er eine Träne über

seine Wange rinnen, da er sich über die Auflehnung tief gekränkt fühlte. Auf die „moralische Cholera", die die Deutschen ergriffen habe, war Ludwig nicht gut zu sprechen: „Nicht Freiheit waltet, Willkür tyrannisiert; während von Freiheit aller geschrieen wird, werden Fürsten geknechtet." Wohltuend war ihm nur die Innigkeit aller Familienglieder; auch freute er sich, daß er „keine Abnahme ehrerbietiger Bezeigung" auf der Straße bemerkte, „eher das Gegenteil, nämlich Vermehrung und freundlichen Ausdruck". Mit Behagen konstatierte der Naturfreund, daß das „tolle" Jahr, wie es psychisch zum Bösen ein besonderes war, so auch physisch zum Guten: „Nie eine solche lange Reihe ununterbrochen schöner Tage hier im Dezember genossen zu haben, entsinne ich mich." In klarer Erkenntnis seiner einzigartigen Situation schrieb er an seinen Sohn Otto: „In der Hauptstadt zu bleiben, wo man gegen dreiundzwanzig Jahre alles zu sagen hatte, nichts mehr zu sagen haben, das zu tragen, heiter dabei zu sein, dazu gehört viel. Keiner der wenigen, der die Krone niedergelegt, blieb in der Hauptstadt, wo alles daran erinnert, was man war." Aber er scheuchte solche Gedanken hinweg, „der munterste in München, vielleicht der einzig muntre," vertrieb sich die Zeit mit griechischer Lektüre und fand in der Religion die beste Philosophie. Und als er in einer schweren Erkrankung dreimal innerhalb eines halben Monats an den Pforten des Todes sich befand, erhielt er so viele Beweise von Liebe von seinen Bayern, wie er, der Thronlose, sie nie erwartet hätte. „Nie sah ich solchen Jubel in Münchens Straßen", „sagen kann ich, enthusiastisch geliebt zu sein," schreibt er mit freudigem Hochgefühl an den Sohn. Und so konnte er, originell und populär, inmitten seines Volkes

Ein Weiser . . . auch ohne Thron
Und ohne Reich ein ganzer König bleiben.

Der neue Herrscher, Max II., nahm den Konflikt, dem der Vater aus dem Wege gegangen war, mit auf den Thron. Über dem Kinde hatte der Bischof Streber einst den Segenswunsch ausgesprochen: „Der Geist seiner Väter ruhe auf ihm, und er werde einst dem ähnlich, dessen Namen er trägt." „Mein Großvater ist mein Ideal," äußerte Maximilian oft; auch wünschte er, daß der Geist des großen Kurfürsten von Bayern, Maximilian I., auf ihn übergehe. Außer dem Bischof Sailer und dem schon genannten Mac Iver nahmen an seiner Erziehung der Bibliothekar

Lichtenthaler und der Hauptmann von Hohenhausen hervorragenden Anteil. Baron Hormayr führte ihn in die Geschichte ein, die fortan sein Lieblingsstudium wurde. So hörte er Vorlesungen in Göttingen bei Heeren und Dahlmann, in Berlin bei Raumer und Ranke, nicht nur als ein „studierender Kronprinz“, sondern mit rührender Gewissenhaftigkeit und jener glühenden Leidenschaft, die sein ganzes Leben erfüllte — der Leidenschaft zu lernen. In der preußischen Residenz schloß er mit dem dortigen Kronprinzen innige Freundschaft; hier holte er sich auch seine Lebensgefährtin, die zarte und anmutige, edle und einfache Tochter des Prinzen Friedrich Wilhelm Karl von Preußen, Marie, die er in seinen Gedichten als Engel, der Frauen Krone, die Rosenkönigin verherrlicht. Beim Anblick der Madonna Seggiola von Rafael in Rom glaubte er die Züge der Geliebten wieder zu erkennen. Nicht nur durch diese Verbindung wurde ihm Preußen zur zweiten Heimat; dort fand er die Gelehrten, mit denen er schon jetzt in innige Beziehung trat, und die für die Geschichte seiner Regierung von der größten Wichtigkeit werden sollten. Von den Münchener Professoren trat er seit 1835 besonders herzlich in Verbindung mit Schelling, von dem er zufällig ein Kollegienheft gesehen hatte. Der rege Gedankenaustausch dauerte fort, auch als der Philosoph nach Berlin übergesiedelt war, und das ganze Leben des Königs steht unter dem Banne von Schellings Philosophie. In Hohenschwangau in der großartigen Alpennatur, wo die Erinnerungen an Welfen, Hohenstaufen, Scheiern und Wittelsbacher zusammentrafen, sammelte er Gelehrte und Künstler um sich; drei Jahre, nachdem er den romantischen Ort kennen gelernt hatte, kaufte er ihn, und schuf hier ein märchenhaftes Schloß, bei dessen Ausschmückung er die genauesten historischen Kenntnisse, sowie auch bewundernswerte Reinheit und Eleganz des Geschmackes bekundete. Er liebte die Jagd und die freie Natur; ein eleganter Reiter, fand er auch Geschmack an der Turnerei. Auf Reisen, besonders in Italien und Griechenland, führte er seinem feinen Geist neue Nahrung zu. „Er ist ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes,“ urteilt Fallmerayer; „ein seltener Seelenadel durchdringt all sein Tun und Handeln, und er besitzt Eigenschaften, die ihn ganz zum Regenten befähigen; hohe Gewissenhaftigkeit, unwandelbaren Rechtssinn, unvergleichliches Wohlwollen für alle Menschen und vollkommene Sittenreinheit.“ „Von den Neigungen, denen sich der Kronprinz von Bayern in Muse-

Kronprinz Maximilian und Kronprinzessin Maria
mit den Prinzen Ludwig und Otto in Hohenschwangau.
Nach dem Leben gezeichnet von E. Correns.

stunden hingibt," schreibt ein Berliner Blatt 1836, „zeigt zunächst der Bau des Schlosses Hohenschwangau. Dieser Kunstrichtung schließt sich eine lebhafte Teilnahme an der schönen Literatur aller Nationen an, und nur der hohe Grad von Bescheidenheit, welche eine der liebenswürdigsten Eigentümlichkeiten des Prinzen ausmacht, ist schuld daran, daß seine eigenen, sehr gelungenen Poesien bis jetzt verborgen geblieben sind. Von hohem Interesse ist ihm auch das Studium der lebenden Sprachen, deren er mehrere mit Eleganz spricht und schreibt."

Sonst nur mit wissenschaftlichen Entwürfen und Plänen für die Volksbildung beschäftigt, hielt er sich im allgemeinen von der Politik fern. Als aber die Zeit dazu gekommen war, bekannte er sich als entschiedenen Gegner Abels. In warmen Worten dankte ihm Friedrich Wilhelm IV. für diese mutige Tat. „Jetzt weiß Bayern, ja Deutschland, was es von dir zu erwarten hat." Auch Schelling verurteilte die „verödende und entgeistende" Zeit, über die nur der Gedanke trösten könne, daß eine solche Erfahrung nötig war, um jede Rückkehr ähnlicher Strömungen unmöglich zu machen. „Zehn Jahre unterbrochener geistiger Fortbildung machen eine ungeheure Lücke, die auch in Bayern noch lange fühlbar bleiben wird." „Gott behüte uns vor einem Rückfall in die vorige, verdüsternde Richtung," antwortete ihm Maximilian; „das zweite Übel wäre weit schlimmer als das erste. Verschiedene Elemente bemühen sich um das Erbe des abgetretenen Machthabers, mögen ihre Nachfolger nebst Geist und redlicher Gesinnung (auch) das Talent des Herrn von Abel besitzen, wieder gut zu machen, was sowohl unter seiner fast zehnjährigen Verwaltung, als auch früher gefehlt wurde. Was in meinen Kräften steht, werde ich redlich dazu beitragen. Sie wissen, verehrter Freund, was ich in jeder Beziehung unter dem nun gestürzten Regiment gelitten. Wohltuend war mir daher die Genugtuung, die mein Vater mir mit Worten, und noch mehr diejenige, welche der ganze Umschwung der Verhältnisse ausdrückte. Kluge Umsicht und eiserne Beharrlichkeit muß jetzt das Losungswort sein."

Max II. hat das Wort, das er hier gesprochen, glänzend eingelöst, als er König geworden war. Seiner Regierung verdanken wir es, daß Bayern auch unter einem ähnlichen Ministerium, wie dasjenige Abels gewesen war, nie wieder in die Bahnen des alten Obskurantismus dauernd einlenken kann; denn sein großer Lebensplan bestand nach W. H. Riehl

darin, das bayerische Volk durch freie Bildung höher zu heben und in jenes Gemeinbewußtsein der deutschen wissenschaftlichen Kultur zurückzuführen, welche ihm seit der Reformation teilweise abhanden gekommen war. Das moderne Königreich und das alte Kurfürstentum Bayern seien zwar schon auf der Landkarte zwei ganz verschiedene Staaten, pflegte der König zu sagen, aber doch auf der Karte noch lange nicht so verschieden, wie im Kern ihrer Staatsziele. Indem er den Bruch mit den Traditionen des Kurstaates im Volksbewußtsein beförderte, knüpfte er an die Reformen des ersten Königs mit Glück an. Bayern besaß bei seiner Thronbesteigung zwar seit dreißig Jahren eine Verfassung, aber noch kein konstitutionelles Leben. Der erste deutsche Verfassungsstaat den absoluten Verfassungen Österreichs und Preußens gegenüber, wußte sich das Land auch nach 1848 neben den oktroierten Verfassungen der beiden Großmächte als neukonstitutioneller Staat an erster Stelle zu behaupten, und wenn es in den fünfziger Jahren diesen Vorrang auch zeitweilig an Württemberg abtreten mußte, so haben die Reformen doch nie gänzlich geruht, und alle andern deutschen Staaten sahen mit Neid auf das Musterland, das im Rahmen einer gesetzmäßigen Entwickelung von jeder tiefergehenden Umwälzung bewahrt blieb.

Dem König war es nicht leicht, verfassungstreu zu sein. Die Idee vom Königtum von Gottes Gnaden ruhte bei ihm auf wissenschaftlicher Grundlage; aber er war kein absoluter Herrscher im Stile des achtzehnten Jahrhunderts, sondern er hielt sich auch seine Regentenpflichten allezeit vor Augen. „Was er tat, geschah mit Überlegung, nach reiflicher Abwägung des Für und Wider; er war von dem Gefühle seiner Verantwortlichkeit vor dem obersten Richter durchdrungen und bangte oft vor der möglichen Tragweite seiner Verfügungen. Er war das Gewissen auf dem Thron.“ Gewissenhaft forderte er für alle wichtigeren Fragen schriftliche Gutachten oder mündliche Berichte von den verschiedensten Personen ein, um nach sorgsamer Prüfung selbst zu entscheiden. Die Verfolgung demokratischer Ideen nahm er nur deshalb so ernst, weil er sie als falsch erkannt hatte. Die Aussprüche der Gerichte galten ihm als Evangelium; als ihn in Garmisch die Frau eines Wildschützen für ihren Mann um Gnade bat, erwiderte er: „Liebe Frau, ich habe Mitleid mit dir. Aber gegen die Gesetze kann ich nichts tun.“ Mit besonders ängstlicher Sorgfalt suchte er den Zeitgeist zu erforschen; er hielt sich ein eigenes Buch,

in das er alle Erscheinungen eintrug, die ihm in dieser Hinsicht charakteristisch zu sein schienen. Indem er Gerechtigkeit gegen die Vergangenheit forderte, ängstigte er sich zugleich, ob die Zukunft der Gegenwart gleiche Gerechtigkeit widerfahren lasse. Im Gespräch mit dem Schweizer Bluntschli nennt er sich selbst liberal-konservativ, und als er den Thron bestieg, hatte er sich bereits zur Anerkennung des Konstitutionalismus durchgerungen. „Die Verfassungsurkunde ist die Basis, von welcher alle Verbesserungen ausgehen müssen," sprach er damals, und: „Ich bin stolz, mich einen konstitutionellen König zu nennen." Als König von Gottes Gnaden legte er sich den Wahlspruch: „Gott und mein Volk", als konstitutioneller Monarch die Devise: „Freiheit und Gesetzmäßigkeit" bei. Zu einem Rabbiner in München sagte er: „Mir liegen alle meine Untertanen in gleicher Weise am Herzen, ich will nicht, daß ein Teil derselben in seinen Rechten verkürzt werde," und als ein alter Berchtesgadener ihn im Laufe einer Unterredung fragte, wie es ihm gehe, antwortete er: „Mir geht es gut, wenn es meinem Volke auch gut geht."

Von solcher Gesinnung erfüllt, gelang es ihm in der ersten Periode seiner Regierung durch glückliches Zusammenwirken von Ständen und Regierung mit verhältnismäßig geringen Mitteln Bedeutungsvolles in ruhiger Entwickelung zu leisten. In den Landtagen von 1848—1861 kamen 160 Gesetze zustande, während die Ergebnisse von 1818—1847 nur in 140 Gesetzen bestanden hatten. So erfüllte sich glänzend die Verheißung, mit der die erste Thronrede schloß, Bayern solle allen Stämmen Deutschlands voranleuchten. Freilich wurden die Bestrebungen des Königs nicht immer gebührend anerkannt, und so kamen Tage, in denen an ihn die Versuchung herantrat, einen Verfassungsbruch zu begehen. Aber als der Erzbischof von München-Freysing die Möglichkeit entschieden bestritt, einen solchen mit den Vorschriften des Gewissens und der Kirche zu vereinigen, hielt den König doch wieder sein Glaube an die göttliche Einsetzung des Königtums von einem Gewaltstreich gegen die Verfassung zurück. Nachdem er vergebens sich bemüht hatte, durch wiederholte Kammerauflösung seinem Willen Geltung zu verschaffen, opferte er seinem Volke das Ministerium Pfordten-Reigersberg, obwohl er sich mit ihm identifizierte. „Ich will Frieden haben mit meinem Volke." Das half ihm, den Entschluß weniger bitter zu empfinden. Auch die Symposien mit norddeutschen Gelehrten schränkte er seinem Volke zuliebe ein. Dadurch versöhnte er die Gemüter und erntete er den Dank

seiner Untertanen, so daß in den letzten Jahren seines Lebens kein deutscher Fürst solche Popularität in ganz Deutschland genoß, wie Max II. Aber die schmerzlichen Enttäuschungen hatten seine Initiative gelähmt und die Vorahnung, daß seine Königskrone ihm zur Dornenkrone werden würde, hat sich leider erfüllt.

Wichtige Reformen, deren Segen wir heute noch verspüren, wurden gleich im ersten Regierungsjahr in Angriff genommen. Bis dahin war die zweite Kammer nach Ständen und Klassen organisiert, indem Adel und Geistlichkeit je ein Achtel der Abgeordneten aus ihrem Stande wählten. Nach dem Wahlgesetz vom 4. Juni 1848 konnte jeder volljährige Staatsangehörige, der direkte Steuern entrichtete und nicht wegen eines gemeinen Vergehens gestraft war, an der Wahl teilnehmen Beide Kammern erhielten nun das Recht, neue Gesetze einzubringen, und ihre Freiheit und Selbstbewegung wurde in wichtigen Punkten erweitert; die Einführung des permanenten Gesetzgebungsausschusses erleichterte das Zustandekommen der neuen Gesetzgebung. Eine schwere Lücke, welche in der Verfassung von 1818 lag, wurde durch das Gesetz vom 4. Juni 1848, „die Verantwortlichkeit der Minister betreffend", ausgefüllt. Die Leibeigenschaft war zwar schon durch die Verfassung von 1808 aufgehoben; aber eine Reihe feudaler Einrichtungen, die uns heute wie Barbarei vorkommen, waren in Geltung geblieben. Nun wurde am 4. Juni 1848 die standesherrliche und gutsherrliche Gerichtsbarkeit aufgehoben und alle Naturalfrondienste, das Besthaupt oder Mortuarium, der Blutzehnt, Neubruchzehnt, Kleinzehnt beseitigt, wie alle rein persönlichen im Grundherrlichkeitsverbande wurzelnden Abgaben. Die Ablösung der Grundlasten erleichterten billige Bedingungen, indem die Staatskasse für den Berechtigten eintrat, und dem Verpflichteten die Konstituierung eines Bodenzinskapitals und Ablösung mittels Annuitäten gestattete. Jetzt erst wurden die zinsbaren Grundholden in freie Grundeigentümer verwandelt. Auch das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden hörte auf, das Weiderecht wurde beschränkt; die Jagdausübung wurde, der Regel nach, Sache der Gemeinde. Wie die Grundlasten ward auch der Lehensverband für ablösbar erklärt.

Erhöhte die volle Freiheit des Eigentums zugleich die Steuerkraft des Staates, so war doch für ein vorzugsweise Ackerbau treibendes Land wie Bayern von beinahe noch größerer Wichtigkeit eine rationelle Kultur-

gesetzgebung. Neben den Gesetzen über Ersatz des Wildschadens, landwirtschaftliche Erbgüter, Zusammenlegung der Grundstücke ist hier besonders wichtig das Arrondierungsgesetz. Die Wälder, die im rechtsrheinischen Bayern allein 6600000 Tagwerk umfaßten, sind für den Nationalwohlstand von größter Bedeutung. Daher wurde das neue Forstgesetz von 1852 auch für Privatwaldbesitzer bindend. Durch das Wassergesetz von 1852, das den Bedürfnissen der Landwirtschaft und den Zwecken der Industrie gleichmäßig gerecht wurde, ward die Möglichkeit, daß die Halsstarrigkeit eines einzelnen der Gesamtheit Schaden bringe, aus der Welt geschafft. Ackerbauschulen wurden gehoben, landwirtschaftliche Versuchsstationen gegründet, dem landwirtschaftlichen Verein jährlich 18000 Gulden aus Staatsmitteln zur Verfügung gestellt.

Die Eisenbahnlinien, die im Anfange der Regierung nur 100 Stunden lang waren, umfaßten nach 15 Jahren deren mehr als 500; die systematische Anlage wurde nun erst durchgeführt nach dem Grundsatze, daß der internationale Verkehr selbst die Richtung der Schienenwege bestimmen müsse und nicht umgekehrt. Durch Ausbau der Bahn Ulm-Salzburg bemächtigte man sich der Route Wien-Paris, und ebenso gelang es durch Ausbreitung des Verkehrs nach den anderen Richtungen, Bayern erst zu einem Glied des internationalen Eisenbahnnetzes zu gestalten. Das Baukapital von 232 Millionen Mark wurde beinahe ganz im Inlande aufgebracht. Seit 1850 wurde der Bau der Telegraphenlinien von Staats wegen in großem Stile in Angriff genommen; die letzten in Privathänden befindlichen Aktien des Ludwig-Donau-Mainkanals wurden aufgekauft und der Donaudampfschiffahrt wurden ebenfalls bedeutende Zuwendungen gemacht. Auch in der Gewerbepolitik ist das Streben nach Besserung unverkennbar; nach der rückläufigen Bewegung der fünfziger Jahre, die übrigens schon früher eingesetzt hatte und auch in anderen Ländern wiederzufinden ist, beantragte der um die gesamte Gesetzgebung Bayerns in den Jahren von 1848—1868 hochverdiente Nürnberger Abgeordnete Dr. Karl Brater 1861 die Gewerbefreiheit, die 1862 zum Gesetz erhoben wurde. Wie der landwirtschaftliche Verein auf seinem Gebiete, unterstützten die Gewerbe- und Handelskammern, Handels-, Gewerbe- und Fabrikräte die Regierung mit ihren speziellen technischen Erfahrungen und Kenntnissen. Der mächtig aufblühenden Industrie kam die Berufung auswär-

tiger Gelehrter und die Errichtung neuer Institute zugute. Der König hatte schon als junger Mann auf seinen Reisen in Zeiten der Unruhe den Hunger und die Leiden des Proletariates kennen gelernt. „Abgesehen von der allgemeinen Regentenaufgabe“, schreibt er 1851 an Schelling, „war ich lange mir nicht klar, welcher Sparte menschlicher Tätigkeit ich vorzüglich meine Privatmittel zuwenden solle. Ich glaubte nun nach öfterer Überlegung die der ausgedehnten, möglichst umfassenden Wohltätigkeit wählen zu sollen. Ich meine damit dem eigentlichen Proletarier in Ursprung und Folgen entgegenzuwirken, versteht sich, indem zugleich der Staat von seiner Seite das ihm Zustehende nach Vermögen leistet. . . . . Lange war ich unschlüssig, ob ich nicht . . die Wissenschaft als mein Hauptobjekt betrachten sollte; nach langem Überlegen glaubte ich aber die Wohltätigkeit in ihrer höheren Bedeutung wählen zu müssen.“ Von dem sozialen Empfinden des Königs zeigt seine Fürsorge für die Arbeiter. Mit der Erlaubnis zur Errichtung größerer Betriebe verband die Regierung häufig die Bedingung, Krankenunterstützungs- und Sparkassen für die Angestellten zu gründen. Um den arbeitenden Klassen billige Wohnungen zu verschaffen, gründete er das Königsstiftungshaus in Nürnberg. In Neuberghausen sollten kleine Arbeiterhäuser mit Gärten gebaut werden. Ebenda erhebt sich das Maximilians-Waisenstift, das die Waisen von Staatsbeamten in sich aufnehmen soll. Dem St. Johannisverein für freiwillige Armenpflege gab er ein Fundierungskapital von 30000 Gulden und nach wiederholten Zuwendungen bedachte er ihn noch in seinem Testament auf das reichlichste. Zahlreich sind die wohltätigen Spenden des Fürsten bei jeder Gelegenheit; aber das Schönste an seiner Mildtätigkeit ist, daß sie am liebsten in der Stille waltete.

Für die Volksbildung zu wirken, erlahmte Max nie. Schon als Kronprinz hatte er einen (später wieder aufgelösten) Verein zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter dem Volke gegründet und Volkskalender erscheinen lassen. Der Volksschule und den Fachschulen wurden eine Reihe von Verbesserungen zu teil; in Bayreuth verteilte der König einst in einer Elementarschule selbst die Preise. Sein Wort über den Lehrerstand: „Ich achte und schätze ihn nicht nur, ich liebe ihn“, eroberte ihm die Herzen der Schulmänner, für deren soziale und materielle Hebung er ebenso sorgte wie für die der übrigen Beamten. Die Einführung des Stenographieunter-

richtes an den Schulen, die auf die persönliche Initiative Maximilians zurückgeht, trug wesentlich zur Verbreitung der Kunst Gabelsbergers bei, deren sich der König auch selbst bediente. Leider wurde den Gymnasien nicht dieselbe Förderung zu teil wie den niederen Schulen, so daß die Klage Ludwigs I. recht behielt:

> Wie? Gymnasien nennen die jetzigen Menschen die Stätte,
> Wo die Jugend versitzt, wo der Körper verdirbt?

Um auch den ärmsten, aber begabten Söhnen des Volkes den Zugang zu den höheren Staatsämtern zu erschließen und ihnen zugleich eine freie und vielseitige Bildung zu vermitteln, rief der König in Verwirklichung eines schon aus seiner Kronprinzenzeit stammenden Planes das Maximilianeum als eine Erziehungsanstalt für Studierende an der Universität München ins Leben, indem er allen Widerspruch gegen diesen in der Idee gewiß vortrefflichen Plan nicht achtete. Sind auch die Bedenken gegen diese Stiftungen nicht ganz von der Hand zu weisen, da sich Talente schwerlich in einem Treibhause wie Pflanzen züchten lassen, so erfüllt doch ein Blick auf die lange Reihe der Maximilianeer, von denen nicht wenige die höchste Stellung im Staate erreicht haben, mit Befriedigung, und mancher ist dem königlichen Stifter herzlich dankbar, daß er sich statt eines Brotstudiums einem idealen Beruf widmen konnte, der seinen besonderen Anlagen und Neigungen entspricht. Was der König aber für die bayerischen Hochschulen getan, das bildet ein besonderes Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Wissenschaft.

Der Staatshaushalt wurde so vortrefflich verwaltet, daß die Erübrigungen von Jahr zu Jahr stiegen, ohne daß eine Erhöhung der Steuern nötig geworden wäre. So konnte 1862 das Lotto beseitigt werden, das als Staatseinnahmequelle bisher unentbehrlich gewesen war, obwohl seine Aufhebung schon 1819 beabsichtigt war. Mit dem 1. Juli 1862 trat endlich die lange angestrebte Trennung der Verwaltung von der Justiz ohne eine Mehrung des Beamtenpersonals praktisch in Kraft. Dem Volke wurde durch die Distriktsräte und Distriktsausschüsse und durch die Landräte Anteil an der Verwaltung gewährt. Das Preßedikt vom 4. Juni 1848 gestattete nur mehr strafrechtliches Einschreiten gegen den Mißbrauch der Presse und das Vereinsgesetz von 1850 trug zur Erstarkung der öffentlichen Meinung bei, der es kräftige Organe schuf. Schon

im Revolutionsjahre wurden zur Verbesserung der Rechtspflege neue Grundsätze aufgestellt, deren Verwirklichung in den folgenden Jahren eifrig betrieben wurde: Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlungen in Zivil- und Strafsachen, Aufhebung auch der letzten privilegierten Gerichtsstände, Aufstellung von Staatsanwälten, Einführung der Schwurgerichte u. a. Am meisten umstritten war die Errichtung der Notariate, wodurch die bisherige Doppelstellung der Richter, wie wir heute wissen, zum Segen für die Allgemeinheit beseitigt wurde. Bis dahin war die Einheitlichkeit des Rechtes in Bayern weder in Strafsachen noch im bürgerlichen Rechtsstande vorhanden; bayerische, französische, preußische, altrheinische Rechtsbücher und Stadtrechte konkurrierten miteinander. Das neue Strafgesetzbuch und Polizeistrafgesetz brachten neben anderen Wohltaten die Beseitigung drakonischer Strafbestimmungen; die Vollendung eines neuen Zivilgesetzbuches wurde unter Max II. zwar nicht mehr erreicht; aber die allgemeine deutsche Wechselordnung, die aus einer in Leipzig gehaltenen Beratung von Bevollmächtigten der deutschen Regierungen hervorgegangen war, trat nach der Sanktionierung durch den Bund 1851 in Bayern in Kraft, und die Einführung des deutschen Handelsgesetzbuches vom 1. Juli 1862, das durch den Bundestag allen Einzelstaaten ebenfalls zur Annahme empfohlen worden war, ist heute noch von historischem Interesse, weil damit die erste Stufe zu einem gemeinsamen deutschen Recht geschaffen wurde.

Um die Ehre der bayerischen Waffen erwarb sich Max II. ein Verdienst, indem er Thiers in Paris eine Audienz abschlug, weil dieser in seiner Geschichte des französischen Konsulats und Kaiserreichs über Wrede und das bayerische Heer unwahre Angaben gemacht hatte. „Ich bin Militär mit Leib und Seele, von Herzen zugetan unserer trefflichen, ja unübertrefflichen Armee“, sagte der König von sich selbst; seine vornehmsten Berater waren auf diesem Gebiete Prinz Karl und unser jetziger Prinzregent. Manche Neuerung wurde hier eingeführt; hat die bayerische Armee 1866 auch unglücklich gekämpft, so blieb doch der Schild der Ehre rein.

So gewährt die Regierungszeit Maximilians II. im Innern das Bild eines üppig sprießenden Feldes, das reich ist an guten Früchten und jungen Trieben. Ohne die Kulturarbeit der kurzen, aber inhaltsreichen Regierungsepoche des Königs Max II. wäre ein Zustand geblieben, der uns allen heute

wie die unerträglichste Barbarei vorkommen würde. Der Geist, der die Regierung erfüllte, spricht deutlich aus den schönen Worten des Ministers Baron Thon-Dittmer: „Die Sonderinteressen der Einzelnen werden den Interessen des Ganzen nachzustehen haben. Wenn man die Verfassungstreue in Widerspruch zieht, so scheint man übersehen zu haben, daß unsere Verfassung selbst am Eingang schon die Worte ausspricht, daß sie sichern soll vor willkürlichen Veränderungen, aber nicht aufhalten das Besserwerden dessen, was das Volk erfordert. Es ist meines Erachtens ein großer Unterschied zwischen Verfassungswidrigkeit und vereinbarter Abänderung der Verfassung." Ging es auch damals nicht ohne Konflikte ab, so müssen wir doch heute noch die Verdienste der Männer dankbar anerkennen, die das Vertrauen ihrer Mitbürger damals in die Kammer berief. Aber ohne die Anregung des Monarchen, ohne sein maßvolles, besonnenes und doch beharrliches Verhalten, ohne seinen edlen und gütigen Sinn hätte Bayern den anderen deutschen Staaten in der Gesetzgebung damals nicht den Rang abgelaufen.

In der deutschen Politik freilich war Bayern zu einer mehr zuwartenden Stellung verurteilt, da es immer auf Österreich und Preußen Rücksicht nehmen mußte, obgleich es auch da nicht an einer kräftigen und durchaus ehrlich gemeinten Initiative fehlte. Und das fernere Zeugnis kann man der von der bayerischen Staatsregierung verfolgten äußeren Politik in der Zeit Max II. nicht versagen, daß sie dem Volksbewußtsein in vollem Maße entsprach. „Was an meiner schwachen Kraft liegt, das will ich, solange ich lebe, daran setzen, um an Deutschlands verdunkeltem Horizonte den rettenden Stern entdecken zu helfen," hatte Maximilian einst an den Historiker Schlosser geschrieben. Der rettende Stern schien, wie man damals richtig erkannte, in einer Stärkung der deutschen Zentralgewalt zu liegen. „Was wäre, diesen Bund dauernd zu sichern, notwendiger, als über den einzelnen deutschen Staaten eine mit allen Attributen der Macht ausgerüstete starke Regierung für gemeinsame Angelegenheiten, ein Ehrfurcht gebietendes Oberhaupt mit einem das allgemeine Bewußtsein wirklich vertretenden Parlament an der Seite," schreibt Schelling dem Könige am 2. April 1848: „Helfen Euere Majestät, soviel Sie können, zu deutscher Einheit und Größe, weihen Sie dieser, eintretenden Falles, auch das Kostbarste was Sie ihr geben können, Sich selbst." Aber der deutsche Einheitsstaat lag weder im Sinne des Königs,

der von einer Vasallität seiner Krone nichts wissen wollte, noch in den Wünschen seines Volkes, das den Schwerpunkt Deutschlands im Süden, nicht im Norden sah. „Um von Meinem Standpunkte wenigstens das Meinige redlich zu einer günstigen Lösung der obschwebenden Lebensfragen unseres Gesamtvaterlandes beizutragen," antwortete darum Max dem Philosophen am 17. Mai, „so habe Ich beiliegenden Entwurf zu einer künftigen Gestaltung desselben unter meinen Augen und nicht ohne wiederholte Revidierung desselben von Meiner Seite und mit Beiziehung unserer ausgezeichnetsten Männer fertigen lassen; Meine Minister sind auch diesem Entwurfe beigetreten. Die Doppelaufgabe suchte Ich zu lösen, einmal Deutschland die erforderliche Kraft nach innen und außen zu sichern, dabei aber zweitens, den Einzelstaaten die ihnen gebührende, nötige Selbständigkeit zu wahren. . . . Ich glaube somit redlich und rechtzeitig das Meinige beigetragen zu haben zur Lösung der Aufgabe der Zeit." Der Entwurf, von dem der König hier spricht, die „Grundzüge zu einer nationalen deutschen Bundesverfassung", die nachher als „revidierter Entwurf" gedruckt wurden, hat nun freilich so wenig praktische Bedeutung erlangt wie der Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes von Dahlmann, gegen den er hauptsächlich gerichtet war. In dem ersteren wurde statt eines erblichen Reichsoberhauptes ein von sechs zu sechs Jahren wechselndes Direktorium vorgeschlagen, das nicht gewählt werden, sondern nach einem gewissen Turnus wechseln sollte, so daß bald eine norddeutsche, bald eine süddeutsche, bald eine österreichische Regierung die Geschäfte führen sollte. Die Unhaltbarkeit dieser Vorschläge hat Prinz Wilhelm von Preußen sofort erkannt; aber für die persönlichen Anschauungen des Königs sind sie durchaus bezeichnend und, solange man Österreich zum Deutschen Reiche rechnete, war der Triasidee, die in den Zeiten des Rheinbundes erwachsen, doch nicht notwendig mit rheinbündlerischen Tendenzen gepaart sein mußte, die Berechtigung nicht abzusprechen. Bildete sie doch nach dem Urteil Alfred Doves „ebenso deutsch wie bayerisch gedacht" den „prägnantesten Ausdruck einer auf friedliche Erhaltung und Ausbildung des Bundeslebens gerichteten Politik".

Als ein deutsches Parlament zur Mitwirkung an der Schaffung einer Reichseinheit zusammentrat, da war Bayern der erste Staat, der eine Aufforderung zu den Wahlen für die Frankfurter Volksvertretung

ergehen ließ. Nach der Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser äußerte der König zwar, er werde bis auf den letzten Blutstropfen kämpfen, ehe er sich mediatisieren lasse, aber nachher ließ er durch den Grafen Bray doch bedingungslose Unterstützung der Zentralgewalt zusagen. Mit Friedrich Wilhelm IV. fand er sich in dem Gedanken zusammen, ein Fürsten- und Königskollegium zu gründen, „welches mit der Zentralgewalt die höchste Souveränität von Teutschland darstelle", und seinen Plan eines „deutschen Staatenhauses" erklärte der König von Preußen selbst für ein Meisterstück. Erzherzog Johann teilte nun freilich das Geschick des Frankfurter Parlamentes, und Bayern selbst mußte an seinem Sturz mitarbeiten. Hatte Graf Bray selbst die Möglichkeit eines Ausscheidens Österreichs aus dem deutschen Bunde erkannt, so hat er sie doch als das größte Unglück für ganz Deutschland angesehen. Als das Erbkaisertum nach dem Willen der Frankfurter Versammlung dem König von Preußen übertragen werden sollte, beeilte sich Maximilian der Hoffnung Ausdruck zu verleihen, Preußen werde die von der Demokratie gebotene Hand nicht annehmen; er erhielt die beruhigende Antwort, die „inqualificable Frankfurter Deputation" werde so empfangen werden, daß die deutschen Fürsten wohl endlich ihr Mißtrauen ablegen würden. Mit seinem Ansinnen an den königlichen Freund entsprach der bayerische Herrscher jedenfalls den Wünschen der Mehrheit seines Volkes. Hatte doch auch die zweite Kammer, die vorher bereitwillige Unterordnung unter die Ratschlüsse der konstituierenden Nationalversammlung und der Reichsgewalt gefordert hatte, am 9. Februar 1849 einhellig eine Erklärung des Abgeordneten Kolb angenommen, die dahin lautete: „Wir alle wollen kein preußisches Kaisertum, kein Aufgehen in Preußen. Wir verlangen mit Österreich das ganze vereinigte Deutschland. Ohne Österreich, wir erklären es feierlich, wäre Deutschland ein zerstückeltes Reich." Wir dürfen diese Stellungnahme nicht nach unseren heutigen Anschauungen beurteilen, sondern müssen an sie den Maßstab Döllingers anlegen, der an der Bahre des Königs nachher darüber sprach: „Wieder einmal mochte Deutschlands Schicksal an Bayerns Entscheidung hängen. Von außen wurde die Zumutung gestellt, und sie fand selbst im Innern einigen Widerhall, daß Bayerns König und Bayerns Volk einem neuen zu Frankfurt hastig geschaffenen Kaiserreiche sich unterwerfen, daß Bayern fortan nach Österreichs Ausscheidung sich als die südliche

Grenzprovinz dieses Reiches betrachten solle. Und fast noch schlimmer war die Forderung, daß Bayern sich das Joch jener neuen Reichsverfassung und ihrer Grundrechte auflegen lassen sollte, welche das mißgestaltete und widerspruchsvolle Erzeugnis eines unnatürlichen Paktes zwischen zwei feindlichen Parteien war. . . Dank dem König ist auch dieser Kelch an uns und an Deutschland vorübergegangen."

Das Zusammengehen zwischen Bayern und Preußen wurde durch die Aufstände in Baden und in der Pfalz jäh gestört. Mit Strenge verfolgte der König die politischen Verbrechen, denn „Milde kann nicht gegen Einen obwalten, wo es sich um Pflichten gegen viele handelt". In dem Minister Ludwig von der Pfordten hatte Max den Mann gefunden, der Bayern in dem Konflikt zwischen Österreich und Preußen die gebührende Stellung an der Spitze der Mittelstaaten verschaffen konnte. In dieser Politik hat er das Möglichste geleistet und war in sofern der vornehmste Vertreter des deutschen Partikularismus, urteilt Wippermann. „Das Ziel der bayerischen Politik darf ganz allein die Ausbildung der bayerischen Souveränität sein", äußerte Minister von der Pfordten im November 1849. Nachdem der Entwurf einer Verfassung, die sogenannte Münchener Punktation vom 27. Februar 1850, an deren Feststellung außer Bayern Württemberg, Sachsen und Hannover beteiligt waren, von Preußen für unannehmbar erklärt worden war, steuerte der bayerische Minister immer mehr in das österreichische Fahrwasser. Indem er sich in dem hannoverschen Verfassungsstreit zum Schergen des Erzhauses erniedrigte, hat er der deutschen Politik einen schlechten Dienst geleistet. Es wäre für Bayern sehr gefährlich gewesen, wäre der von Minister von der Pfordten gewünschte Krieg zwischen Österreich und Preußen damals wirklich ausgebrochen. In den folgenden Jahren hatte des Ministers Wirken für die Triasidee wenig Erfolg; auch der Versuch, Österreichs Aufnahme in den Zollverein zu erwirken, schlug fehl; denn der Handelsvertrag, der zwischen den beiden Großmächten am 19. Februar 1853 geschlossen wurde, gewährte zwar gegenseitig Zollerleichterungen, versprach aber keine Zolleinigung. Friedrich Wilhelm IV. unterließ es nicht, nachdem Preußen sogar mit Auflösung des Zollvereins gedroht hatte, Maximilian zur Einigkeit zu ermahnen im Hinblick auf die bevorstehende Thronbesteigung Napoleons III., und eine Zusammenkunft der beiden fürstlichen Freunde in Berlin stellte die alte Ein-

tracht wieder her. Ihr Denkmal ist ein äußerst interessanter Briefwechsel, in dem der preußische Monarch während des Krimkrieges seinem Neffen die wichtigsten Aufklärungen über die europäische Lage gab. Minister von der Pfordten jedoch wünschte seinem Vaterlande die Rolle, die es unter Montgelas ehedem mit solchem Erfolge gespielt hatte, wieder zu verschaffen, daß es das Zünglein an der Wage bilde. „Wie wir 1850 Preußen verhindert haben, Österreich aus Deutschland herauszudrängen," sagt er „so haben wir jetzt es dem Wiener Hofe unmöglich gemacht, Deutschland mit Ausschluß Preußens um sich zu sammeln. Wir bedürfen der Anwesenheit zweier Großmächte im deutschen Bunde; dann ist der Bundestag die einzige heilsame Vertretung der deutschen Gesamtheit." Max II. suchte im Rahmen des Bundestages gemeinnützige Aufgaben zu lösen; so war er es, der z. B. im Februar 1856 die Bearbeitung des schon erwähnten deutschen Handelsgesetzbuches beantragte. Auf Empfehlung des preußischen Bundestagsgesandten von Bismarck ging die preußische Regierung „im Interesse der inneren Güte der Sache" darauf ein, aber die anderen Mittelstaaten mißgönnten Bayern eine führende Rolle, und an ihrem Widerstreben mußte die Triaspolitik immer wieder scheitern. Und doch stand hier das Land hinter seinem Fürsten; in einer Adresse an den König erklärte die Abgeordnetenkammer, sie werde kein Opfer scheuen, dessen das Vaterland bedürfe. Wie die Geschicke der Völker fallen würden, Bayern werde in unauflöslicher Bundeseinheit mit allen deutschen Bundesstämmen festhalten an dem Panier der Wittelsbacher.

Der Rücktritt von der Pfordtens (1858) war mehr eine Folge seiner reaktionären inneren als seiner schwankenden äußeren Politik, obgleich man ihm vorwarf, er habe sich zum Werkzeug Rußlands erniedrigt und Frankreich begünstigt; er bedeutete keinen Systemwechsel, da der bisherige Bundestagsgesandte Freiherr von Schrenk als Minister in denselben Bahnen wandelte. Als im Jahre 1859 der Krieg zwischen Österreich und Frankreich in Italien ausbrach, wurden die durchziehenden österreichischen Truppen in München herzlich begrüßt und freigebig bewirtet. Man sah hier in Österreichs Lager die deutsche Sache, während Preußen zwar gerne Napoleons Vordringen Halt geboten hätte, aber dem habsburgischen Nebenbuhler nicht ohne weiteres bewaffnete Hilfe leisten wollte. Doch traf der Prinzregent von Preußen, nachmals König Wilhelm I., freilich in entschiedenem Gegensatz zu

der Meinung seines nachmaligen großen Ministers v. Bismarck, der damals noch in Petersburg als Gesandter weilte, Maßregeln, die keinen Zweifel ließen, daß er bei weiterem Vordringen der französischen Waffen gesonnen sei, den Krieg an Frankreich zu erklären. Jedenfalls öffnete der italienische Krieg den nüchtern Denkenden aufs neue die Augen, wie notwendig eine Reform der Bundesverfassung sei. Unter diesem Eindruck gestaltete sich am 10. November 1859 die Feier des hundertsten Geburtstags Schillers für Deutschland zu einer großen nationalen Kundgebung. Der Antrag des bayerischen Abgeordneten Völck, die Kammer wolle den Wunsch aussprechen, der König möge durch die Staatsregierung dahin wirken, daß eine Reform der deutschen Bundesverfassung durch Schaffung einer starken Zentralgewalt und Vertretung des deutschen Volkes bei dieser erstrebt werde, wurde jedoch im bayerischen Abgeordnetenhause mit 87 gegen 45 Stimmen abgelehnt. Dagegen benützte Max selbst die Gelegenheit, den Prinzregenten von Preußen auf der Fürstenzusammenkunft in Baden-Baden im Jahre 1860 für die Triasidee aufs neue zu interessieren. Während Napoleon sich hier bemühte, der Furcht Deutschlands vor einer Invasion oder Annexion ein Ende zu bereiten, proklamierten die vier Könige von Bayern, Hannover, Sachsen und Württemberg zusammen mit den Großherzogen von Baden, Hessen-Darmstadt und Sachsen-Weimar und den Herzogen von Nassau und Koburg die Einigkeit der deutschen Fürsten gegenüber jeder Bedrohung durch eine auswärtige Macht. Maximilians Plan von einer Dreiteilung des Bundesheeres erschien freilich dem Regenten von Preußen nicht mehr und nicht weniger denn als militärische Anarchie; die Ansprüche und Verwahrungen der im Hauptquartiere anwesenden fürstlichen Kommissare, meinte er, würden alle Bewegungen des Bundesheeres lähmen. Die wohlgemeinte Bemühung des bayerischen Herrschers endlich, eine Versöhnung zwischen Österreich und Preußen herbeizuführen, hatte nur zur Folge, daß sich die beiden Häupter der deutschen Großmächte rasch miteinander über die Mittelstaaten hinweg in Teplitz verständigten, und Max mußte erfahren, der Kaiser von Österreich habe sich hier ebenso energisch gegen die Dreiteilung ausgesprochen wie der Prinzregent. Die Einheit der Bundeskriegsverfassung schien hinwiederum Fürst und Volk in Bayern unannehmbar, und so war man aufs neue an einem toten Punkte angelangt. Niemand wußte, wie man den gordischen Knoten

zerhauen, alle die Gegensätze zwischen Groß- und Kleindeutschen, Liberalen und Klerikalen, Nord- und Süddeutschen beseitigen könne, bis auf einen, der den deutschen Ideologen bald das Wort an den Kopf werfen sollte: nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut. Zunächst im Hinblick auf Preußen schrieb damals Bismarck an seine Gemahlin Kraftworte, die auch die ganze deutsche Politik der Kabinette besser illustrieren als langatmige Darstellungen all ihrer Winkelzüge: „Wie Gott will. Es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden; sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel; und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Österreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Ähnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht; auch die Dummen und die Klugen sehen, reinlich skelettiert, ziemlich einer wie der andere aus; den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre auch jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären."

Ein neuer Zankapfel war 1862 der Abschluß des preußisch-französischen Handelsvertrages, in dem Österreich ein politisches Ereignis erblickte, das die ernstesten Bedenken nach sich ziehe; auch Maximilian fürchtete für die Unabhängigkeit Bayerns. Als die meisten Staaten den Beitritt ablehnten, antwortete Preußen mit der Kündigung der Zollverträge. Der bayerische Herrscher, der die Auflösung des Zollvereins bedauerte, erwartete von einem entschiedenen Auftreten der Mittelstaaten eine Änderung der preußischen Bundes- und Handelspolitik, aber auch aus diesem Streit ging der Hohenzollernstaat nach dem Tode des Königs Max siegreich hervor. Einstweilen war die Verstimmung der Bundesstaaten gegen Preußen für den österreichischen Kaiser Franz ein willkommener Anlaß, einen neuen, wie er hoffte, beträchtlichen Schritt in der Reform der Bundesverfassung zu wagen. In teilweiser Wiederaufnahme eines schon früher von Schmerling und Julius Fröbel gemachten Vorschlages verständigte er im August 1863 in Gastein König Wilhelm von dem Plan einer deutschen Fürstenzusammenkunft in Frankfurt. Von Seite Preußens erfolgte aber eine kategorische Ab-

lehnung der Einladung; Bismarck, der inzwischen die Leitung des preußischen Staatsministeriums in seine energische Hand genommen hatte, betrachtete das neue großdeutsche Reformprojekt nur als eine „Schaumwelle". „Von dem Dampf der Phrasen entkleidet", schreibt er, „ist des Pudels Kern ein so dürftiger, daß man dem Volke lieber nicht praktisch vordemonstrieren sollte, wie nicht einmal das zustande kommt." Inzwischen rüstete man sich in der alten Kaiserstadt zu begeistertem Empfang der deutschen Fürstlichkeiten. Auch der Bayernfürst wurde herzlich begrüßt. Als er zum Römer fuhr und einer aus der Menge fragte, ob man ihn leben lassen solle, rief ein preußischer Soldat: Ja gewiß! Denn der hat gesagt, Ich will Frieden haben mit Meinem Volke. Der österreichische Verfassungsentwurf, der den Beratungen als Grundlage diente, legte die vollziehende Gewalt in die Hände eines fünfköpfigen Direktoriums, das aus dem Kaiser von Österreich, den Königen von Preußen und Bayern und etwa noch Württemberg, Sachsen und Hannover bestehen sollte; war auch der Vorsitz Österreich vorbehalten, so war doch Bayern Preußen insoferne gleichgestellt, als alle Beschlüsse des Direktoriums mit einfacher Stimmenmehrheit gefaßt werden sollten. Gleichzeitig mit dem Fürstenkongreß tagte in Frankfurt ein freiwilliger Abgeordnetentag, der alle Handlungen des ersteren schon durch den Beschluß dementierte, daß von einem einseitigen Vorgehen der Regierungen eine gedeihliche Lösung der nationalen Reform nicht zu erwarten sei. Und so war es auch. Der letzte Versuch Österreichs, Deutschland habsburgischen Interessen dienstbar zu machen, ist so wirkungslos geblieben, wie die Flammengarben bei dem großen Feuerwerk zu Ehren der fürstlichen Gäste, die in alle Winde zerstieben, ohne daß sich die glänzende Germania als Schlußeffekt zeigen wollte. In den „Dichterstimmen aus München für Schleswig-Holstein" werden in einer frommen Legende ohne Ende: „Parturiunt" dem deutschen Michel die historischen Mäuseherden vorgeführt, die in der deutschen Geschichte spuken, und zum Trost an Hatto von Mainz erinnert, den die Mäuse fraßen. Da heißt es mit Bezug auf die Schiller-, Schützen- und Turnerfeste, als die einzigen Schöpfungen des nationalen Gedankens der Zeit:

— es kamen dann neue Wehen und Beben,
Als müßten sich endlich Riesen erheben,
Wie dröhnte, wie knallte, wie schallte die Welt,

Wie dampfte, wie stampfte, wie kämpfte manch' Held,
Wie heulte der Sturm von Frankfurts Schützen,
Bald ganz Europa wegwehend die Mützen.
— — — — — — — — — — — — — — —
Aber es lachte der Inselzwerg:
Gebt acht, gebt acht, was gebiert der Berg.
Und wieder kam Mäuslein hervor auf Mäuslein.

Nach den Anstrengungen der letzten Zeit hatte Max sich auf dringende Vorstellungen seiner Ärzte im Herbst 1863 über die Riviera nach Rom begeben, um hier den Winter zu verbringen, als ihn die Schleswig-Holsteinische Frage wieder nach Deutschland zurückrief. Schon 1848 war der König, wie zwei Jahre früher sein Vater, für die Rechte der Herzogtümer eingetreten, die Friedrich VII. von Dänemark seinem Reiche einverleiben wollte. Unter den Freiwilligen, die an der Eider für die deutsche Sache kämpften, war Maxens Flügeladjutant Ludwig von der Tann. Nach einem Ministerrat, an dem auch Prinz Karl und Prinz Luitpold teilnahmen, beschloß man auf Bitte des Reichskriegsministeriums fünf Bataillone, acht Schwadronen marschieren zu lassen, obwohl man durch ernste Verwickelungen mit Österreich und Preußen, die daraus entstehen konnten, „in eine höchst schwierige, jedenfalls aber delikate Stellung geraten konnte". Der Sturm auf die Düppeler Schanzen (13. April 1849) ist ein Ehrentag für die bayerische Armee, die auch nach vierunddreißig Friedensjahren die kriegerischen Tugenden der Väter sich bewahrt hatte. Aber die neidische Intervention der Großmächte schützte Dänemark, und nach dem Tag von Olmütz hielt es der Bundestag für seine Aufgabe, die Bevölkerung wieder unter dänische Fremdherrschaft zurückzuführen. Die bayerischen Truppen aber wurden auf ihrem Rückmarsch stürmisch gefeiert. „Deutsche Brüder! Wir heißen Euch willkommen! Mit Trauer und mit Freude," lautet eine Ansprache an sie in Itzehoe: „Mit Trauer, weil uns Eure Rückkehr als ein Triumph der Falschheit über die Wahrheit erscheint; mit Freude, weil wir in Euch die Repräsentanten Süddeutschlands sehen, wo Treue wohnt, ein Wort kein leerer Schall ist."

Nach dem Tode König Friedrichs VII. hätten die Herzogtümer kraft unzweifelhaften Erbrechts an Herzog Friedrich von Augustenburg fallen müssen; als Christian IX. von Dänemark auch die Hand auf sie legte, trat das deutsche Volk mit dem unbefangensten Enthusiasmus für den

rechtmäßigen Erben ein. Eine Volksversammlung in Augsburg forderte den König Max von Bayern auf, sich an die Spitze des deutschen Volkes zu stellen, das treffliche bayerische Heer nach Schleswig-Holstein zu führen und als Retter der Nation den Herzog dort einzusetzen. Der Magistrat von München richtete an seinen Landesherrn die Bitte, unverweilt in die getreue Hauptstadt zurückzukehren. Dies geschah auch, obwohl Max sich sehr angegriffen fühlte. „Mein Volk ahnt nicht, welches Opfer ich ihm bringe. Das milde Klima Italiens ist Mir zur Wiedererlangung Meiner Gesundheit unerläßlich; Ich fühle es, daß Ich größerer Schonung bedarf, als Meine Ärzte glauben." Jetzt schien für Bayern der Augenblick gekommen, wo es an der Spitze des dritten Deutschland, getragen von der Volksgunst, den deutschen Großmächten gleichwertig gegenübertreten könne; den Gipfel erreichte die Begeisterung, als der Prinz von Augustenburg selbst den König besuchte. Die Volksstimmung drängte den wohlwollenden Fürsten immer weiter vorwärts; vergebens warnte Österreich. Was nützten die Beschlüsse der Mittelstaaten auf den Würzburger Konferenzen vom Februar 1864 gegenüber dem entschiedenen Willen der Großmächte, die „in Anbetracht ihrer Stellung" die Sache nach eigenem Ermessen zu erledigen beschlossen? In der Frage um Schleswig-Holstein erlitt die durch von der Pfordten inaugurierte Triaspolitik ihre empfindlichste Niederlage; aber, was noch schlimmer war, über den Plänen, Zweifeln und Besorgnissen brach die schwache Kraft Maximilians. Der König verschied nach nur zweitägiger Krankheit am 10. März 1864 an einem Rotlauf. Wie eine große, vom tiefsten Schmerz ergriffene wehklagende Familie, sagt Pocci, standen die Bayern am Totenlager ihres Königs.

O, von ihm wußte man, was er versprochen,
Das ward erfüllt: nun ist sein Aug' gebrochen,
Sein milder Glanz strahlt keinem mehr hienieden,
Der Friedensfürst ging ein zum ewigen Frieden.

„Man kann nicht sagen," schreibt der preußische Gesandte von Arnim, „daß der König der Aufregung und den Seelenleiden infolge der letzten politischen Verwicklungen erlegen sei"; aber er sei in eine Lage gekommen, aus der erlöst zu sein, vielleicht kein Unglück ist. „Es war eine Last auf seine Seele gelegt, die er nicht tragen konnte. Ohne Übergang war er in Widerspruch geraten mit seinen Traditionen und Neigungen. Zwischen

der übernommenen Verpflichtung und der Unmöglichkeit, sie zu erfüllen, sah er keinen Ausweg.... Die innerlichen Kämpfe mußten auf sein körperliches Befinden den nachteiligsten Einfluß haben und die Kraft zum Widerstande gegen die Krankheit vermindern. Sein Herz war voll von Wohlwollen und sein Geist geläutert durch ernstes Streben und durch den stets von ihm gesuchten Verkehr mit den edelsten geistigen Größen seiner Zeit. Was an ihm nicht genügte, hatte größenteils seinen Grund in seiner Kränklichkeit." Die selbständige Stellung, die der Professor-Minister von der Pfordten seinem Lande in der Politik nicht verschaffen konnte, wies Max II. aus eigener Initiative den Bayern im Reich der Wissenschaft.

Siebentes Kapitel.

Max II. und die deutsche Wissenschaft.

Seit den Ptolemäern hat kein Fürst in so großem Umfang aus rein persönlicher Liebe und mit persönlichen Opfern ohne politische oder dynastische Nebenabsichten die ganze Wissenschaft um ihrer selbst willen gepflegt wie Max II. St. René Taillandier fand in ihm einen „weisen, loyalen König, der begierig nach Belehrung und Aufklärung in seiner Residenz eminente Schriftsteller vereinigt hatte, nicht als eine Art Luxus und Aufwand, sondern um selbst von den Schätzen zu nützen, die er seinem Königreiche gegeben. . . . Es genügt zu sagen, daß der König Max II. geliebt und geachtet wird und daß er, einfach ohne Affektation, ernst und strebsam ohne Pedanterie, die Aufmerksamkeit Deutschlands erregt und seine Sympathien errungen hat.“ „Um Wahrheit ist es Mir zu tun, im Leben wie in Kunst und Wissenschaft“, schrieb Maximilian schon am 29. September 1841 an Schelling. „Sie wissen, daß ich die möglichste Förderung und Unterstützung der Wissenschaft mir als Hauptaufgabe gesetzt“, bekundete er als Kronprinz im nächsten Briefe, und als König brachte er die Wissenschaft vor allem in Zusammenhang mit den sozialen Aufgaben seiner Zeit: „Von den Wissenschaften wären vorzüglich Physik, Chemie, Technik zu unterstützen, als diejenigen, welche die Förderung der genannten Aufgaben begünstigen, wie z. B. durch Erzeugung zweckmäßiger Heizungsmittel u. s. w. Von den höheren Wissenschaften verdiente wohl die Geschichte besondere Beachtung sowohl zur Verherrlichung des Vaterlandes als auch zur richtigen Beurteilung und Würdigung der sozialen Verhältnisse. Gern würde ich das ganze Gebiet der Wissenschaft zu fördern suchen, nur fürchte ich, würde das die Mittel schwächen, teilen, und

nur durch möglichste Konzentrierung derselben glaube ich, ist wirklich Bedeutendes, Nachhaltiges zu erreichen." Schelling hatte ihm mitgeteilt, daß Theologie, Medizin, Jurisprudenz weniger Unterstützung von seiner Seite bedürften, weil schon viel dafür geschehen und kaum Neues zu finden sei; diesem Programm ist der König auch im allgemeinen treu geblieben, aber die Fortschritte, die durch seine Munifizenz die geschichtlichen Studien machen durften, kamen auch der Theologie und Jurisprudenz zugute, und aus der Erweiterung der Naturerkenntnis kamen auch köstliche Früchte für die Medizin. Döllinger, der Einblick nehmen durfte in die authentischen Verzeichnisse aller Summen, die der König für wissenschaftliche Leistungen bewilligt hat, fand seine Erwartungen weit übertroffen. „Mir ist im ganzen Umfange der Geschichte kein Fürst bekannt," sagt er, „der aus seiner Privatkasse mit solch einsichtsvoller Liberalität die wissenschaftlichen Forschungen und literarischen Erzeugnisse in ihren mannigfaltigen Verzweigungen unterstützt und gefördert hätte wie Max II. Da finden sich zuerst wahrhaft königliche Unterstützungen zu wissenschaftlichen Reisen im Betrag vom 5—8000 Gulden; dann Stipendien für Studierende und angehende Gelehrte zum Besuche auswärtiger Universitäten, oder auch Gaben an fremde Gelehrte zum Aufenthalt in München, Summen für Anschaffung wissenschaftlicher Instrumente, für Herstellung von Apparaten oder für Verfertigung verschiedenartiger Karten; großartige Unterstützungen für Anstellung von Forschungen im Auslande; beträchtliche Beiträge zur Herausgabe der Werke von lebenden oder verstorbenen Gelehrten." Und alle diese Ausgaben sind nicht Bayern allein, sondern der deutschen Wissenschaft zugute gekommen. Es ist ein merkwürdiger Gegensatz, daß das Vertrauen des Monarchen, der die politischen Geschicke seines Landes in die Hände eines Partikularisten wie von der Pfordten legte, als Berater für seine Kulturpolitik seinen ehemaligen Berliner Lehrer Dönniges nach München berief und die wissenschaftlichen Verdienste der Gothaer, deren politisches Glaubensbekenntnis er verurteilte, so reichlich belohnte. Riehl erklärt diesen Dualismus aus der Gewissenhaftigkeit des Fürsten: „Er faßte sich gleichsam als eine doppelte Person und gestattete seiner einen Hälfte mehr Initiative des Handelns als der anderen. In jener Kulturpolitik, die er unabhängig von Ministern und Kammern, lediglich kraft seiner persönlichen Autorität und seiner privaten Geldmittel verfolgen konnte, gab er

ganz sich selbst und ging entschieden vor nach der Eingabe seiner eigensten Überzeugung; bei Staatshandlungen hingegen, wo die Kompetenz verschiedener Gewalten in Frage kam — wie eben auch angesichts der Kirche — oder wo es einen Akt der Gesetzgebung galt oder die Übung eines Hoheitsrechtes im engeren Wortsinne, glaubte er als konstitutioneller Fürst vielmehr die verantwortlichen Minister gewähren lassen zu müssen, in welchen er keineswegs immer sich selber wiederfand."

Nun möchte man vielleicht annehmen, hinter der einseitigen Förderung der Wissenschaft sei die Pflege anderer wichtiger Kulturzweige vernachlässigt worden. Nichts von alle dem. Auch das Erbe seines Vaters, Bayern zum Hort der Kunst zu machen, hat er in vollem Umfange angetreten und, wenn auch nach anderen Grundsätzen, redlich verwaltet; nur darf man dabei nicht vergessen, daß neben den Bestrebungen des Sohnes die Kunsttätigkeit des alten Königs ebenbürtig herging. Max II. bewegte sich bei seinem schüchternen Wesen nicht mit derselben Ungebundenheit unter den Künstlern wie sein Vater; aber in der Unterstützung junger aufstrebender Talente sah er eine königliche Pflicht und gegen die Veteranen der Kunst war seine Freigebigkeit unbegrenzt. Reizend ist die Geschichte, wie sich in Wien ein junger Künstler dem König näherte, der ihm in schlichter bürgerlicher Kleidung täglich im Belvedere begegnete, und dessen ernstes Studium der dortigen Kunstwerke ihn mit Bewunderung erfüllte. Er ließ sich mit Maximilian in ein Gespräch ein, und die ästhetischen Anschauungen des Monarchen imponierten ihm so sehr, daß er ihm begeistert die Hand reichte: „Wir müssen Freunde werden." Der König meinte, er schätze sich glücklich, der Freund eines so strebsamen jungen Mannes zu sein; „aber Sie müssen noch vieles lernen". „Bah," versetzte der andere, „laß das Sie beiseite, nenne mich einfach Du, ich heiße Huber." Als Maximilian sich als „Wittelsbach" vorstellte, rief der Künstler, den Namen kenne er nicht, und doch glaube er, eine Kunstzelebrität vor sich zu haben. „In deinem Alter, mein bester Wittelsbach, muß man es schon zu etwas gebracht haben, oder man bringt es nie zu etwas." „Das gebe ich zu," erwiderte der König; „aber die Verhältnisse." — „Ja die Verhältnisse, du meinst das Geld", unterbrach ihn der Maler, „das leidige Geld hat auch bei mir einen Haken. Wenn ich Geld hätte, ich müßte ein Rafael werden." „An Geld fehlt es mir eigentlich nicht," versetzte der König; „aber andere

Dinge übten einen mächtigen Einfluß auf mich, die mich von der Kunst, der ich mit Leib und Seele angehöre, abgezogen; z. B. die Politik." „Bah, wer wird denn Politik treiben," warf Huber ein; „weißt du, Bruder, ich möchte bei dir etwas pumpen." Der gütige Herrscher ging gerne darauf ein und schickte ihm, da er kein Geld bei sich hatte, dreihundert Gulden.

Der historische Sinn des Königs spiegelte sich auch in der Kunst. Seit 1850 bestellte er bei einer Reihe der ersten Künstler eine Anzahl Bilder, die den Grundstock zu einer monumentalen historischen Galerie bilden sollte. Schon 1849 gab er den Auftrag, im Schlosse zu Schleißheim eine Ahnengalerie der Fürsten von Bayern zu errichten; Karl Maria Freiherr v. Aretin arbeitete gleichzeitig mit Johann v. Hefner-Alteneck an einem Werke über die Kunstdenkmale des bayerischen Herrscherhauses. Der Plan eines bayerischen Museums war in dem König gereift im Hinblick auf das Kensington-Museum und das Museum Cluny, und schon bei seinem Tode konnte Döllinger aussprechen: „Wir dürfen Paris nicht um sein Hotel de Cluny beneiden, denn unser Museum ist jetzt schon gehaltvoller und großartiger." Ein besonderer Vorzug der bayerischen Sammlung war die übersichtliche Anordnung. Die Sammlungen wurden jedoch erst nach dem Tode Maximilians seinem Volk zur Ehr und Vorbild in dem Gebäude an der Maximiliansstraße aufgestellt, das seinem ursprünglichen Zwecke als Taubstummeninstitut nicht recht entsprach und das nun als Nationalmuseum adaptiert wurde. Die 29 Säle des mittleren Stockwerks schmücken 148 Fresken aus der bayerischen Geschichte. Die von Max II. angelegte Maximilianstraße, die sehr kostspielige Terrainerwerbungen nötig machte, ist eine Hauptstraße Münchens bis heute geblieben. Vor der monumentalen Ludwigsstraße hat sie den Schmuck gärtnerischer Anlagen voraus, und jenseits der Isar schenkte der König vom Gasteig an flußabwärts den Bewohnern seiner Residenz die an landschaftlichen Reizen und interessanten Baumgruppen reichen Maximiliansanlagen, die flußaufwärts in den Isarauen ihre Fortsetzung finden.

Wo sonst Geröll, wo jäher Sand
Den Gang zur Alpensicht verleidet,
Winkt jetzt ein paradiesisch Land.
Von dem das Herz mit Wehmut scheidet.

Wer das erschaffen aus Gestein,
Wem wir verdanken so viel Blüte,
Muß mit Natur befreundet sein
Und ähnlich ihr, ein Born der Güte.

War die alte Maximiliansbrücke über die Isar der neuen an malerischer Wirkung aus der Ferne überlegen, so ist leider gegen die von Bürklein und Zenetti geschaffenen Bauten in der Maximiliansstraße der Tadel gerechtfertigt, daß sie gegen das Gesetz der Zweckmäßigkeit in der Kunst verstoßen; eine geschlossene und ruhige Gesamtwirkung vermögen sie nicht hervorzubringen. Aber den Spott, mit dem sie verfolgt wurden, verdienen die ernsten architektonischen Bestrebungen des Königs nicht. Seit Jahren beschäftigte ihn der Gedanke, um nicht schon Dagewesenes wiederholen zu müssen, womöglich einen neuen Baustil hervorzurufen. „Die bisherigen Baustile waren freilich nichts absichtlich Gemachtes," schreibt er selbst, „sondern ein natürliches Produkt ihrer Zeit. Da die unserige aber bisher von selbst keinen neuen Stil hervorzubringen imstande gewesen, da wir allenthalben nur ein vergebliches Ringen nach einem solchen erblicken, so fragt sich, ob nicht auf anderem Wege versucht werden solle, dieses Ziel zu erreichen, nämlich auf dem Wege der Reflexion." Auf das Problematische dieses Beginnens versäumte Schelling nicht, seinen Schüler aufmerksam zu machen: „Angenommen, unsere Zeit hätte wirklich einen Charakter und einen, der würdig wäre, architektonisch ausgedrückt zu werden, so würde dieser sich von selbst und ihr bewußt in ihren Bauwerken ausdrücken; dann aber würde es keiner Aufforderung und keines Vorsatzes dazu bedürfen. Gesetzt aber, der Charakter unserer Zeit bestände eben darin, keinen Charakter zu haben, so könnte das ihm entsprechende Gebäude und zwar je treuer es denselben ausdrückte, desto mehr nur ein Bild vollkommener geistiger und moralischer Zerfahrenheit gewähren. Dies wäre allerdings ein neuer Baustil, aber von dem ich keinen Begriff habe." Unter den auf ein Preisausschreiben eingesandten Entwürfen befanden sich auch Zeichnungen des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, worin er versuchte, die Formen bayerischer Gebirgshäuser auf Monumentalbauten zu übertragen. Er ging dabei von der Erwägung aus, der neue Stil müsse sich zum Stil der bayerischen Hochlandshäuser verhalten wie der vollendete griechisch-klassische Stil zu dem des archaistischen Holzbaues der griechischen

Wohnhäuser. Erst in neuester Zeit, seit wir die Anfänge eines neuen in den alten Volkstraditionen wurzelnden viel verheißenden Baustiles haben, kann man die grundlegende Bedeutung dieser Bestrebungen würdigen. In der Konkurrenz trug der Berliner Architekt Stier den Preis davon; aber das Maximilianeum zeigt doch viele Abweichungen von dem ursprünglichen Plan und erst später wurde es infolge einer weiteren Veränderung statt im Spitzbogenstil in Hochrenaissance vollendet. Wie eine mächtige Kulisse bildet diese Akropolis, deren Rampe eine herrliche Aussicht über die Stadt bietet, einen guten Abschluß der Maximiliansstraße, und die Gemälde- und Skulpturensammlung der Anstalt gehört zu den beliebtesten Galerien Münchens.

Bescheidener als diese Hochburg der Wissenschaft sind die Landhäuser des Fürsten auf der Roseninsel im Starnbergersee und in Berchtesgaden gehalten. Das Hoftheater wurde neu hergerichtet, und die Renovierung des Residenztheaters zeigt, daß der König trotz seiner Vorliebe für den neuen Stil auch den historischen Formen gerecht werden konnte. Indem wir auf andere Bauten verzichten, werfen wir nur noch einen Blick auf die Residenz, die außer einem Wintergarten auch ein Gemach erhielt, das für die Sinnesweise seines Bewohners besonders charakteristisch ist: das Sanktuarium. Dieser dreifenstrige, in den kostbarsten Holzarten vertäfelte, mit reichen Stuckornamenten und feinen Mosaiks ausgestattete Raum enthielt W. v. Kaulbachs „Verklärung eines guten Fürsten", die Regententugenden in bildlicher und die großen Männer aller Zeiten in plastischer Darstellung, einen Betschemel und ein Kruzifix.

In diesem Raume gab sich der König der Ruhe und Sammlung hin. Sein Erzieher Hohenhausen hatte einst mit dem Knaben an jedem Abend eine Art Selbstprüfung abgehalten, indem sein Zögling über Lob und Tadel der Lehrer Rechenschaft ablegen mußte. Diese Art Gewissensforschung war ihm auch noch als Mann heilig; schon als Kronprinz führte er Tagebücher in Chiffren, um sich selbst zu prüfen; täglich schrieb er auf ein Blatt diejenigen Tugenden, deren Übung er sich für den Augenblick zur besonderen Aufgabe machte: Beherrsche jegliche Selbstsucht, hüte dich vor Hochmut, übe Großmut, verzeih deinen Feinden, unterwirf dich ganz und gar dem Willen Gottes u. a. Am Abend legte er dann darüber Rechenschaft vor sich ab. Zweimal jährlich beichtete er, und den Gottesdienst versäumte er auch auf der Jagd nicht. Er war ein

treuer Sohn seiner Kirche, zu deren Lehren er, nachdem er als Jüngling in Berlin einen tiefen Eindruck von dem protestantischen Geistesleben erhalten hatte, in schweren Kämpfen sich wieder hindurchrang. Wiederholt kam er auf den Gedanken zurück, ob sich nicht durch eine freiere Verfassung der katholischen Kirche eine Vereinigung mit der evangelischen herbeiführen ließe. Darum hielt er auch den durch die Verfassung gewährleisteten Grundsatz der Gleichberechtigung der christlichen Hauptkonfessionen so gerecht und vollständig aufrecht, daß die evangelische Kirche sich vollkommen frei in seinem Lande entwickeln konnte, und seine Toleranz machte auch vor den Juden nicht Halt, deren politische Emanzipation in seine Regierung fällt. Den Jesuiten erlaubte er die Rückkehr nach Bayern nicht. Nach Art der Oratorianer gedachte er ein Kolleg für Priester zu gründen, welche in freier, den Wiederaustritt nicht verhindernder Verbindung unter einem Oberen lebend sich ganz der Theologie und dem Studium der mit ihr verwandten Wissenschaften widmen sollten.

So fest Max II. auch von den Wahrheiten der Offenbarungsreligion durchdrungen war, so deutlich hielt er sich auch die Errungenschaften der weltlichen Wissenschaft vor Augen, und ringend zwischen Glauben und Wissen, glaubte er in der Philosophie Schellings die erhabene Mittlerin zwischen beiden zu erkennen. Für die Modephilosophie der Gegenwart wird vielleicht schon eine nicht zu ferne Zukunft ebensowenig Anerkennung übrig haben, wie die jetzt Lebenden für den Lehrer Maximilians, der als treuer Schüler die Einwände gegen das System seines Meisters nicht gelten lassen wollte; allein wenn schon Schelling der strammen wissenschaftlichen Zucht des Denkens entbehrte und sein starkes Selbstbewußtsein auch gegenüber dem König manchmal nicht verleugnen konnte, so war er doch eine vielseitig veranlagte Natur von glänzender Begabung, und an den Verdiensten des Fürsten um die Wissenschaft gebührt auch ihm ein guter Anteil. Durch die Beschäftigung mit der Philosophie Schellings wurde der König auf jene hohe Warte geführt, deren Fernsicht einem mit Spezialstudien beschäftigten Gelehrten sich heute so leicht nicht mehr erschließt; aber die ideale Universalität seines Geistes hinderte ihn nicht, auch in die Tiefe zu dringen. Riehl sagt, er habe niemand gekannt, der gleich ehrlich Lücken seines Wissens und die Mühsal seiner Erkenntnis eingestanden habe. Max war kein schöpferischer Geist, sondern ein rezeptives Talent. Aber er wurde nie müde zu fragen, und um sich Klarheit zu verschaffen,

forschte er immer wieder nach der „Quintessenz“ einer Sache. Zu seinem Hausgebrauch bestellte er sich Bücher über Gegenstände, die ihn besonders interessierten, ließ er in Form von Dispositionen Tabellen und kartographische Darstellungen anlegen. Die Philosophiehefte Schellings, die er noch während der Vorträge sorgfältig aufzeichnen ließ, begleiteten ihn „von Deutschland nach dem südlichen Kap Matapan, bis nach dem nördlichen Kiel und von da nach den heimischen Alpen“. Das Erscheinen einer Schrift Rankes war für ihn ein Ereignis. „Nicht bloß gelesen, studiert habe ich Ihre Geschichte im Reformationszeitalter“, schreibt er als Kronprinz; des Meisters französische Geschichte nahm er mit auf den Gemsstand und in die schönsten Punkte des Gebirges. „Wäre ich nicht in einer Königswiege geboren, so wäre ich am liebsten Professor geworden“, sagte er zu Bluntschli, und ein andermal meinte er, wenn ihm nicht der höchste Beruf durch Geburt zugefallen wäre, würde ihn seine besondere Neigung bewogen haben, sich vorzugsweise mit historischen Arbeiten zu beschäftigen. Liebig, der in den letzten Jahren vor andern gewürdigt wurde, mit ihm zu lernen, fand in ihm einen warmen Freund der Wissenschaften „nicht wie ein Monarch, der ihnen als äußeren Schmuck seines Thrones seine Gunst zuwendet; sondern er liebte sie, weil sie ein Bedürfnis seines Geistes waren. Die Beschäftigung mit den Wissenschaften gehörte zu seinen unentbehrlichsten Lebensgenüssen, zu ihr flüchtete sich sein Geist, wenn er erregt und ermüdet war von Kämpfen und Störungen des äußeren Lebens.“

Wenn schon als Regentenpflicht Max persönlich die Erwerbung einer möglichst universellen Bildung unerläßlich schien, so wollte er doch noch vielmehr durch die Pflege der Wissenschaften seine Bayern aufrütteln, wissenschaftlichen Geist in ihnen wecken und sie zur Mitarbeit auf einem Felde anspornen, von dessen Früchten er eine heilsame Nachwirkung für alle Gebiete der menschlichen Tätigkeit erwartete. Darum sah er sich nach Männern um, die fähig wären, einen festen Kristallisationskern zu bilden, an welchen sich ähnliche jüngere Kräfte anschließen und hierdurch die Bildung einer historischen Schule ermöglichen könnten. Als er 1853 Ranke für die Universität München gewinnen wollte, war ihm der Hauptzweck dabei die Verpflanzung der neueren historischen Richtung in der Wissenschaft und die Begründung einer historischen Schule in Bayern, so wie sie bereits in Norddeutschland bestand. „Es soll mit Ihrer Berufung,

schreibt er, das Prinzip der freien historischen Forschung und Lehre für Bayern in neues Leben treten, die Geschichte nicht aus dem Standpunkte der Parteiungen, sondern aus jenem höheren objektiven der Wissenschaft behandelt werden. Zu diesem Behufe würde ich auch seinerzeit bei der Besetzung der historischen Fächer an den Universitäten und Schulen Bayerns auf Ihre Ratschläge das größte Gewicht legen. . . . Es handelt sich darum, das Übergewicht faktiöser Strebungen zu entfernen und dazu bedarf ich Männer, welche neben der Autorität ihres Namens die erforderliche Frische des Talentes und der Kräfte für einen nachhaltigen Zweck besitzen." Und an Schelling schreibt er 1854: „Möchte es mir doch gelingen, die wahre echte Wissenschaft so heimisch hier zu machen wie die Kunst, könnte man sie nur so an Grund und Boden fesseln wie die tief fundamentierten Baudenkmale, die nicht davongetragen werden können." Der Heranziehung jüngerer Gelehrter dienten die neugegründeten Seminare an den Universitäten; zur Anerkennung für ausgezeichnete Verdienste wurde der Maximiliansorden gestiftet. Die Maximiliansmedaille wurde zugleich mit einem namhaften Geldpreis jährlich für die vier besten Arbeiten auf dem Gebiete der Staatswissenschaften, Geschichte, Philologie und Naturkunde verteilt. Die Akademie, der Abel das Wahlrecht in die einzelnen Klassen beschränkt hatte, erhielt ihre Selbstverwaltung in vollem Umfange zurück und wurde durch besondere Kommissionen auf einen weiteren Wirkungskreis gewiesen. Die Universitäten suchte Maximilian durch Berufung ausgezeichneter Gelehrter und Errichtung wissenschaftlicher Institute zu heben. „Der Pflege der Wissenschaft auf hiesiger Hochschule wende ich alle meine Sorgfalt zu, meint er mit Bezug auf München 1852; tüchtige Männer gewann ich bereits, hoffe noch andere auch in den mehr geistigen Fächern zu gewinnen." In Erlangen bekleidete er selbst die Rektorswürde und bei dem Feste der fünfzigjährigen Zugehörigkeit der Stadt zu Bayern begrüßte die königliche Magnifizenz die Studenten als „ihre jungen Freunde, welche die Hoffnung des Vaterlandes sind."

Die Bestrebungen des Königs, die von einer entschieden enzyklopädischen Richtung ausgingen, führten allmählich von selbst zu einer Förderung der gelehrten Spezialstudien. Ein hohes Verdienst war es, daß er frühzeitig die hohe Bedeutung der Naturwissenschaften erkannte. Unter seiner Regierung wurde in München das physiologische Institut und die

Justus von Liebig.
Gemälde von W. Trautschold.

Max von Pettenkofer.
Gemälde von F. A. von Kaulbach.

paläontologische Sammlung gegründet, die brasilianische wurde zur ethnographischen erweitert; für Liebig wurde das chemische Laboratorium gebaut und die Anatomie wurde vergrößert. Eine naturwissenschaftlich-technische Kommission sollte dafür Sorge tragen, daß auch auf dem Gebiete der Technik methodische Forschung und Kritik Platz greife. Unter den Männern, welche mit den Mitteln dieser Kommission arbeiteten, ist am populärsten Pettenkofer geworden, der damals seine Untersuchungen über den Luftwechsel in Wohngebäuden, über Holzgas u. s. w. veröffentlichte und einen höchst sinnreichen Respirationsapparat konstruierte. Aber auch die Werke der Seidel, Fuchs, Knapp u. a. sind heute noch in Fachkreisen geschätzt. Gümbel verfaßte im Auftrag des König die geognostische Beschreibung des bayerischen Alpengebietes und der Botaniker Sandner untersuchte die Vegetationsverhältnisse des bayerischen Waldes und Südbayerns. In alle Weltteile gingen auf des Königs Geheiß Männer zu wissenschaftlichen Forschungsreisen. Die deutsche Schiffahrtskunde wurde zuerst von dem Herrscher des süddeutschen Binnenstaates unterstützt, und der physikalischen Geographie floß reiches Material zu. Der Pfälzer Neumayr, der als Admiralitätsrat und Leiter der Hamburger Seewarte später zu hohen Ehren gelangte, gab auf seiner ersten wissenschaftlichen Reise den Macdonald-Inseln, die er für noch unentdeckt hielt, seinem Gönner zu Ehren den Namen „König-Max-Inseln“.

Der persönlichen Neigung des Königs entsprach aber am meisten die Geschichte. Bereits 1855 hatte er eine bayerische Kommission ins Leben gerufen, der Rudhart, Föringer, C. Hofmann, Muffat, von Spruner und Wittmann angehörten, zur Veröffentlichung noch ungedruckter Quellenschriften. Unter Rankes Leitung traten im Herbst 1859 Historiker aus allen Teilen Deutschlands erstmals zu den Beratungen der „historischen Kommission“ zusammen, die alljährlich 15000 Gulden erhielt; aber schon bei ihrer ersten Tagung wurden ihr noch weitere 25000 Gulden überwiesen. Diese gelehrte Vereinigung, deren Arbeiten durch die Munifizenz ihres hohen Stifters allein bezahlt wurden, trat den älteren Monumenta Germaniae, zu denen damals der Bund beitrug, wie heute noch das Reich und Österreich, würdig zur Seite. Sie ist von hoher nationaler Bedeutung geworden, indem sie 1866 das einzige Band zwischen Nord- und Süddeutschland darstellte; sie bildet eine ausgezeichnete Schule für jüngere

Historiker und ihre Arbeiten gelten heute nicht nur in Fachkreisen für unentbehrlich. Die Städtechroniken, von Hegel begründet, die Reichstagsakten, die Jahrbücher des Deutschen Reiches, die Rezesse der Hansa, die historischen Lieder der Deutschen, die Korrespondenzen der Fürsten des wittelsbachischen Hauses, die allgemeine deutsche Biographie, die Geschichte der deutschen Wissenschaften, deren Plan der König selbst aufstellte, sie alle beweisen, daß es dem Fürsten nicht um dynastische oder partikularistische Bestrebungen zu tun war. Alle die Kommissionen, die später nach ihrem Vorbild in anderen Staaten gegründet wurden, ruhen auf viel engherzigeren Gesichtspunkten, die von dieser Kommission herausgegebenen Forschungen zur deutschen Geschichte waren dem Range nach die erste historische Fachzeitschrift ihrer Zeit. Daneben entstanden die rechtshistorischen Arbeiten Rockingers, die kirchengeschichtlichen Beiträge Döllingers, zur Pflege der Biographie wurden Preisausschreiben erlassen und der bayerische Plutarch gegründet. Die „Bavaria“ war für die spezielle Landes- und Volkskunde bahnbrechend. Mit Ranke erörterte der König auch den Plan einer Akademie für deutsche Sprache und Literatur, aber bescheiden lehnte er es ab, sie nach München zu verlegen; er meinte vielmehr, der Sitz müsse zwischen München, Berlin und Wien wechseln.

Überblickt man das gesamte wissenschaftliche Leben in Bayern unter der Regierung Maximilians, so wird man gern in das Lob einstimmen, das Sybel dem Monarchen anläßlich der Feier der 25jährigen Wirksamkeit der historischen Kommission spendet: „Ja es waren gute Tage, in denen wir unter der Leitung unseres geliebten Altmeisters im Sonnenschein fast unbegrenzter Hoffnungen die Keime zu so vielen fruchtbaren Schöpfungen pflanzen durften. Gesegnet sei das Andenken des huldreichen Fürsten, dessen ideale Gesinnung uns den Boden dafür bereitete und schirmte, der ein strenger und sparsamer Haushalter, für jedes geistige Streben reiche Mittel bereit hielt, und während er sich selbst niemals genug tat, jedes Wirken der durch ihn vereinten Arbeiter mit dem Ausdrucke dankbaren Wohlwollens belohnte, und dadurch zu immer gesteigerter Regsamkeit anspornte.“ Die Mittel, die der König für ideale Aufgaben verwandte, wären ohne die größte Sparsamkeit im Privatleben ihm nicht zu Gebote gestanden, gab er doch in dem einen Jahre 1857 mehr als 90000 Gulden für wissenschaftliche Arbeiten aus und noch in seinem Testamente bestimmte er 250000 Gulden für den gleichen Zweck. Die geeigneten Arbeitskräfte

gewann er naturgemäß nicht alle aus dem Lande, sondern auch vielfach durch Berufung aus dem Ausland. Man hat darum von einer Verdrängung der heimischen Katholiken gesprochen, das heimische Geistesleben sei unterdrückt und ein fremdes verderbliches an seine Stelle gesetzt worden; die Hegung dieser Fremden sei eine Charakterlosigkeit gewesen. Das angesehenste Organ der Opposition waren die historisch-politischen Blätter; weniger geschmackvoll spottet über die Fremden der Nordlichtkalender in einem Gebete mit dem Schluß: „Erlöse uns von dem Sybel", und eine Flugschrift nennt einen Gelehrten von Weltruf „einen gewässerten Juden", „der unseren Schlafkappen von der Hortsucherei etwas vorbleameln und unser guts Landl verpreußen und verkosakeln möcht, der Lali". Wenn ein anderes Elaborat dieser Gattung sich zu den Sätzen versteigt: „Die Gedichte des Lord Byron gelten in England für so anstößig, daß keine Jungfrau sie lesen kann, ohne ihrem Rufe zu schaden. Schiller und Goethe haben Ärgeres geschrieben und unsere Frauen und Fräulein schämen sich solcher Lesung nicht. Der erste Schillerverein wurde in Anregung gebracht durch Blum, der 1848 erschossen wurde. . . . Es ist eine Verirrung, die Bewunderung eines gelungenen Kunstwerkes auf den Meister zu übertragen", so müssen sich die Vertreter solcher Anschauungen den Vorwurf absoluter Kulturfeindlichkeit gefallen lassen. Es handelte sich durchaus nicht um einen „exodus illuminatischer Gelehrsamkeit nach den bayerischen Grenzen". Die Anstellung des katholischen Historikers K. A. Cornelius galt als Kompensation für die Berufung Sybels; wenn unter den Fremden auch Anhänger einer materialistischen Weltanschauung waren, so befanden sich unter ihnen doch auch entschiedene Gegner einer solchen. Die Münchener Hochschule zählte im Jahre 1857 unter 58 Professoren nur 13 Protestanten. Davon waren 4 seit 1852 berufen; daneben aber waren 6 Katholiken in den Lehrkörper getreten und 4 katholische Privatdozenten bezw. Honorarprofessoren zum Professor ernannt. Dagegen waren in der protestantischen Universität Erlangen, abgesehen von der theologischen Fakultät, unter 31 Professoren 8 Katholiken. Nicht das Bekenntnis, sondern die Tüchtigkeit entschied, und wenn von den Fremden 3 aus Franken, 5 aus der Schweiz, Hessen-Darmstadt, Nassau und Baden, 6 aus dem Norden kamen, darunter die Dichter Bodenstedt, Geibel, Heyse, so wurden darum die heimischen Gelehrten, unter denen nur Sepp und Ringseis für ultramontan galten, nicht verkümmert.

Den König selbst trafen die Angriffe auf seine Lieblinge, die er wöchentlich um sich zu versammeln pflegte, aufs tiefste. Seit dem Anfang der 50er Jahre pflegte er zu Billard und Souper in den grünen Zimmern der Residenz, im Sommer auch in Nymphenburg Männer der verschiedensten Berufskreise um sich zu sammeln in zwangloser Unterhaltung. In diesen „Symposien“ überwog anfangs das dichterische Element. Da trafen sich Heyse, Schack, Bodenstedt, Kobell, Pocci und Thiersch; letzterer hielt auch der Königin Vorträge. Max II., der selbst reizende Gedichte verfaßte, vor deren Veröffentlichung ihn nur die freimütige Kritik Geibels abhielt, brachte auch der Poesie die wärmste Teilnahme entgegen. Die Seele der Zusammenkünfte war Dönniges, Diplomat, Gelehrter und Poet. Dann erweiterte sich der Kreis; es kamen der Chemiker Liebig, der Staatsrechtslehrer Bluntschli, der Leibarzt von Gietl, der Historiker von Sybel, der Ästhetiker Carriere, der Kulturhistoriker Riehl, der spätere Reichsarchivdirektor Löher, die Generale von der Tann und von Spruner, der Jurist Hofrat Dollmann. Gelegentlich wurden eingeladen, die Professoren von Lassaulx, Pözl, Pettenkofer, von Ringseis, Bibliothekar Föringer, der Leiter des Hoftheaters Dingelstedt, die Maler Kaulbach, Piloty und andere. Von fürstlichen Gästen wären zu nennen der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und Fürst Pückler-Muskau, der diese Abendgesellschaften eine angemessene Veredelung des weiland Potsdamer Tabakskollegiums nennt. Trotz vollster Zwangslosigkeit im Verkehr wußte der König jede Günstlingswirtschaft hier fern zu halten; eine bestimmte Geschäftsordnung bestand für jeden Abend und oft wurden, ohne daß alle Gäste es merkten, hier im stillen weittragende wissenschaftliche Unternehmungen ins Leben gerufen.

Durch die Fremden wurde auch abseits vom Hofe in die Münchener Gesellschaft reges Leben gebracht. Wer die anziehenden Schilderungen jener Geselligkeit, etwa von Max Haushofer oder Luise von Kobell, kennt, wird zugeben, daß diese Kreise so manchen unserer modernen geisttötenden Veranstaltungen überlegen waren. Die Geselligkeit galt nicht als ausschließlicher Selbstzweck, sondern Männern ernster Arbeit als eine angenehme Erholung. Leute, wie wir sie heute manchmal treffen, die ihren ganzen Tatendrang und ihr Bedürfnis nach Anerkennung ausschließlich im Salon befriedigen, hätten bei aller Gastlichkeit bei dem jour fixe bei Dönniges am Montag, in den Freitagsgesellschaften bei Liebig, oder bei

den Sonntagsunterhaltungen bei Kaulbachs kaum dauernde Aufnahme gefunden. Da saß Rubinstein am Klavier; die Heyse, Schack, Geibel, Hebbel, Redwitz, Lingg trugen eigene Dichtungen vor, oder ein bedeutender Schauspieler rezitierte sie; dazwischen bewährte sich Franz von Kobell als „Äschylus der Schnadahüpfeln", Bluntschli gab Silbenrätsel auf, oder der junge Völderndorff erging sich in schelmischen Neckereien gegen die jungen Damen, deren Witz wir aus den harmlosen Plaudereien eines alten Müncheners heute noch ahnen können. Auch die Künstlerfeste waren keine Maskeraden mit viel Schminke und wenig Geist, sondern man glaubte längst vergangene Menschen und Tage wieder erstehen zu sehen. Diese heitere Geselligkeit wurde im Jahre 1854 jäh gestört. Am 15. Juli 1854 hatte der König die allgemeine deutsche Industrieausstellung im Glaspalaste eröffnet, dessen Pforten sich damals zuerst auftaten. Von allen Seiten waren fremde Besucher herbeigeströmt, da forderte am 29. Juli die Cholera ihr erstes Opfer in München; ihr letztes und edelstes war Königin Therese am 26. Oktober. Durch die Entlassung von Dingelstedt 1857, die Übersiedelung von Dönniges nach Turin als Gesandter, die Berufung Sybels nach Bonn und Bluntschlis nach Heidelberg wurden weitere Lücken in die Reihen des geselligen Lebens der Münchener Fremdenkolonie gerissen, und auch die Abendgesellschaften bei Hofe hörten 1859 auf.

Die Verdienste Maximilians um die Wissenschaft sind so rein persönlicher Natur, daß wir an diesem Orte uns wohl über seine Persönlichkeit aussprechen dürfen. Schubert fand 1827 in dem damaligen Kronprinzen einen prächtigen Jüngling mit einem Gesicht voll lebendiger Beweglichkeit, ein paar Augen, die verständig und vielversprechend in seine große Zukunft hineinblicken. „Der königliche Jüngling", meint er ein andermal, „würde auch in jedem andern Stande seiner Geburt eine Lust und Freude des Lehrers sein. Das ist ein lichtsuchender Geist, der bald seinen Weg über die Wolken finden wird und welcher dabei auch äußerlich mit reichen Gaben geziert ist, welche Liebe gewinnen und festhalten." Auch als Mann war Maximilian eine schöne, stattliche Erscheinung. Sein bloßes Gesicht mit auffallend feinen Zügen und vornehmem Gesichtsausdruck erinnert etwas an König Max I. Die ungewöhnlich hohe Stirn ließ der zurücktretende Haarwuchs noch größer erscheinen. Unter den regelmäßigen Brauen saßen helle, blaue, durchsichtige Augen, und den graziösen

Mund beschattete eine mächtig gebogene Nase. Die Schüchternheit seines Wesens war vielleicht durch seine Kurzsichtigkeit bedingt; seine Haltung war etwas steif; nur in ganz intimem Verkehr, zu Pferd oder beim Tanz, ließ er sich mehr gehen. Eine edle Fürstengestalt durch und durch, verstand er zu repräsentieren wie kein anderer; aber rauschenden Festen ging er am liebsten aus dem Weg. Die vorherrschenden Züge seines Wesens waren eine rege Phantasie und strenge Gewissenhaftigkeit. Bewundernswert ist, was er geleistet hat, obwohl ihm keine feste Gesundheit beschieden war; ein hartnäckiges Kopfleiden nahm ihm die besten Stunden des Tages und machte ihm oft anhaltende Anstrengung unmöglich. Daher kam auch manchmal seine Unentschiedenheit im Handeln und seine leichte Reizbarkeit. Aber mit fürstlichem Anstand und Zartgefühl wußte er den Gekränkten wieder zu versöhnen. Seine anmutige Leutseligkeit und teilnehmende Güte wurde jedem ohne Unterschied zuteil. Einer Gärtnersfrau, bei der er sich nach den Preisen der Lebensmittel erkundigte, sagte er: „Meine Frau, wenn es auf mich ankäme, so müßte es wieder so werden und die ärmste Familie jeden Tag ihr gutes Stück Fleisch auf dem Tisch haben." Einem alten Weiblein hob er selbst die entsunkenen Krücken wieder auf; damit seine Gäste sich im Rauchen nicht genierten, steckte er sich selbst, wiewohl kein Freund von Tabak, eine Zigarre an.

In der Unterhaltung war er sehr lebhaft; oft sprach er gleichzeitig englisch, französisch, neugriechisch und italienisch. Seine Lieblingsklassiker waren Shakespeare, Schiller und Goethe; gerne las er Marc Aurels Selbstbetrachtungen; von Schelling ließ er sich Pascals Gedanken, Leibnizens Theodicee, Platos Phaidrus und die Politik von Aristoteles empfehlen. Bezeichnend für sein ganzes Wesen ist seine Vorliebe für eine „Kallibiotik". Rührend ist des Königs Dankbarkeit und Freundestreue. Seinem früheren Sekretär von Wendland las er stundenlang am Krankenbett vor. Als Schelling nach Berlin berufen wurde, schrieb er ihm: „Was haben wir getan, um dieses zu verdienen?" Bei der Lektüre von Schellings Briefen stellte er sich gerne vor das Bild oder die Büste des Gelehrten. Zum Zeichen, daß er auch in der Ferne mit Liebe seiner gedenke, sandte er ihm ein Sonett bei Betrachtung der Schule Athens von Rafael in Rom. Nach seinem Tode ließ er ihm ein Denkmal in Ragatz und in München errichten. In seinem Privatleben hielt der König auf die peinlichste Ord-

König Maximilian II.
Nach einer photographischen Aufnahme von Franz Hanfstaengl.

nung. Früh zwischen 5 und 6 Uhr erhob er sich, gegen 10 Uhr pflegte er zu Bette zu gehen. Die Hofhaltung war sparsam und einfach. Seine Söhne ließ er wie die Kinder von Bürgern erziehen; die Erzieher durften sie nicht als Königliche Hoheit anreden. Sein Familienleben war ein durchaus herzliches. Königin Marie war sehr klein von Gestalt, aber zumal in der Jugend sehr zierlich. Ihre Herzensgüte, edle Einfachheit und der weiche Klang ihrer melodischen Stimme bezauberte jeden, der in ihre Nähe kam. „Die Königin ist die Einfachheit und Lieblichkeit selbst", schreibt Ranke an seine Gemahlin; „sie wandert mit Leidenschaft auf die Berge und dieser ihrer Gewohnheit hat sie die vortreffliche Gesundheit zu verdanken, deren sie sich erfreut. Sie sucht dem König seine Wünsche an den Augen abzusehen." 1854 bestieg sie den Watzmann, später den Untersberg. Mit ihrem Gemahl teilte sie die Liebe zu den Bergen, die Freude an der freien Natur. Gerne besuchte sie die Mädchen im Max Josephsstift, mit denen sie wie eine Freundin sich unterhielt. Aber mit derselben Natürlichkeit bewegte sich die Heldenmütige 1866 und 1870 in den Spitälern oder in dem von ihr geleiteten Frauenverein. Dem Religionsunterricht ihrer Söhne wohnte sie gerne bei. Ihr Glaube allein hielt später die stille, sanfte Dulderin aufrecht, als das Schwerste über sie hereinbrach, was eine Mutter treffen kann.

Für die edle Sinnesart ihres Gemahls, von dem später die Kammer in einer Adresse an König Ludwig II. sagte, er habe die Verfassung noch in ein höheres Verhältnis zur Humanität gebracht, legt auch sein letzter Wille Zeugnis ab, von dem ich hier zwei Stellen anführe: „Ich sage allen, die mir Anhänglichkeit, Liebe und Treue bewiesen haben, meinen innigsten, wärmsten Dank; ich vergebe vom Grund meiner Seele allen denjenigen, bei welchen dieses nicht der Fall war, die mich wissentlich oder unwissentlich gekränkt. Mögen aber auch alle mir vergeben, die sich über mich zu beklagen haben, ich bitte sie von Herzen um Verzeihung.... Mein ernstes, eifriges Streben ist es (das Testament ist 1851 niedergeschrieben) und wird es immer sein, meines Landes materielle und geistige Wohlfahrt nach allen Kräften zu fördern und ihm denjenigen Rang unter den Nationen einzuräumen, auf welchen es durch seine Stellung und seine alte, ruhmvolle Geschichte Anspruch hat. Meine Liebe zu ihm wird mein Leben überdauern. Für mein Volk werde ich wirken und beten, solange ich zu wirken und beten vermag."

Achtes Kapitel.

Ludwig II. und die deutsche Frage.

„Wohl haben Sie recht, daß man mehr über die Einheit Deutschlands geredet, als seine Eintracht befördert hat," schrieb Max II. an Ranke nach der Geburt seines ersten Sohnes. „So Gott will, soll mein Kleiner meine Gesinnungen in dieser Beziehung erben, ein neues Band derselben werden." Ludwig II. hat die Erwartungen seines Vaters in glänzender Weise erfüllen dürfen, und kein Geringerer als Bismarck hat ihm nachher das Zeugnis ausgestellt, er habe jederzeit von ihm den Eindruck eines geschäftlich klaren Regenten von national deutscher Gesinnung gehabt, wenn auch mit vorwiegender Sorge für die Erhaltung des föderativen Prinzips der Reichsverfassung und der verfassungsmäßigen Privilegien seines Landes. „Meines geliebten Bayernvolkes Wohlfahrt und Deutschlands Größe seien die Zielpunkte meines Strebens," bekannte der achtzehnjährige Herrscher, als er den vorgeschriebenen Eid auf die Verfassung vor den Ministern ablegte. Freilich konnte der kaum der Schule Entwachsene, der eben die Universität beziehen sollte, als ihn ein unerbittliches Geschick auf den Thron berief, zunächst nur die bescheidene Bitte an seine Räte hinzufügen: Unterstützen Sie Mich alle in Meinen inhaltsschweren Pflichten. Und wie weit gingen die Ziele aller am politischen Leben Anteil nehmenden Personen, der berufenen und der nicht berufenen, damals noch auseinander. Wir unterscheiden heute Groß- und Kleindeutsche in jener Zeit. Aber da waren die einen großdeutsch aus Ultramontanismus, andere aus Partikularismus, Reaktionsgeist, aus Vorliebe für Österreich, aus Haß gegen Preußen; wieder andere hielten das Fortbestehen der ganzen Nation für gefährdet, wenn Österreich von Deutschland abgetrennt würde. „Wie

König Ludwig II. (um 1864).
Nach einer Aufnahme von Joseph Albert.

sehnlich wir eine bessere Verfassung für Gesamtdeutschland wünschen, wie bereit wir auch sein mögen, jedes billige und vernünftige Opfer für die Ermöglichung dieses Zieles zu bringen", sprach Döllinger nach dem Tode Max II., „das wird man uns nicht zumuten, daß wir unser Bestes und Eigenstes dafür hingeben sollen, unsere Freiheit und Selbständigkeit, unsere nationale Eigentümlichkeit. Wir wollen Deutsche sein und ein lebendiges, kräftiges Glied des deutschen Staatenkörpers, aber damit dieses Glied lebendig und gesund sei und bleibe, muß es auch bayrisch, das heißt das sein dürfen, wozu Gott und unser Boden, unsere Abkunft und unsere Geschichte uns gemacht hat. Es wäre nicht weise, sichere Güter und Besitztümer zu gefährden oder preiszugeben für das ungewisse Gute einer ungeschichtlichen, theoretisch konstruierten Reichseinheit, von der es zweifelhaft ist, ob sie überhaupt jetzt noch erreichbar sei, und nicht minder zweifelhaft, ob sie, wenn erreicht, nicht als ein Unsegen für die deutsche Nation sich erweisen würde. Hörten wir auf, Bayern zu sein, so würden wir auch aufhören, echte und tüchtige Deutsche zu sein. Wir würden als Volk zu einem faden Salze werden."

Eine bestimmte Richtung war der bayerischen Politik durch das Verhalten des verstorbenen Königs in der Frage um Schleswig-Holstein gewiesen. Ludwig hielt denn auch, wie sein Vater, an den Rechten des Augustenburgers fest. Aber der Minister Schrenk mußte nach den Erfolgen der preußischen Waffen im Krieg gegen Dänemark dem preußischen Gesandten v. Arnim selbst gestehen, die Annexion der Herzogtümer könne für Deutschland nur nützlich sein, wenn sie sich auch mit dem Recht nicht vertrage. Herr von Bismarck habe einmal gesagt, Preußens Leib sei zu dünn für seine Rüstung; so vermute alle Welt, der Leib solle jetzt korpulenter werden. Auch in der Zollvereinskrisis war Schrenk schließlich zur Nachgiebigkeit entschlossen, indem er nur den Termin der Verträge um 14 Tage verschoben wissen wollte. Mit Härte ließ ihn Ludwig nach der Einreichung seines Abschiedsgesuches in Berlin noch den Beitritt zum Zollverein unterzeichnen und gab ihm erst am 5. Oktober 1864 seinen Abschied. Nachdem Staatsrat von Neumayer eine Zeitlang interimistisch die Geschäfte geführt hatte, wurde — aus Verlegenheit — am 4. Dezember wiederum Pfordten an die Spitze des Ministeriums berufen. Er suchte vor allem beim Bunde die Verhandlungen über Holstein wieder in

Fluß zu bringen. In scharfem Tone antwortete er auf eine herbe Kritik, die der preußische Ministerpräsident an dem ablehnenden Votum Bayerns gegen den Antrag der Großmächte, die Exekutionstruppen aus Holstein und Lauenburg zurückzurufen, geübt hatte. Am 27. März 1865 stellte Bayern im Verein mit Sachsen und dem Großherzogtum Hessen den Antrag, die Bundesversammlung möge die Erwartung aussprechen, es werde den Regierungen von Österreich und Preußen gefallen, dem Erbprinzen das Herzogtum Holstein in eigene Verwaltung nunmehr zu übergeben. Bismarck ließ natürlich seine Bereitwilligkeit aussprechen, die Frage der schleswig-holsteinischen Militärhoheit der Beratung des Bundestags zu unterbreiten: in Salzburg gestand ihm der bayerische Kollege am 23. Juli selbst, daß es für Preußen unmöglich sei, den Augustenburger anzuerkennen nach seinem usurpatorischen Benehmen. Auch vom König Wilhelm wurde Pfordten damals empfangen. Die Vermittlung des bayerischen Ministers hat Herzog Friedrich nachher freilich selbst abgeschlagen. In Salzburg gewann Pfordten auch die Gewißheit, daß Preußen im Notfall zum Krieg gegen Österreich entschlossen sei; allein noch im März 1866 hielt er Österreich politisch, militärisch und finanziell für unfähig, einen Krieg zu führen. Er glaubte, es wolle nur die Mittelstaaten vorschieben, um sie im letzten Augenblick im Stich zu lassen und sich dann auf ihre Kosten zu verständigen. Noch einmal einigten sich die Großmächte, indem sie in dem Gasteiner Vertrag, der am 15. September 1865 in Kraft treten sollte, eine geographische Teilung der gemeinsamen Herrschaft über die Herzogtümer vornahmen. Pfordten sah in dem Abkommen einen Triumph Preußens, der ihn der Sorge für den Augustenburger enthob. Die Erbitterung der Mittelstaaten richtete sich vielmehr gegen Österreich, das sie in ihren Bemühungen treulos verlassen hatte.

Nun kamen Tage, in denen man ein einmütiges Zusammengehen von Preußen und Bayern erhoffen konnte. Wie im Vorjahr besuchte König Wilhelm nach dem Aufenthalt in Gastein den bayerischen Herrscher in Hohenschwangau und beging mit ihm die Feier seines Geburtstages. Ludwig erkannte aus eigener Initiative den König Viktor Emanuel von Italien an, was bei den engen Beziehungen des wittelsbachischen und habsburgischen Hauses viel heißen wollte. Man kann nicht sagen, daß Pfordten die Bedeutung Bismarcks damals nicht erkannt habe. „Er ist der

verkörperte preußische Staatsgedanke", sagte er einmal; „er ist kein prinzipieller Gegner Österreichs, im Gegenteil, er möchte mit diesem gehen, aber stets unter der Bedingung, daß es einer berechtigten preußischen Politik nicht immer Hindernisse bereite: dieser Gedanke ist ein durchaus deutscher, und eben deshalb setze ich Vertrauen in den Mann, welcher sein hauptsächlichster Vertreter ist." Ein andermal meinte er, er würde gleich auf die Seite Preußens treten, wenn das Fundament seiner Erörterungen nach seiner Ansicht ein richtiges wäre; aber zugeben müsse er, daß die Berliner Regierung Österreich gegenüber konsequent sei, während das Wiener Kabinett hin und her schwanke.

Es war verhängnisvoll, daß Pfordten die Unterredung mit Bismarck in Salzburg als eine Aufforderung zur Vermittlung zwischen den großen Staaten auffaßte, wie sie seinem Ehrgeiz schmeichelte, während er andererseits aus Mißtrauen gegen Österreich nicht auf Beusts Vorschlag einging, mit einem populären Plan zur Bundesreform Preußen zuvorzukommen. So konnte Bismarck die Maschen des Netzes immer enger ziehen, in dem er Österreich gefangen nehmen wollte, und um die öffentliche Meinung in Deutschland für Preußen zu gewinnen, beim Bundestag einen Antrag zur Änderung der Verfassung einbringen; indem er zu diesem Zwecke als ausgleichende und treibende Kraft des nationalen Willens eine aus allen Teilen Deutschlands auf Grund des allgemeinen Wahlrechts zusammenberufene Versammlung vorschlug, ließ er sich von der Beobachtung leiten, Deutschland müsse in seiner jetzigen Verfassung der Revolution oder der Fremdherrschaft zum Opfer fallen. In geheimen Verhandlungen suchte er der bayerischen Staatsleitung diese Vorschläge noch schmackhafter zu machen, indem er ihr für den Ausschluß Österreichs das Kommando über die süddeutschen Streitkräfte versprach, wie der Oberbefehl über die norddeutschen Kontingente Preußen vorbehalten blieb. Vergleicht man mit diesen Punkten die Grundlinien, die Pfordten selbst seinem sächsischen Freunde vorlegte, wonach Deutschland in drei Gruppen, Österreich, Norddeutschland unter preußischem, Süddeutschland unter bayerischem Heerbefehl, sich gliedern sollte, so wird man zugeben müssen, daß der Zukunftsmusik der beiden Staatsmänner gewisse gemeinsame Harmonien nicht fremd waren. Aber erregte in München bei dem jungen Könige schon der Gedanke an ein demokratisches Bundesparlament Anstoß, so war der Ausschluß Österreichs eine Bedingung,

zu der sich der Münchener Hof damals nicht verstehen wollte und konnte. Die Führung der süddeutschen Armeen lehnte Pfordten gewiß nur aus selbstsüchtigen Interessen ab, weil seine Triaspolitik den Gegensatz der Großmächte nicht entbehren konnte. Und doch ist dieser Entschluß des bayerischen Ministers ganz Deutschland zum Heile ausgeschlagen, da die Nation einen Bundesfeldherrn nötig hatte, der über alle Kräfte im Norden und im Süden verfügte.

Aus dem gleichen Grunde fuhr Pfordten, der mittlerweile eingesehen hatte, daß die Einverleibung der Herzogtümer durch Preußen der beste Ausweg sei, immer noch mit heißem Bemühen fort, einer Versöhnung das Wort zu reden, „ein ehrlicher und gelehrter, aber politisch nicht geschickter deutscher Professor“. „Er war ängstlich,“ sagt Bismarck, „die österreichische Anlehnung vollständig aufzugeben, obgleich er sich auch dem Wiener Einfluß gern entzogen hätte, wenn es ohne Gefahr möglich war; aber Rheinbunds-Velleitäten, Reminiszenzen an die Stellung, die die deutschen Kleinstaaten unter französischem Schutze von 1806 bis 1814 gehabt hatten, waren bei ihm nicht vorhanden.“ Der einzige friedliche Ausgleich war in seinen Augen immer nur im Rahmen der Bundesverfassung möglich, nach der Österreich und Preußen nicht zu den Waffen greifen durften; aber seinen Vorschlägen schenkte nur Sachsen und Darmstadt Gehör. Die anderen deutschen Staaten rüttelte erst die preußische Zirkulardepesche vom 24. März auf, in der die Frage aufgeworfen war, wie weit man in Berlin auf den guten Willen der Einzelstaaten zählen könne. Während nun die deutschen Vormächte gegenseitige Friedensversicherungen austauschten wie vorher, verhielten sich die anderen Regierungen gegen die preußische Note ablehnend. Mochte Pfordten auch weiterhin in Wien zur Verständigung raten, Ludwig II. gebot am 9. Mai 1866 die Mobilisierung der Armee, die durch die Rüstungen der Großmächte gerechtfertigt war. Der König hatte sich dazu entschlossen lediglich auf das Drängen der Allgemeinen Zeitung und der heimischen Lokalblätter. Hätte er aber wirklich schon an den Krieg geglaubt, so würde er sich schwerlich gerade in diesen kritischen Tagen in die Schweiz begeben haben. Auch die Thronrede bei der Eröffnung des Landtags am 27. Mai gibt die Hoffnung noch nicht auf, daß „eine Lösung der schleswig-holsteinischen Frage auf dem Wege des Rechtens und eine zeitgemäße Reform des deutschen Bundes

unter Mitwirkung einer nationalen Vertretung unserem großen Vaterlande neuerdings dauernden Frieden gebe." Auch Pfordten schwankte. In der Kammer bezeichnete er zwar für Bayern als unerlaubt, in dem bevorstehenden Kampfe neutral zu bleiben, dann wieder war er jedoch, über Österreich aufgebracht, im Zweifel, ob sein Land sich zu dessen Gunsten entscheiden dürfe. Auch der Sendung des Generals von der Tann nach Olmütz zu gemeinsamer Bearbeitung des Kriegsplanes mit Benedek sprach er gegenüber dem preußischen Gesandten Prinzen Reuß die Bedeutung ab, daß damit schon Bayern gegen Preußen Krieg führen wolle; es gelte nur festzustellen, was zu geschehen habe, wenn der Krieg unvermeidlich würde. Bismarck hat daher selbst noch in diesen Tagen, als Preußen sich beim Bundestag bereit erklärte, die Angelegenheiten der Herzogtümer in Verbindung mit der Bundesreform zu ordnen, in dem später so viel verlästerten Staatsmann den ehrlichsten und vorurteilsfreiesten Verteidiger deutscher Interessen gesehen. Aber Pfordten konnte nicht weiter mit Bismarck gehen; er hielt einen Bund mit nur einer der beiden Großmächte für gleichbedeutend mit Bayerns Mediatisierung. Wohl aber wäre er bereit gewesen, wenn Preußen aus dem Bunde austreten würde, ein Gleiches zu tun. In diesem Falle, meinte er, könnte das Land niemals in ein neues Bundesverhältnis mit Preußen allein, wohl aber in ein näheres Schutz- und Trutzbündnis mit ihm treten, und die beiden Regierungen würden in einem solchen in viel besseren und sicheren Beziehungen leben können als in einem Bundesverhältnis. Der Ausweg, den er zeigte, schien der Erwägung wert; aber vergebens beschwor er Bismarck, den Krieg nicht um der Herzogtümer willen zu beginnen. Schlage Österreich aus einem anderen Grunde los, so bleibe es isoliert, im anderen Falle werde Preußen allein bleiben. „Gott ist mein Zeuge, „schreibt er seinem preußischen Kollegen, „daß mich weder Abneigung gegen Preußen, noch Sympathie mit Österreich leitet. Als Deutscher bitte und beschwöre ich Sie, gehen Sie nochmals ernstlich mit Ihrer starken Seele zu Rate, ehe das entscheidende Wort gesprochen wird, dessen Folgen unberechenbar sind."

Österreich hatte sich unter gewissen Bedingungen beim Bundestag bereit erklärt zur Abrüstung, die von den Vertretern der Mittelstaaten auf einer Konferenz in Bamberg gewünscht worden war. Als aber preußische Truppen in Holstein einrückten, weil man in Berlin den

Gasteiner Vertrag für gebrochen ansah, verlangte der Kaiser von Österreich vom Bunde die Mobilmachung seiner Streitkräfte gegen Preußen. Der Antrag war formell unbegründet, da der Bund als solcher mit dem Gasteiner Vertrag nichts zu tun hatte. Da war es wiederum Bayern, das dem östlichen Nachbar zu Hilfe kam, indem es im Einklang mit dem Bundesrechte und ohne buchstäblichen Angriff gegen Preußen die Mobilisierung der vier Armeekorps der Mittelstaaten verlangte, lediglich, um etwaige Störungen des Bundesfriedens zu verhindern. Am 14. Juni wurde dieser Antrag mit 9 gegen 6 Stimmen angenommen; der Krieg war erklärt. An demselben Tag hatte der bayerische Generalstabschef von der Tann in Olmütz eine Konvention unterzeichnet, wonach die ganze bayerische Armee in Böhmen zu der österreichischen stoßen sollte. Pfordten, der schon vorher Sachsen militärische Hilfeleistung abgeschlagen hatte, meinte jedoch nachher, man dürfe sich Österreich in keinem Falle anschließen, und zwar auch dann nicht, wenn letzteres sich allein den preußischen Streitkräften nicht gewachsen fühle, und, von dem Wunsch beseelt, über sein Land nicht wie über eine benachbarte Provinz verfügen zu lassen, ging er auch nicht auf den Vorschlag ein, nur die Hälfte der bayerischen Truppen nach Österreich marschieren zu lassen, da in diesem Falle die andere Hälfte, zu schwach zur Deckung des eigenen Territoriums, von den Preußen einfach gefangen genommen werden würde.

So zeigte sich schon in der Vorbereitung des Feldzugsplanes die Uneinigkeit, die für Bayern selbst nachher so empfindlich werden sollte. Regierung, Volksvertretung und öffentliche Meinung hatten sich auf den korrekten Bundesstandpunkt gestellt; aber die Armee war unfertig und nicht imstande, das letzte Mittel zur Durchführung der Politik zu bieten. „Wir Süddeutschen hatten erst eine Politik," klagt von der Tann, „als die Gegner schon den Krieg begannen, wir schlugen das erstemal, als der Krieg schon entschieden, wir fochten noch, als der Krieg bereits zu Ende war." Was konnte man von einer Kriegführung erwarten, bei der die Strategie hinter den politischen Sonderinteressen der Einzelstaaten zurücktrat? Die Hauptentscheidung des Feldzugs lag bei den Österreichern. Wenn der einzige Krieg, den der deutsche Bund zu führen hatte, so kläglich verlaufen ist, so lag in erster Linie die Schuld an der Bundeskriegsverfassung. Der Vergleich mit dem Krähwinkler Landsturm, der in einer gleichzeitigen Broschüre gezogen

wird, war nicht unangebracht. „Ich habe während des ganzen Krieges nur eine Einheit gesehen, und die war Preußen," schreibt ein Zeitgenosse; „sonst in ganz Deutschland unseliges Mißverständnis, jammervolle Zerklüftung, elende Zerrissenheit, kleinliches Vorrangspiel." In der Bundesfestung Mainz hatten die Bayern und Württemberger nur ihre Feldausrüstung bei sich; die österreichischen Patronen konnten für die bayerischen Gewehre ohne Anstand benützt werden, aber die österreichischen Zündhütchen waren dafür zu klein. Wie die Ausrüstung waren auch die Dienstesvorschriften, die Verpflegung, die Rechnung nach Talerfuß, süddeutscher und österreichischer Währung, verschieden. Das bayerische Heer war indes nicht schlechter als die meisten anderen einzelstaatlichen Armeen, die preußische ausgenommen. Das bayerische Podewilsgewehr war dem preußischen Hinterlader, der ein schnelleres Feuern gestattete, an Treffsicherheit und Tragweite überlegen; die Artillerietaktik war die schlechteste Seite der Armee. Die beste Waffengattung, die Kavallerie, war im Nachrichten- und Aufklärungsdienst wenig geübt. Das Zusammenwirken aller Waffengattungen ließ zu wünschen übrig. Die Preußen waren nie zur rechten Zeit zum Schlagen versammelt, urteilt ein Kenner, nur die überlegene Taktik gereichte ihnen zur Rettung; die Bayern waren immer zur rechten Zeit versammelt, aber ihre Taktik wußte davon keinen Nutzen zu ziehen. Von allen Süddeutschen haben die bayerischen Truppen gleichwohl den Preußen die meisten Verluste beigebracht. Manteuffel selbst stellt ihnen das Zeugnis aus, sie kämpften wie die Löwen. Auch die Vorwürfe, die man nach dem Kriege gegen den Oberbefehlshaber Prinzen Karl gerichtet hat, sind nicht begründet; mit Seelengröße deckte er die Fehler seiner Untergebenen, indem er zu allen Anschuldigungen schwieg. Er war mit allem Ernst bemüht, den alten Ruhm der bayerischen Waffen zu erhalten. Vor Kaltennordheim ritt er im Schritte unter dem Einschlagen feindlicher Spitzgranaten und unter starkem Infanteriefeuer, während er seiner Umgebung befahl, auseinanderzugehen, um große Verluste zu meiden. Mit Recht feierte ihn Pfordten nachher als Beispiel der Vaterlandsliebe und Hingebung. „Ein alter solider Soldat, nicht geistreich, aber durchaus verständig, kampflustig, aber vorsichtig und durch pedantische Pünktlichkeit etwas schwerfällig in Erwägungen und Bewegungen," hätte er mehr leisten können, wenn seinen Weisungen immer Folge gegeben worden wäre. Sein Generalstabschef,

Freiherr von der Tann, ein Offizier von praktischem Blick, galt als bester Kenner der preußischen Verhältnisse.

Karls Idee wäre es gewesen, die preußische Operationsbasis in Sachsen zu bedrohen; statt dessen sollte er den bedrohten Hannoveranern Hilfe bringen; nach der Kapitulation von Langensalza war seine nächste Aufgabe die Vereinigung mit dem westwärts stehenden 8. Bundeskorps unter dem Prinzen Alexander von Hessen. Da aber General Vogel von Falkenstein sich zunächst auf die Bayern stürzen sollte, stieß Prinz Karl unvermutet auf den Gegner am 4. Juli bei Dermbach und Hünfeld. Auch die Verbindung der beiden Korps weiter im Süden bei Kissingen erwies sich als undurchführbar, da die Württemberger und Badenser ihr eigenes Land nicht entblößen wollten und der Bundestag in Frankfurt selbst die Truppen des Prinzen von Hessen zur Deckung dieser Stadt zu verwenden wünschte. Was half es, wenn Prinz Karl entrüstet unbedingten Gehorsam seiner Untergebenen forderte? So mußten die Bayern am 10. Juli bei Kissingen den Kampf allein mit dem Gegner unter dem genialen Göben aufnehmen. Jedes einzelne Haus wurde von ihnen zähe verteidigt, aber sie konnten weder die Stadt halten, noch den dahinter liegenden Sinnberg. Das Schicksal des Tages hätte ein anderes sein können, wäre die Division Hartmann nicht im Süden bei Schweinfurt stehen geblieben.

Nachdem die Entscheidung auf dem Hauptkriegsschauplatz bei Königgrätz zugunsten der preußischen Waffen gefallen war, hatte ein weiterer Widerstand in Süddeutschland wenig Zweck mehr; aber noch mußten sich die Bayern in einer Reihe von Gefechten mit ihren Gegnern messen. Es war ein Glück für die bayerische Armee, daß die Preußen, statt ihren Sieg bei Kissingen auszunützen, sich zunächst nach Frankfurt wandten. Aber auf die Operationen der Verbündeten wirkte ein Telegramm des Ministers von der Pfordten lähmend ein, daß Unterhandlungen im Gange und weitere Feindseligkeiten wenn möglich zu vermeiden seien. Durch ein Scheinmanöver des Generals Manteuffel ließ sich Prinz Karl verleiten, seine Hauptmacht nordwärts vorrücken zu lassen und dadurch die eben vollzogene Vereinigung mit dem Korps des Prinzen Alexander von Hessen selbst wieder aufzuheben. Nach dem Tode des Generals Zoller bei Kissingen hatte Prinz Luitpold die Führung der 3. Infanteriedivision übernommen. Der Prinz mochte von den Niederlagen der Verbündeten an der Tauber

nicht unterrichtet sein, als er über Roßbrunn nach Helmstadt vorrückte. Da die badische Division, welche vergeblich von Luitpold um Hilfe angegangen war, abrückte, ohne einen Schuß zu tun, war in den Gefechten an diesen Orten alle Tapferkeit der Bayern umsonst. Heldenmütig verharrte Prinz Ludwig als Ordonnanzoffizier an der Seite seines Vaters aus, bis er einen schweren Schuß in den Oberschenkel erhielt und aus dem Kampfplatz auf einer Bahre fortgetragen werden mußte. Während so die bayerischen Heeresteile nach tapferer Gegenwehr gegen Würzburg sich zurückziehen mußten, war der Großherzog von Mecklenburg mit dem zweiten Reservekorps von Sachsen über Hof nach Bayreuth und Nürnberg marschiert. Am 27. Juli beschossen die Preußen die Festung Marienberg bei Würzburg; am Abend des 29. Juli standen sich die feindlichen Brüder auf den Höhen von Veitshöchheim zum letztenmal gegenüber; sie grüßten sich über den Fluß hinüber und die Preußen sangen die Wacht am Rhein. Obwohl von ihrem Oberfeldherrn ein Waffenstillstand am 1. August wieder gekündigt wurde, kam es zu keiner feindlichen Aktion mehr. „Die allgemeinen Verhältnisse vergönnten uns nicht," lautete ein Tagesbefehl des Prinzen Karl vom 2. September 1866, „entscheidende Erfolge zu erringen, aber ihr habt die Waffenehre des bayerischen Heeres in allen Richtungen gewahrt und den alterprobten Ruhm bayerischer Tapferkeit neu bewährt." Auch der Feind erkannte dies an. Wenn diese Jungens besser organisiert wären und unter unserer Führung ständen, sagte General Falkenstein, ich getraute mich mit ihnen gegen die halbe Welt zu Felde zu ziehen.

Die Niederlage war so überraschend gekommen, daß die Presse die leitenden Organe nun mit einer Flut von Anklagen überschüttete, denen die Berechtigung meist aberkannt werden muß. „Wenn wir auch nicht erwarteten, daß sie uns den Bismarck auf einem Schubkarren nach Ingolstadt bringen werden, unsere Hoffnungen waren immer mäßig, das glaubten wir auch nicht im äußersten Falle, daß nach vier Wochen die Preußen in Bayreuth und Nürnberg einrückten," heißt es in dem offenen Brief eines schlichten Untertanen an seinen König. Der Verfasser wirft ferner die Frage auf, war denn dieser Bund das wert? Wir haben ja doch alle schon längst das Ding satt gehabt. Österreich habe es nicht um die Mittelstaaten verdient, daß diese sich für jenes zum Opfer bringen. Der General-

stabsoffizier Graf Bothmer tat vor einem Pfarrer die Äußerung, daß es gut sei, daß es so gekommen; auf diese Weise würde Deutschland doch einig. Die Vorliebe von der Tanns für Preußen war bekannt, und wenn der Grimm des Volkes gegen Bismarck keine Grenzen kannte, so tat sich gerade in München Hans von Bülow offen als sein Bewunderer hervor. Der König war mit dem Krieg nicht einverstanden gewesen, aber eines brachte die Niederlage doch zu erfreulicher Gewißheit: alle Stämme fühlten sich in dem Unglück als die Glieder eines Staates. Unmittelbar nach dem Krieg gab Ludwig den fränkischen Provinzen Gelegenheit, ihrer Treue in stürmischen Huldigungen Ausdruck zu verleihen, und auch die Schlachtfelder bei Roßbrunn, Helmstadt und Üttingen wurden besucht. Hier schritt der Fürst nachdenklich von Grab zu Grab auf dem Kirchhofe und noch am Abend war er so ernst gestimmt, daß er in Würzburg nicht ins Theater ging. Auch Bismarck hatte noch vor dem Abschluß des Friedens den Eindruck empfangen, daß die Bevölkerung der alten Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth sich in die bayerischen Verhältnisse eingelebt hatte und in ihren Gesinnungen den hohenzollernschen Neigungen nicht entgegenkommen würde.

Während König Wilhelm damals auf den Wiedergewinn dieser alten Besitzungen seines Hauses noch schwerer verzichtete als auf österreichische Gebiete, sah sein Minister aus einer solchen Beschränkung des Umfangs des Königreichs Bayern eine Verbitterung entspringen, welche den ganzen Stamm in ein schwer zu versöhnendes und nach der ihm innewohnenden Stärke gefährliches Element für die zukünftige Einigkeit verwandelt hätte. Es ist bekannt, wie schwer es ihm damals fiel, den König zu seinem Standpunkte zu bekehren: wir hätten nicht eines Richteramtes zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben. Aber es ist auch eine der schönsten Handlungen des Heldenkaisers, wie er seinen militärischen Ehrgeiz und seinen dynastischen Stolz dem Ministerpräsidenten gerade da unterordnete, als er sich von diesem „vor dem Feind in Stich gelassen“ sah. Als freilich Pfordten noch vor dem Abschluß eines Waffenstillstandes mit Bayern plötzlich durch die preußischen Vorposten hindurch sich nach Nikolsburg begab, ließ ihn Bismarck hart an: „Wissen Sie, daß ich Sie als Kriegsgefangenen verhaften lassen könnte?“ Noch am 14. Juni hatte Bayern mit Österreich eine Konvention eingegangen zur Wahrung seines Territoriums,

wobei der Kaiser sich verpflichtet hatte, keinen einseitigen Frieden zu schließen. Bald erfuhr Pfordten in Berlin, wo die Separatverhandlungen zwischen beiden Staatsmännern geführt wurden, von Bismarck, der bisherige Bundesgenosse habe sogar Gelüste nach bayerischen Landesteilen gezeigt. Preußen sei angewiesen, sich an Bayern zu halten, da alle anderen Staaten durch ihre Beziehungen gedeckt seien, meinte Bismarck, der auf den ersten Anwurf 20 Millionen Taler Kriegsentschädigung und Gebiete von mehr als 700000 Einwohnern begehrte. Als er dabei auf die Ausbeutung Preußens nach Jena und die Vergrößerungen Bayerns in jener Zeit verwies, bemerkte Pfordten: Es wäre vielleicht besser, Bayern gerade an jene Zeit nicht zu erinnern. Bayern wünsche, nationale Politik treiben zu können. Preußen möge das nicht erschweren oder durch tief verletzende Mißhandlung unmöglich machen. Als ihm Bismarck einen geheimen Bundesvertrag unterbreitete, ging er sofort darauf ein, da Bayern eine nationale Allianz nur wünschen könne und ihr immer den Vorzug einräumen werde. Noch am 19. August hatte Pfordten die Hilfe Frankreichs zu erlangen gesucht, aber als Bismarck ihm eine Depesche Benedettis mitteilte, worin Frankreich als Kompensation für die preußischen Vergrößerungen unter anderem die bayerische Pfalz verlangte, sollen sich beide Diplomaten umarmt haben. Ein anonymer Freund ließ zudem dem bayerischen Unterhändler eine „Empfehlung" zukommen, „statt aller Gebietsabtretung die volle Kontribution von 25 Millionen Gulden und Bündnis gegen das Ausland anzubieten". Am 22. August wurde zwischen Preußen und Bayern der Friedensvertrag abgeschlossen, indem Bayern in Form einer Grenzregulierung die Bezirksämter Orb und Gersdorf abtrat und 30 Millionen Gulden Kriegsentschädigung zahlte; in einem geheimen Allianzvertrag war der Besitzstand beider Staaten gegenseitig garantiert und für den Kriegsfall der Oberbefehl dem König Wilhelm übertragen. Daß die Versöhnung aufrichtig gemeint war, beweist jener hochherzige Brief, den König Ludwig acht Tage später an den preußischen Monarchen richtete, in dem er durch ein äußeres Symbol der festen und dauernden Freundschaft zwischen beiden Häusern und Staaten Ausdruck zu geben sich beeilte; er lud den König ein zum Mitbesitz der Nürnberger Burg: „Wenn von den Zinnen dieser gemeinschaftlichen Ahnenburg die Banner von Hohenzollern und Wittelsbach vereinigt wehen, möge darin ein Symbol erkannt werden, daß Preußen

und Bayern einträchtig über Deutschlands Zukunft wachen, welche die Vorsehung durch E. Königliche Majestät in neue Bahnen gelenkt hat."

Das Jahr 1866 ist eine der wichtigsten Etappen auf dem Wege zur deutschen Einheit. Es hat zwar nach dreißig Jahren nicht an Stimmen gefehlt, die das letzte Ziel schon in diesem Jahre für erreichbar hielten durch Anwendung von Gewalt gegen die Staaten südlich des Mains, und schon in jener Zeit wurde vielfach im Süden, auch in Bayern, der Wunsch nach sofortiger Aufnahme in den Norddeutschen Bund laut. Aber Bismarck hätte diese Einigung nicht ohne die größten internationalen Schwierigkeiten erreichen können; Rußland und Frankreich hätten dieser Erstarkung Deutschlands gewiß nicht ruhig zugesehen, und 1866 war das Urteil über die französische Armee noch ein anderes als nach 1870. Ferner hätte man an die Reichsverfassung von 1849 anknüpfen müssen in weitläufigen Verhandlungen mit wahrscheinlich zweifelhaften Ergebnissen. Langsamer, wenn auch sicherer schien es dem Gründer des Reiches, erst die Verfassung des Nordbundes auszubauen und erst dann die Brüder im Süden des Mains, ohne einen Druck auf sie auszuüben, in denselben einzubeziehen. Auch die Südstaaten erlangten in dem Prager Frieden die Möglichkeit, unter sich in einen Staatenverein zu treten, dessen Beziehungen zum Norddeutschen Bunde auf internationaler Grundlage geregelt werden konnten. Aber Pfordten blieb, als er den Friedensvertrag den Kammern zur Abstimmung vorlegte, seinem alten Standpunkte treu, daß Bayern sich selbst genüge, unter Beziehung auf den Rückertschen Vers: Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten. Damals, als er die Worte gesprochen, „Bayern wird in voller Unabhängigkeit und Selbständigkeit nach außen, frei und stark im Innern durch treue Anhänglichkeit an den König und eine stets geachtete Verfassung sich selbst und seiner Entwickelung genügen, aber niemals vergessen, daß es ein deutsches Land und Volk bleiben will, und daß seine Kraft nicht bloß ihm allein, sondern dem ganzen deutschen Vaterland angehört," trat ihm in der ersten Kammer der Reichsrat Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst entgegen mit seiner berühmten Rede vom 31. August 1866. Er fragte, was nach dem Ausschluß Österreichs aus Bayern werden könne. „Drei Wege sind uns offen gewesen: die Gründung eines süddeutschen Bundes, die Isolierung Bayerns und die Anlehnung an Preußen. Die Bildung eines süddeutschen Bundes hat wohl niemand

Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst.
Nach einer photographischen Aufnahme (um 1868).

Johann Freiherr von Lutz.
Nach Photographie (letzte [um 1890] Aufnahme).

ernstlich für möglich gehalten, ebensowenig scheint es mir möglich, daß Bayern mit den 5 Millionen seine Unabhängigkeit unter den europäischen Großmächten ohne Anlehnung an eine Großmacht wahren kann. Nur die Frage ist möglich, ob wir uns zurzeit an Frankreich oder an Preußen anlehnen sollen? Zur Ehre des bayerischen Vaterlandes sei es konstatiert, daß selbst in den schlimmsten Tagen der neueren Geschichte sich kein Fürsprecher für den Bund mit Frankreich gefunden hat. Es bleibt also nur ein Bündnis mit Preußen übrig." Die Rede machte solchen Eindruck auf den König, daß er den Fürsten um eine Denkschrift ersuchte, in welcher dieser dann unter Betonung der vollen Souveränität Bayerns ein Verfassungsbündnis vorschlug. Der Abgang Pfordtens war nach dem Frieden keine Forderung der Politik; er hätte wohl den rechten Weg jetzt nach der Entfernung Österreichs gefunden so gut wie sein Nachfolger. Aber das Ministerium Hohenlohes, der am 31. Dezember 1866 sein Nachfolger wurde, bildete ein sehr wichtiges Bindeglied, durch das der Süden noch fester an das neu sich einigende Vaterland geschmiedet wurde.

Der Fürst wünschte die Anbahnung eines Verfassungsbündnisses mit den übrigen Staaten Deutschlands, sobald und soweit dies unter Wahrung der bayerischen Souveränitätsrechte und der Unabhängigkeit des Landes möglich war; bis zur Erreichung dieses Zieles strebte er die Schaffung einer Achtung gebietenden Macht an, nicht durch die Organisation des Heeres allein, sondern auch durch den Ausbau der inneren Staatseinrichtungen auf freisinniger Grundlage, durch Hebung des Selbstbewußtseins und des Vertrauens in die eigene staatliche Existenz. Gelang dies, so hoffte er, würde Bayern selbst gesucht werden, und nicht nach einem schirmenden Dach ängstlich sich umzusehen brauchen. Sein Programm fand am 19. Januar 1867 den Beifall der Abgeordnetenkammer soweit, daß sie ihm ihr Vertrauen aussprach. Hohenlohes erste Amtshandlung war eine Einladung an Württemberg, Baden und Hessen zur Anbahnung einer Verständigung über eine neue verbesserte Armeeeinrichtung. Hierüber fanden in Stuttgart vom 3.—5. Februar 1867 Konferenzen statt, auf denen die größtmögliche Erhöhung der Militärkraft unter Zugrundelegung der allgemeinen Wehrpflicht, möglichste Gleichheit der formellen Bestimmungen des Felddienstes, möglichste Übereinstimmung der Feuerwaffen und Munition vereinbart wurde. Wäre alles gelungen, was Hohenlohe beabsichtigte, so

wäre dem stärksten Staat von selbst eine leitende Stellung im Süden zugefallen. Wenn König Wilhelm das Schutz- und Trutzbündnis mit Bayern so lange für wertlos erachtete, als die militärischen Verhältnisse nicht radikal geändert waren, wenn Moltke 1869 noch die Befürchtung nicht verhehlte, Bayern werde mit den Rüstungen im Ernstfall nicht rasch genug fertig werden, so haben sich solche Besorgnisse 1870 als unbegründet erwiesen. Konnte der Kriegsminister Generalmajor Freiherr von Pranckh wegen der Herabminderung der Militärkredite in der neugewählten Kammer auch nicht alle seine Wünsche erreichen, so verdankt Bayern diesem Manne doch eine neue Wehrverfassung und Heeresorganisation, nach welcher die bayerische Armee sich der preußischen völlig ebenbürtig zeigte, und im entscheidenden Moment hat er auch eine durchaus patriotische Haltung an den Tag gelegt.

Am 19. März 1867 machte im Militärausschuß der Ministerialkommissär Graf Tauffkirchen Mitteilung von dem Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen. Wenn diese Bekanntgabe gleichzeitig geschah mit ähnlichen Eröffnungen Bismarcks in Berlin, so sollte dieses gemeinsame Vorgehen nur eine deutsche Antwort sein auf welsche Anmaßung. Hatte doch wieder einmal Thiers in Paris die alten Anklagen gegen die deutschen Regierungen erhoben, Cassagnac ließ den Ruf nach den „natürlichen Grenzen" erschallen, Jules Favre glaubte, die deutsche Einheit müsse um jeden Preis verhindert werden, Graf Latour redete einer französischen Allianz mit Österreich und den süddeutschen Staaten das Wort, und allein Emil Ollivier sah in dem Norddeutschen Bund an sich noch keine Spitze gegen Frankreich. In der Luxemburgischen Frage zeigte sich dann Bismarck noch einmal nachgiebig, aber sein Münchener Kollege gab dem französischen Gesandten, der sich erkundigte, wie Bayern sich zu verhalten gedenke, eine kräftige Antwort, die keinen Zweifel aufkommen ließ: bei irgendeiner Verwicklung zwischen Frankreich und Preußen werde das bayerische Volk dem König keine Wahl lassen. Graf Tauffkirchen wurde sofort nach Berlin geschickt; es gelang ihm nachher allerdings nicht, für die Anträge Bismarcks auf eine Allianz mit dem österreichischen Kaiserstaat in Wien sich Gehör zu verschaffen. Auf seiner Reise zur Pariser Weltausstellung im Sommer 1867 hatte König Ludwig bei Napoleon eine ausgezeichnete Aufnahme gefunden, ohne daß es anscheinend zu politischen Erörterungen kam. Als aber der Imperator dann

bei einem Gegenbesuch im Herbst desselben Jahres auf der Fahrt von Augsburg nach München dem deutschen Fürsten Andeutungen über einen Südbund machte, äußerte sich dieser unwillig darnach zu seinem ersten Minister: „Habe ich das Schwert gezogen zur Verteidigung gegen die preußische Hegemonie, um mich unter Österreich zu stellen, dem die Macht fehlt, einen Alliierten zu schützen? Wer würde der Schirmherr dieses Bundes sein? Nicht das schwache in sich selbst beschäftigte Österreich, sondern Frankreich, welches für diesen Schutz seinen Preis aus deutscher Erde schneiden würde." „Ja, wenn wir gewußt hätten, daß Österreich sich so schlecht benehmen würde — namentlich auch gegen Bayern —, so würden wir anders gehandelt haben," sagte Ludwig zu dem badischen Gesandten von Mohl. Darum lehnte er auch eine Einladung zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser Franz in Salzburg ab, wohin sich Napoleon von München aus begab, und einer nochmaligen Begegnung mit diesem auf dessen Rückreise durch Bayern wich der König aus. Wohl aber hatte er wenige Wochen später wiederum in Augsburg, zum erstenmal nach dem Krieg, eine herzliche Begegnung mit König Wilhelm und Königin Augusta von Preußen. An Ludwigs deutscher Gesinnung ließ auch die Thronrede keinen Zweifel, die er selbst am 17. Januar 1870 mit lauter Stimme den Kammern vortrug: „Treu dem Allianzvertrage, für welchen Ich Mein Königliches Wort verpfändet habe, werde Ich mit Meinem mächtigen Bundesgenossen für die Ehre Deutschlands und damit für die Ehre Bayerns einstehen, wenn es Unsere Pflicht gebietet. So sehr Ich die Wiederherstellung einer nationalen Verbindung der deutschen Staaten wünsche und hoffe, so werde Ich doch nur in eine solche Gestaltung Deutschlands willigen, welche die Selbständigkeit Bayerns nicht gefährdet. Indem Ich der Krone und dem Lande die freie Selbstbestimmung wahre, erfülle Ich eine Pflicht nicht allein gegen Bayern, sondern auch gegen Deutschland. Nur wenn die deutschen Stämme sich nicht selbst aufgeben, sichern sie die Möglichkeit einer gedeihlichen Entwicklung Gesamt-Deutschlands auf dem Boden des Rechtes."

Als Napoleon auf der Heimreise in München gegen Hohenlohe sein Bedauern aussprach, daß der süddeutsche Bund nicht zustande gekommen sei, antwortete dieser, die Gemeinsamkeit der materiellen Interessen bilde das absolute Hindernis für einen selbständigen süddeutschen Bund gegenüber von

Norddeutschland, und der Zollverein könne neben einem süddeutschen Bunde nicht bestehen. Eine Punktation über gemeinsames Vorgehen Bayerns und Württembergs bei den Unterhandlungen mit dem Norddeutschen Bunde (vom 6. Mai 1869) hat zwar keine Folgen gehabt, aber Hohenlohes Wahrnehmungen müssen auch heute noch als richtig gelten: für Reuß-Greiz und Lobenstein paßten die Bestimmungen des Norddeutschen Bundes vielleicht, für Sachsen kaum mehr, für Bayern aber keinesfalls. Noch ehe Bismarck Bayern, Württemberg, Baden und Hessen zur Erneuerung des Zollvereins einlud, hatte der bayerische Premierminister den Gedanken, einem neuen Staatenbunde außer Zoll- und Handelswesen auch indirekte Steuern, Konsulat und Bankwesen, Münze und andere wichtige Gegenstände zu überweisen. Die Gesetzgebung des Zollvereins beruhte im Norddeutschen Bunde bei Bundesrat und Reichstag, denen nun zur Wiederherstellung des durch den Krieg gesprengten Zollvereins entsprechende Organe aus Süddeutschland, Regierungsbevollmächtigte und Abgeordnete auf Grund des allgemeinen Wahlrechts beitreten sollten. Hohenlohe wünschte dagegen parlamentarische Beschlußfassung im norddeutschen Reichstag und in jeder süddeutschen Kammer gesondert, konnte jedoch nur eine Erhöhung der seinem Lande im Zollbundesrat eingeräumten Stimmen von 4 auf 6 erreichen. Der Vertrag vom 8. Juli 1867 wurde in der zweiten bayerischen Kammer nicht ohne Kampf mit 117 gegen 17 Stimmen angenommen, ein Vermittlungsvorschlag der partikularistischen Reichsräte fand kein Gehör bei Bismarck. In dem neuen Zollparlament nahm Hohenlohe die Wahl zum Vizepräsidenten an, in dem Vertrauen, „daß süddeutsche Eigenart und süddeutsche Anschauungen in dieser Versammlung Achtung und Anerkennung finden werden". Bei dem Schlußbankett rief Bismarck den süddeutschen Ländern ein herzliches „Auf Wiedersehen" zu: „Ich glaube, ... daß Sie hier Bruderherzen und Bruderhände finden werden für jegliche Lage des Lebens! Und daß jedes erneute Beisammensein das Verhältnis stärken wird und muß. Lassen Sie uns dies Verhältnis festhalten, lassen Sie uns dies Familienleben pflegen." Der Abgeordnete Ruland hatte also von seinem Standpunkt aus ganz recht, wenn er in dem Zollvertrag das dritte Glied einer „Sklavenkette" sah, durch die Bayern an Preußen geschlossen werde. Hochbefriedigt kehrte Hohenlohe vom ersten Zollparlament in die Heimat zurück, und im nächsten Jahre konnte er wieder als Präsident an

Erklärungstafel zu dem Bilde der Abgeordnetenkammer von 1868.
Man vergleiche den Schlüssel mit den Namen der Abgeordneten am Schluß des Buches.

Die bayerische Kammer der Abgeordneten im Jahre 1868.
Nach einer photographischen Aufnahme von Franz Hanfstaengl.

zweiter Stelle in diesem Kreise Worte sprechen, die weithin in ganz Deutschland mächtigen Wiederhall fanden.

Als dann freilich der große Tag der deutschen Einheit anbrach, stand Hohenlohe, der es verschmähte, den Gegner mit Worten zu täuschen, nicht mehr im Amte. Klein war immer die Zahl der Männer, auf die er sich unbedingt verlassen konnte. Von Jahr zu Jahr hatte die nationalliberale, freiheitliche, fortschrittliche Partei an Stimmen verloren. Ehre den unerschrockenen, tapferen Männern, die, von glühender Begeisterung für die deutsche Einheit erfüllt, seit dem Jahre 1866 den deutschen Beruf Preußens erkannt hatten und für ihre Überzeugung kämpften und litten. Mit Bewunderung liest man noch heute in einer Schrift „Bayern, Preußen und Deutschland 1866“ Sätze wie: „Wenn auch das gegenwärtige Preußen für den Aufbau freiheitlicher Zustände in Deutschland ungünstig ist, so ist bei dem Charakter des deutschen Volkes nicht daran zu zweifeln, daß ein großes Deutschland auch ein freies wird. Die Entwicklung freiheitlicher Zustände, oder auch nur die Erhaltung solcher Zustände in Süddeutschland ist insolange bedroht, als im Nordbunde eine reaktionäre Tendenz herrscht. Andererseits würde der Anschluß Süddeutschlands an den Nordbund der Freiheit Deutschlands insofern dienen, als hierdurch die Widerstandskraft gegen eine Reaktion und Zentralisation im exklusiv preußischen Sinne erhöht würde. Die Hilfe Frankreichs darf weder gesucht noch angenommen, ein Angriff Frankreichs auf deutsche Lande muß gemeinsam abgewehrt werden.“ Heute noch berührt uns wie der Kampfruf eines Hutten die Rede, die der edle Völk mit zündender Beredsamkeit im Zollparlament 1868 hielt: „Wir haben darauf zu sehen, daß das deutsche Einigungswerk nicht stocke.“ Die Existenz des Zollparlaments beweise, daß man in Deutschland vorwärts wolle, daß das Ausland in unsere Verhältnisse nichts einzureden hat und nichts einreden darf. Die Nation gehe unzweifelhaft ihrer Größe entgegen und frohgemut dürfe er sagen: Jetzt ist Frühling geworden in Deutschland. Aber wenn die bayerische Linke den Eintritt in den Nordbund forderte, noch ehe seine Verfassung fertiggestellt war, wenn die Mitglieder der süddeutschen Fortschrittsparteien 1867 unter Braters Vorsitz in Stuttgart den Eintritt in den Norddeutschen Bund beantragten, wenn sie später in einer Adresse an den König von Preußen den Wunsch nach „vollständiger Einigung des Gesamtvaterlandes in fried-

licher und gedeihlicher Weise“ aussprachen, so hätte uns die Erfüllung dieser Wünsche ein Gesamtvaterland gegeben, das anders geartet gewesen wäre als unser jetziges Reich. Dann wären wir als Volk, mit Döllinger zu sprechen, zu einem faden Salze geworden, dann hätten die Unitarier im Sinne Treitschkes Recht behalten. Allein mit Fug sagt S. Riezler: „Ein Staatswesen, dessen Beamte von Lindau oder Berchtesgaden nach Stallupönen oder Eydkuhnen versetzt werden könnten, würde einem Teile der Bevölkerung nur als eine Strafanstalt erscheinen.“ Die Demokraten waren in jener Zeit an Zahl gering. Ihr Ideal, der Südbund, war dem Triasgedanken verwandt, der seit 1866 eine Utopie war. Ein besonderes Schoßkind war ihnen das Milizsystem, das sie an Stelle der stehenden Heere bei uns einführen wollten. Die katholisch-ultramontane Partei zählte in der zweiten Kammer 1870 80 Mitglieder gegenüber 63 Fortschrittlern und 11 Wilden. Wohl befanden sich in ihren Reihen wütende Preußenhasser, wie Ruland, der in der Kammer eine preußische Granate, die er auf den Schlachtfeldern von 1866 gefunden hatte, hervorzog mit den Worten: „Das ist die Bruderhand, die uns Preußen entgegenhält.“ Aber auch hier waren nicht lauter Autochthonen, die die Pfalz und die drei Franken hingegeben hätten, wenn nur Altbayern und das Hofbräuhaus selbständig bleibe. War es so ganz verkehrt, wenn sie glaubten, die Geschichte folge nicht einem logischen, sondern einem ethischen Entwicklungsgange, wenn sie fürchteten, unter dem Säbelregiment könnten so manche Güter wieder verloren gehen, um welche die deutsche Nation ein halbes Jahrhundert gestritten hatte? Ein genaueres Studium der parlamentarischen Verhandlungen und der öffentlichen Meinung in jener Zeit hat mich überzeugt, daß sie in der deutschen Frage keine grundsätzliche Stellung einnahmen. Wie für den Anschluß an Preußen die heterogensten Elemente wirkten, rote Republikaner wie A. Ruge, Konservative wie der Historiker W. Menzel, katholische Kirchenfürsten wie Bischof Ketteler, befanden sich unter den bayerischen „Patrioten“ umgekehrt Anhänger von großdeutschen, kleindeutschen und strengpartikularistischen Ideen. Ein Teil der Patrioten ist nachher für die Militärkredite und für den casus foederis eingetreten, während der protestantische Oberkonsistorialpräsident Harleß im Reichsrat sich zu Anschauungen bekannte, die jeden Deutschen heute noch erröten machen. Hier im Reichsrat waren die engherzigsten Partikularisten, hier

zählte die Regierung schließlich nur 12 Anhänger. In der Reihe der Opposition stimmten hier bei der Adreßdebatte 1870 auch 6 Prinzen des königlichen Hauses, darunter Prinz Luitpold. Heute ist er allen anderen deutschen Fürsten ein Vorbild der Bundestreue; er mußte eben selbst persönlich den Umschwung erleben, wie auch Wilhelm I. nicht ohne inneren Kampf aus dem preußischen Partikularisten sich zum Schirmherrn des Deutschen Reiches hindurchrang. Neben dem Prinzen Hohenlohe hat sich um die Versöhnung der widerstrebenden Mitglieder des Königlichen Hauses mit dem erzürnten König Herzog Karl Theodor besondere Verdienste erworben. Wenn moderne Historiker mit Vorliebe aus den Papieren fremder Diplomaten Äußerungen veröffentlichen, welche die undeutsche Haltung Bayerns dartun sollen, so darf doch für das Verhalten einzelner niemals eine ganze Partei oder das ganze Land verantwortlich gemacht werden. Mochte immerhin ein Dr. Sigl sich in der Rolle eines Thersites der deutschen Einheit gefallen, der Herzog von Cadore, der französische Gesandte in München, hat jedenfalls nachher eine bittere Enttäuschung erlebt, indem er den von Aristokraten, Ultramontanen und Internationalen wimmelnden Salon Pfeffel für den Mikrokosmos des ganzen Bayerlandes hielt. Auch im politischen Leben ist der Kampf der Vater aller Dinge; nur muß er mit redlichen Waffen in anständiger Form geführt werden. Parteien müssen einseitig sein und sich befehden, nur aus dem Zusammenwirken verschiedener Kräfte entstehen historische Gebilde. Den partikularistischen Bestrebungen der Opposition verdanken wir es heute, daß unsere berechtigte Eigenart erhalten blieb, daß unser Reich auf sicherer Grundlage ruht, weil es einen föderalistischen Charakter trägt. Es gibt auch einen berechtigten Partikularismus, der nach Bismarck die Schwäche und Stärke der Nation ist; der große Staatsmann gesteht in seinem Vermächtnis an das deutsche Volk, er habe gegen den preußischen Partikularismus vielleicht noch schlimmere Kämpfe durchzuführen gehabt als gegen die übrigen Staaten und Dynastien.

Am 7. März 1870 war das freiwillig eingereichte Entlassungsgesuch Hohenlohes in der gnädigsten Form bewilligt worden. Sein Nachfolger, Graf Bray, ein sorgfältig abwägender Diplomat der alten Schule, präzisierte seinen Standpunkt von Anfang an also: „Was ich empfehle, ist eine praktische Politik, eine Politik unserer wahren Interessen; was ich Ihnen

verspreche, ist eine offene Politik und selbstverständlich eine ehrliche und loyale Politik. ... Was wir wollen, was wir anstreben, was wir wünschen, darf die ganze Welt erfahren: wir wollen Deutsche, aber auch Bayern sein." Als dann über die Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern der Konflikt zwischen Preußen und Frankreich ausbrach, und Benedetti in Ems an den König die bekannte unwürdige Zumutung stellte, die jener vornehm zurückwies, erklärte König Ludwig noch vor der offiziellen Kriegserklärung, eben von einem Ausflug nach Berg zurückgekehrt, aus freiem Ermessen seinem Kabinettschef Eisenhart: „Der casus foederis ist gegeben"; und am folgenden Tage unterzeichnete er die Mobilmachungsordre mit den Worten: Bis dat, qui cito dat. Seinem Adjutanten sagte er nachher: „Ja, ich habe das Gefühl, eine gute Tat getan zu haben." Am 17. Juli wurde er in seiner Hauptstadt von Tausenden stürmisch empfangen. Am 18. Juli verlangte der Kriegsminister einen außerordentlichen Militärkredit. Graf Bray begründete die Vorlage: Die spanische Kandidatur verschwindet, die deutsche Frage beginnt. Stürmischen Beifall erntete Völk: „Bei dieser Frage müssen wir alle, wenn wir uns nicht mit Schande bedecken wollen, wie ein Mann zu einander stehen." Die Mehrheit überwies jedoch den Antrag einer Kommission, die ihre Aufgabe bis um 7 Uhr noch nicht erledigt hatte, wo sich die Menge vergebens in der Prannersgasse drängte und schob und die Galerien des Ständehauses besetzt hielt. Es war kein Zweifel, wie das Volk entschieden wissen wollte; der Redakteur des „Volksboten" Sigl durfte sich nicht ohne polizeiliche Bedeckung auf der Straße zeigen, weil er sonst die schwersten Angriffe des Publikums befürchten mußte; die gute Presse warnte vor dieser Selbsthilfe. Am folgenden Tage konnten sich die Abgeordneten um 4 Uhr kaum den Weg durch die Menge in den Sitzungssaal bahnen. Die ganze gebildete Gesellschaft Münchens ist demonstrierend auf den Beinen; Haus und Galerie sind überfüllt, in der Diplomatenloge des durch Lichter düster erleuchteten Saales, in dem dumpfe Schwüle herrscht, bemerkt man den preußischen Gesandten; alle Minister sind am Platze; im Hofe des Versammlungshauses ist eine Militärabteilung aufgestellt. Mit eisiger Kälte begründete der „Diplomat" der Patriotenpartei, der Herausgeber der historisch-politischen Blätter, Eduard Jörg, den Antrag des Ausschusses auf bewaffnete Neutralität. Nachdem er mit ermüdender Weitschweifigkeit aus-

geführt, es handle sich nicht um eine deutsche Sache, sondern um den bedauernswerten Streit zweier Großmächte, fragt unter tosendem Beifall der Bürgermeister Fischer von Augsburg: Wenn jemand zu mir käme und die drohende Faust ins Angesicht hielte, mit der Aufforderung, ich sollte ihm einen Brief schreiben, in welchem ich ihm meine vollste Anerkennung ausdrücken müsse, wär es da ehrenhaft, diesem Verlangen nachzugeben? „Zwischen heute und gestern liegen zehn Jahre," meint Professor Sepp. „Heute schon sind die Verhältnisse mächtiger als die Menschen. Gestern noch konnte „man sich der Hoffnung hingeben, die Furien des Krieges zu beschwören, (eben war die sichere Depesche eingelaufen, daß der Krieg erklärt sei); nun könne er seine gestern einstudierte Rede für bewaffnete Neutralität nicht mehr brauchen und müsse ganz aus seiner Brust sprechen: Wir haben an der Schlacht von Leipzig nicht teilgenommen, wenn es aber sein muß, werden wir an der neuen nationalen Schlacht teilnehmen. . . . Auch wir haben ein deutsches Herz, wir halten fest an dem Ausspruch des deutschesten unter den deutschen Fürsten, weiland unseres Königs Ludwigs I: wir wollen Deutsche sein und Bayern bleiben." Völk spricht die Warnung aus: „In Deutschland weht über Berg und Tal der Geist des Jahres 1813. Ja, er weht mit kräftigem Hauch durch alle deutschen Gaue und Sie werden nicht das Schauspiel bieten, daß der Hauch sich an den Mauern des bayerischen Ständehauses breche und hier eine Isolierung entstehe, die nimmermehr zum Heile Deutschlands gereichen könnte." Gleichwohl machen auf den Pfarrer Westermayer die begeisterten Reden keinen Eindruck; in seinem Herzen bleibe es kalt; es sei wie ein Blitzstrahl, der ins Wasser fahre. Als er, schon bei diesen Worten durch Zischen unterbrochen, ausführt, es gebe Verhältnisse, wo Schutz und Sorge für den eigenen Herd vorzuziehen sei dem Schutz des Hauses des Nachbarn, ertönen von der Linken und von der Tribüne vielstimmige Pfuirufe, die erst nachlassen, als er beschwichtigt, er wollte damit nicht dem nackten Egoismus das Wort reden. Freiherr von Stauffenberg bricht bei den undeutschen Worten in Tränen aus, während der Präsident drohte, der Galerie stehe kein Ordnungsruf zu. Mit einer gerade bei ihm nicht gewöhnlichen verhaltenen Erregung, die sich der Zuhörerschaft mitteilte, erklärte Bray keine andere Auslegung des Vertrages als die von ihm ausgesprochene für zulässig. „Ich habe den Vertrag mit unterzeichnet und Ihnen meine Überzeugung

von demselben ausgesprochen. Meine Unterschrift und meine Überzeugung habe ich noch nie verleugnet und durch Gottes Gnade nicht bis jetzt gelebt, um heute meiner Überzeugung oder meiner Unterschrift untreu zu werden“. Sein Kollege Pranckh, „nicht Staatsmann, nicht Politiker, auch nicht Rechtsgelehrter, nur einfach Fachminister“, findet zum Reden Mut durch seinen wohlbegründeten Ruf als Partikularist; auch das bayerische Interesse verlange, im Einklang mit Graf Bray zu handeln. Schließlich wurde der Antrag Jörg und ein zweiter Neutralitätsantrag abgelehnt, die Regierungsvorlage mit einer von dem Abgeordneten Schleich eingebrachten Modifikation „einfach für den Fall der Unvermeidlichkeit des Krieges“ angenommen mit 101 gegen 47 Stimmen; 35 „Patrioten“ waren bei der Majorität. Donnernder Jubel erschallt im Haus und auf den Straßen, die national gesinnten Abgeordneten werden, als sie gegen halb 11 Uhr sich nach Hause begeben, mit Hurra, die Reaktionäre mit vereinzelten Pereats begrüßt. Die Volksmasse zieht vor die Residenz; heiter lächelnden Blickes dankt der König mit beiden Händen dem wogenden Meer von Köpfen für die begeisterte Ovation. Vor dem Hotel des preußischen Gesandten spielen sich ähnliche Szenen ab; als man dem französischen Gesandten einen Besuch anderer Art abstatten will, ruft ein schlichter Mann aus dem Volk: Nein, wir sind Deutsche und wollen zeigen, daß wir gebildeter sind als die Franzosen. Das Vorhaben blieb unausgeführt; man singt: „Heil unserm König heil“.

Am Tag nach dieser Sitzung machte die Reichsratskammer viel wieder gut von dem, was sie früher gefehlt, indem sie einstimmig ohne Debatte den Kredit bewilligte. „Ganz Deutschland steht zusammen, wie nie zuvor. Ihre echt deutsche Haltung elektrisierte auch Ihr Volk. Gott segne unsere Waffen in den Wechselfällen des Kriegs“, telegraphierte König Wilhelm seinem Bundesgenossen Ludwig, indem er ihm die Übernahme des Kommandos über die bayerische Armee mitteilte, und dieser antwortete: „Ihr Telegramm hat in meiner Brust den freudigsten Widerhall erweckt. Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen.“ Dann kam Kronprinz Friedrich Wilhelm nach München, der es sich zur besonderen Ehre anrechnete, die bayerischen Truppen führen zu dürfen. In einer Aufführung von Wallensteins Lager entfesselte helle Begeisterung Kindermanns Vortrag des Reiterliedes:

Die Generale von der Tann und Hartmann. Nach Photographien von Franz Hanfstaengl.

Frisch auf Kameraden, ins Feld gerückt,
Von den Grenzen den Franzmann zu jagen,
Die Säbel geschliffen, die Schwerter gezückt,
Auf den Feind ohne Zaudern und Zagen!
Und setzen wir auch das Leben ein,
Befreit wird für ewig der deutsche Rhein.

Die bayerischen Heerführer, die Generale von der Tann, der bereits 1848 als Freischarenführer in Dänemark gekämpft, und von Hartmann, der noch unter Napoleon I. das Waffenhandwerk gelernt hatte, kannten allerdings kein „Zaudern und Zagen". Schon am 4. August kamen die Bayern an den Feind; bei Weißenburg drangen sie durch das Landauer Tor mit stürmender Hand in die Stadt und in den Weinbergen und Hopfengärten maßen sie sich zum erstenmal mit den Turkos. Als Kronprinz Friedrich Wilhelm über das Schlachtfeld ritt, da erkannte er mit leuchtenden Augen die Tapferkeit der süddeutschen Bundesgenossen an. Und dann kam Wörth (6. August). Die energische Unterstützung, die den Preußen durch das erste bayerische Korps zuteil ward, wurde geradezu entscheidend für den Ausgang der Schlacht. „Daß die Bayern unter unseres Kronprinzen Führung den ersten entscheidenden Schlag mitgetan haben, ist die Lösung der deutschen Frage, die Einheit ist die beste," schrieb damals Blankenburg an Roon. Dann eilte unsere dritte Armee zur Verfolgung Mac Mahons in das Innere des Landes. Unterwegs eroberte das zweite bayerische Korps die Festung Marsal. Bei Beaumont warfen unsere Truppen den Gegner zurück und eroberten seinen ganzen Train (30. August). Der Feind mußte in die Festung Sedan. Am Morgen des 1. September schritten die Bayern zum Angriff auf Bazeilles im Südosten der Stadt, wo die tapferen Marinetruppen standen. Auch die Einwohner beteiligten sich am Kampfe durch Schießen aus den Fenstern und Kellern, selbst aus der Kirche, und als man auch die Verwundeten angriff, ertönte in den Reihen der erbitterten Deutschen der Ruf: „Steckt das Nest in Brand." Daß man aber trotzdem die Menschlichkeit nicht vergaß, zeigt das Beispiel eines bayerischen Soldaten, der eine alte Frau, die in den brennenden Straßen vor Erschöpfung umgesunken war, mit einem Trunk aus seiner Feldflasche erquickte und ihr noch das Bündel mit ihren Habseligkeiten auf den Rücken hob. Nach der Eroberung des Städtchens ging es auf Balan los, wo sich Napoleon selbst den Bayern

entgegenwarf. Bis an die Festungsmauern heran stürmten die Tapferen, und die bayerischen Geschütze griffen wirksam in das Artilleriefeuer ein. Das Ergebnis des Tages ist bekannt. Während der Unterredung König Wilhelms mit Napoleon in dem Schlößchen Bellevue bildete ein bayerisches Bataillon die Ehrenwache. Dann ging es weiter nach Paris. Bei der Einschließung (19. September) stürmte General von Hartmann die feindliche Hauptstellung unter Ducrot. Während sein Korps noch öfter Gelegenheit fand, an der Seine sich mit dem Gegner zu messen, ward General von der Tann gegen die sich bildende neue Armee vor Orleans gesandt. Die ersten Anfänge seiner selbständigen Operationen waren glückverheißend. Nach den Gefechten bei Artenay (10.) und Ormes (11. Oktober) hielt der bayerische Heerführer seinen Einzug in der Stadt der Jungfrau von Orleans. Moltke bezeugt, durch seine unter schwierigen Verhältnissen errungenen Erfolge wurde die Beunruhigung der Einschließungsarmee völlig beseitigt. Während die preußische Division Wittich noch weiter nach Süden vordrang, blieb von der Tann, ohne Verstärkungen auf sich allein angewiesen, in der Stadt stehen. Vor der feindlichen Übermacht trat er gerade noch rechtzeitig den Rückmarsch an. In dem Rückzugsgefecht bei Coulmiers (9. November) standen 70 000 Franzosen gegen 20 000 Deutsche. „Der Eindruck, daß man bei Nacht im Schnee und Regen, still und ohne Signale zurückmarschieren mußte," schrieb damals ein Offizier, „läßt sich eben nicht verwischen, und gestehen wir es ein, das Bewußtsein, daß gerade uns Bayern dies passieren mußte, milderte diesen fatalen Eindruck eben nicht." Aber Moltke rühmt dem bayerischen Heerführer nach, daß er sich mit Geschick und Glück einer mißlichen Lage zu entziehen verstand, und nachdem der Großherzog von Mecklenburg zur Verstärkung eingetroffen und Prinz Friedrich Karl herangekommen war, fiel Orleans nach einer Reihe äußerst blutiger Gefechte, die in ihrer Gesamtwirkung einer großen Schlacht gleich kamen, wieder in die Hände der Deutschen zurück; die feindliche Armee war in drei Teile auseinander gesprengt, und so gab es für die erschöpften Sieger keine Ruhe. In der dreitägigen Schlacht bei Beaugency-Cravant (8—10. Dezember) gingen die Bayern neben Mecklenburgern, Hessen, Preußen nach dem Zeugnis eines norddeutschen Offiziers vor „wie bei der Parade". Sie hatten im Dezember über 5600 Mann eingebüßt, jetzt wurden sie zur dritten Armee zurück-

Das Erste Bayerische Armeekorps bei Wörth 1870.

Gemälde von Friedr. Bodenmüller in der K. Neuen Pinakothek. (Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl.)

beordert. Damals sprach König Ludwig den heldenmütigen Trägern bayerischen Waffenruhmes seine Bewunderung und seinen königlichen Dank aus und König Wilhelm sandte an von der Tann den Orden pour le mérite nebst achtzig eisernen Kreuzen zur Verteilung unter seine Heldenschar mit der Ordre: „Das Ihnen untergebene Kgl. bayerische I. Armeekorps hat fast drei Monate unmittelbar vor dem Feinde gestanden, in dieser Zeit zahlreiche Gefechte geschlagen und Anstrengungen erduldet, wie selten einem Truppenteile zugefallen. Sie haben sich in dieser Zeit vielfach Anspruch auf Anerkennung erworben." Bayerische Batterien waren auch bei der Belagerung von Belfort in Tätigkeit, um welche Festung die letzten erbitterten Kämpfe geführt wurden.

Inzwischen waren alle Siege in der Heimat mit Beflaggung in den bayerischen und deutschen Farben begangen worden. Aber in die helle Siegesfreude mischte sich die Trauer vieler Familien, und der Opfermut der Städte und Gemeinden wie der einzelnen in Liebeswerken für die Tapferen im Felde, die Verwundeten und Gefangenen war groß. Das ganze Volk durchdrang das Bewußtsein, daß aus diesen Kämpfen mit Blut und Eisen die deutsche Einheit erwachsen müsse. Des Dichters Wort erfüllte sich:

Wenn heut' ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,.
Ein solcher, der im heilgen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld —
Nicht mehr von Deutschlands Schmach und Schande
Säng er den alten Trauersang,
Nein, vom erwachten Vaterlande
Das hohe Lied vom Jubelklang.

Schon bei der Anwesenheit des Kronprinzen in München hatte die „Augsburger Allgemeine Zeitung" einen Artikel über die „nationale Bewegung in Bayern" gebracht. Am 19. August antwortete der Magistrat der bayerischen Residenz auf die Begrüßungsdepesche der Königsberger Kaufmannschaft: „Möge im Frieden das Band gefestigt werden, das der Krieg um die deutschen Stämme geschlungen." Dann heißt es in der „Allgemeinen Zeitung": „Straßburg und Metz her, die Mainlinie weg." Am 1. September bat der Bürgermeister von München seinen König, er möge der deutschen Nation zu einer gemeinsamen, ihrer würdigen Gesamt-

vertretung helfen, und dieser verlieh in seiner Antwort der vollen Zuversicht Ausdruck, „daß es gelingen werde, Deutschland wie Bayern die Früchte des Sieges im reichsten Maße zu sichern". Allein obwohl der badische Staatsminister Jolly schon in seiner Denkschrift vom 31. August die Erwartung ausgesprochen hatte, daß der Eintritt der Südstaaten in den Norddeutschen Bund nicht ohne Gewährung einer gewissen exzeptionellen Stellung an Bayern erreichbar sein werde, stand man im preußischen Lager noch immer auf dem Standpunkt von 1866: nur keinen Zwang gegen Bayern, und König Wilhelm dachte zunächst nur an die Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund. War es da zu verwundern, wenn auch Graf Bray die Ablehnung Bayerns gegen diesen Anschluß als die einzig richtige Politik betrachtete, da es in der Tat mehr als auffallend wäre, wenn der Lohn seines Vaterlandes für seine wertvolle moralische und materielle Hilfe in nichts anderem bestünde als in dem Beitritt zu einem früher mit Recht von ihm zurückgewiesenen Staatenbund? Auch das scheint uns begreiflich, wenn die bayerische Staatsleitung nunmehr eine Verbindung der rheinischen Pfalz mit dem Hauptland anstrebte, die ihr schon vor dem Wiener Kongreß versprochen worden war. Hatte doch König Ludwig selbst noch bei der Abreise des Kronprinzen von München diesem zur Pflicht gemacht, den Vermittler zu spielen, daß aus dem Krieg nichts hervorgehe, was die politische Stellung Bayerns affiziere. Erst als Bismarck den Hof von Karlsruhe aufforderte, in Stuttgart und München die Frage des Verhältnisses von Süddeutschland zum Norden zur Sprache zu bringen, als der preußische Minister Delbrück selbst nach München kam und die Abgeordneten Bennigsen und Lasker sich eben dahin begaben zur Rücksprache mit ihren Parteifreunden, ging es langsam vorwärts. Vom 22.—26. September fanden in München zwischen dem württembergischen Ministerpräsidenten Mittnacht, Bray und Delbrück Vorbesprechungen über ein sämtliche deutsche Staaten in sich begreifendes neues Verfassungsbündnis statt. Baden aber fuhr fort, seinen Einzeleintritt in den Norddeutschen Bund zu betreiben, Beust suchte seinen Münchener Kollegen von Preußen abzuziehen, und König Ludwig konnte sich nicht zur Reise in das preußische Hauptquartier nach Versailles entschließen. Statt seiner begaben sich die bayerischen Minister Bray, Pranckh und Lutz dahin. Der Kern der bayerischen Forderungen war, daß die Selbständigkeit des bayerischen Militärwesens nicht

angetastet werde und Bayerns Vertretung nach außen nicht durch das Bundespräsidium erfolgen sollte. Das schien dem Kronprinzen unannehmbar und auch Bismarck hielt im Vergleich mit dem Eintritt Bayerns unter solchen Bedingungen die Fortdauer der Verträge von 1866 für besser. Nach längeren Verhandlungen kam es gleichwohl am 23. November in Versailles zum Abschluß eines preußisch-bayerischen Abkommens, in dem das Recht, Krieg und Frieden zu schließen, sowie der Oberbefehl über die bayerische Armee im Krieg dem König von Preußen übertragen wurde. Das bayerische Gesandtschaftswesen wurde stark umgeändert, aber eine Reihe von weiteren Zugeständnissen blieb dem bayerischen Herrscher erspart. „Dies ist der Anfang des neuen Deutschland und wenn unsere Entwürfe genehmigt werden, das Ende Altbayerns," schrieb damals Graf Bray. „Es wäre nutzlos, sich darüber täuschen zu wollen. In München wird man zu wählen haben. Alles dieses hat mehr als einmal meine Nachtruhe gestört, aber mein Gewissen ist ruhig; und ich habe das Bewußtsein, die feste Überzeugung, daß wir alles erlangt haben, was an staatlicher Selbständigkeit, vorbedungenem Sonderrecht und gesicherter Einflußnahme in jenem Staatenbunde zu erreichen möglich war, welcher jetzt noch der Deutsche Bund genannt wird, in naher Zukunft das Deutsche Reich heißen wird." Erst nach zehntägigem heftigen Redekampfe wurde der Vertrag im Plenum der bayerischen Abgeordnetenkammer am 21. Januar 1871 mit 102 gegen 48 Stimmen angenommen. Alle vernünftigen Bedenken, die dagegen geltend gemacht werden konnten, hat Prinz Ludwig in seiner ersten parlamentarischen Rede in der Reichsratskammer am 30. Dezember offenherzig zusammengestellt; aber auch er stimmte für die Annahme.

Schon vorher hatte König Ludwig II. in einem eigenhändigen Handschreiben vom 4. Dezember die übrigen deutschen Fürsten eingeladen, in Gemeinschaft mit ihm bei Seiner Majestät dem Könige von Preußen, den er schon nach der Einnahme von Metz als Wilhelm den Siegreichen begrüßt hatte, in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Bundespräsidialrechte mit Führung des Titels eines „Deutschen Kaisers" verbunden werde: „Es ist mir ein erhebender Gedanke, daß ich mich durch meine Stellung in Deutschland und durch die Geschichte meines Landes berufen fühlen kann, zur Krönung des deutschen Einigungswerkes den ersten Schritt zu tun." Wir wissen heute, daß die erste Anregung zu diesem Schritt in

München von Karlsruhe ausging, daß der Oberststallmeister Graf Holnstein in Versailles Bismarck gut bayerisch aufforderte: „Wissen's was, Exzellenz, schreiben's gleich selbst einen Brief auf, so wie er sein soll, sonst gibt's hintennach doch wieder Anstände," und daß König Ludwig das Formular Bismarcks einfach abgeschrieben hat. Aber das Verdienst des Bayernfürsten ist darum kein geringeres. Es war ein hochherziger Entschluß von unberechenbarer Tragweite, wenn er in Anlehnung an Bismarcksche Gedanken zu seiner Umgebung äußerte: „Bis jetzt war der König von Preußen mein Nachbar, jetzt nun will ich ihn als meinen Landsmann erkennen." Auch König Wilhelm mußte in jenen Tagen, die uns heute in verklärtem Lichte erscheinen, von seinem Kanzler förmlich geführt werden. In München aber waren die Prinzen, der österreichische Gesandte, auch von der Pfordten, damals bayerischer Gesandter in Wien, Gegner der Kaiseridee; aber Ludwig hörte nicht auf sie. In die Hände des Preußenkönigs gelegt hat Prinz Luitpold den Brief, dessen unmittelbare Folge die Kaiserkrönung in Versailles war, am 18. Januar 1871. Noch ehe die deutschen Truppen, auch die Bayern, ihren Einzug in Paris hielten, und ehe der ruhmvolle Friede geschlossen war, hatten wir wieder ein einiges, mächtiges deutsches Vaterland!

Neuntes Kapitel.

Ludwig II. in seinem Lande und im Reich der Ideale.

Wer immer König Ludwig in den ersten Jahren seiner Regierung näher zu treten Gelegenheit fand, bewunderte den großen Eifer, die gründliche Gewissenhaftigkeit, mit der er sich den Geschäften widmete, die Einläufe prüfte, von den Ministern Aufschlüsse und Erläuterungen erbat. Alle überraschten seine geistvollen Fragen und Einwendungen, sein scharfes Urteil, seine Umsicht, sein blendender Witz und seine berückende Liebenswürdigkeit. Einer seiner Minister nennt ihn einen hochbegabten Mann von unglaublicher Treue des Gedächtnisses und durchdringender kritischer Verstandsschärfe; namentlich in Anbetracht seiner zurückgezogenen Lebensweise sei es merkwürdig, was er im Punkte der Menschenkenntnis und der Beurteilung der Menschen leistete. Groß und schwer dünkte dem Jüngling die ihm gewordene Aufgabe; „aber ich baue auf Gott,“ sagte er, „daß er mir Licht und Kraft schicke, sie zu erfüllen.“ Zu Kainz äußerte er gelegentlich: „König sein, ist nicht immer so leicht, als es aussieht.“ Lenkbar und nachgiebig, behielt er zunächst die Räte seines Vaters bei, und als er selbst die Männer seines Vertrauens auswählte, wußte er immer die rechten Leute an die rechte Stelle zu setzen. Man kann seiner Regierung im ganzen das Zeugnis nicht versagen, daß er bis in die achtziger Jahre hinein, wo er die Regierungsgeschäfte nur mehr mit geringem Interesse verfolgte, im entscheidenden Augenblick immer das Richtige getroffen, das Rechte gewollt habe. Alle Ränke, welche List und Unverstand spannen, wurden vor seinen scharfen Augen zunichte. Als nach dem Tode Alexanders II. ein russischer Spezialgesandter an allen Höfen den Thronwechsel in Petersburg offiziell verkündigte, war Ludwig der einzige Fürst, der ihn nicht empfing. Deshalb wurde die russische Gesandschaft von München nach

Stuttgart verlegt; allein der König beruhigte sich nicht, bis diese Verlegung wieder rückgängig gemacht wurde, und war über den begangenen Fehler sehr ärgerlich. Es sei ihm die Sache so wichtig nicht erschienen und man hätte ihn auf die Bedeutung dieses Aktes aufmerksam machen sollen. Dieses Vorkommnis zeigt, daß er seine Regentenpflicht niemals absichtlich versäumte.

Wie seine Vorfahren stellte er sich gleich bei seinem Regierungsantritt auf den Boden der Verfassung: „Treu dem Eide, den Ich soeben geleistet, und im Geiste unserer durch fast ein halbes Jahrhundert bewährten Verfassung will Ich regieren.“ Bei der Entlassung Wagners aus seiner Umgebung äußerte er 1865: „Es fällt mir dieser Entschluß zwar schwer, aber das Vertrauen meines Landes geht mir über alles. Auch ich will Frieden haben mit meinem Volke.“ In eben diesem Jahre wurden sämtliche Abgeordnete des Landes zur königlichen Tafel gezogen; wenn dies später nicht mehr der Fall war, so ist daran nicht Ludwig allein schuld, der anläßlich des fünfzigjährigen Bestandes der Verfassung folgende Proklamation an sein Volk erließ: „Die Grundsätze, auf welchen dieses Staatsgrundgesetz beruht, sind seit jenem denkwürdigen Tage in ungeschmälerter Geltung geblieben und die Segnungen der Verfassung haben das feste Band, welches Fürst und Volk von Bayern seit Jahrhunderten umschlingt, enger und herzlicher geknüpft. Das beseligende Gefühl freudigen Stolzes ist es, das Mich, Bayerns König, an diesem Tage erfüllt. Treu dem Vorbilde meiner erlauchten Ahnen, werde auch Ich das Banner der Verfassung hochhalten, unter deren schirmendem Dach die Macht und die Wohlfahrt Meines geliebten Landes immer kräftiger erblühen möge, denn Mein höchstes Glück finde ich in dem Glücke Meines Volkes.“ Und als er mit seinem Lande das Jubiläum der siebenhundertjährigen Herrschaft der Wittelsbacher in Bayern beging, bekundete er trotz vieler bitterer Erfahrungen und Kämpfe aufs neue: „Die Treue ist Mir die Grundlage Meines Thrones, die Anhänglichkeit der schönste Juwel Meiner Krone.“ Seine Regierung war zum Teil von Parteikämpfen der heftigsten Art erfüllt, so daß er mehrmals zur Auflösung der Kammer schreiten mußte. Aber nie hat ein Herrscher seine Stellung über den Parteien in schöneren Worten kundgegeben: „Ich kenne in Meinem Lande nur eine Partei, jene der wahrhaft edlen Menschen, die durch reine Gesinnungen, nützliche Tätigkeit, durch ihr Wissen dem Gemeinwohl dienen, seien es nun schlichte Arbeiter, Bürger,

Bauern, Gelehrte, Journalisten, pflichtgetreue Beamte, die gleich mir dem Volke gewissenhaft dienen, Offiziere, die meinen Soldaten Freund wie Führer sind, würdige Priester aller Konfessionen, die als wahre Seelenärzte gelten, oder gerechte Richter, Lehrer meines Volkes, oder Adelige, die mit dem Adel des Titels auch den der Seele verbinden und in allem Guten voranleuchten, diese alle — und nur diese — sind von meiner Partei."

Von lebhaftem Gefühl für seine königliche Würde erfüllt, ließ er die Mitglieder des königlichen Hauses, die trotz seines ausdrücklichen Wunsches in der Reichsratskammer gegen das Ministerium Hohenlohe gestimmt hatten, seinen Zorn fühlen; die zwölf getreuen Mitglieder der Regierungspartei wurden ostentativ zur Tafel geladen, die Adresse der Mehrheit ungnädig zurückgewiesen, „da sie dem Geist der Versöhnung nicht entsprochen, welchen der König in seiner Thronrede der Landesvertretung entgegengebracht hatte." „Nun, Sie wollen mir meinen Minister nehmen," bemerkte er dem Präsidenten der Kammer gegenüber, „das geht nicht an." Und wenn er auch Hohenlohe schließlich opfern mußte, so hielt er trotz aller Angriffe an dem Minister Lutz um so zäher fest. „Ich habe mit Bedauern die Schwierigkeiten vernommen, welche in den letzten Monaten dem, wie ich weiß, nur auf das Wohl des Landes gerichteten Wirken meiner Minister in den Weg gelegt wurden," schrieb er noch 1883 an den Ministerpräsidenten, „und finde Mich bewogen, die bestimmte Erwartung auszusprechen, daß Sie und Ihre Amtsgenossen, die von Mir berufenen Räte der Kammer, auch fernerhin fest ausharren und mit aller Kraft für die Rechte meiner Regierung eintreten werden, wie es bisher geschah." Eine Einrichtung hat Ludwig II. allerdings von seinem Vater übernommen, für welche die Verfassung in dieser Form keinen Raum bot: das Kabinettssekretariat. Für ein Privatkabinett des Königs ist in einem Staate kein Platz übrig, dessen Minister die verantwortlichen Sekretäre des Königs bilden. Aber die Kabinettssekretäre Ludwigs II. waren alle pflichttreue, von ihrer Verantwortung überzeugte Beamte, die alle, mit Ausnahme des letzten, noch immer von Angesicht zu Angesicht mit dem Monarchen verkehren durften.

Von einem Fürsten, der in den ersten Jahren seiner Regierung vor Hohenlohe das Gelübde abgelegt, alle Macht, allen Einfluß, der ihm als konstitutionellem Herrscher zustehe, werde er nur in die Wagschale der Deutschland einigenden Ideen legen, der selbst diese Einigung in hervor-

ragender Weise fördern half und noch später dem Kaiser Wilhelm auf dem Münchener Bahnhofe versprach: „Nein, die Weltgeschichte soll mein Gedächtnis nicht mit jenem Fluch belastet auf die Nachwelt bringen, welcher auf dem Andenken Heinrichs des Löwen ruht," — von einem solchen Fürsten kann man erwarten, daß er seine deutschen Bundespflichten treu erfüllte. Bismarck sprach immer mit warmer persönlicher Teilnahme von dem bayerischen Könige, umgekehrt sah Ludwig in dem Kanzler den einzigen, der das Band zwischen den deutschen Fürsten in richtiger Weise zu knüpfen verstehe. Von den innigen Beziehungen zwischen beiden legt der Briefwechsel ein glänzendes Zeugnis ab, den Bismarck selbst „den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft" mitzuteilen für gut fand. Der König halte ihren Gemahl für Siegfried, erzählte die Fürstin Bismarck, und fürchte, daß sich dies bei persönlicher Begegnung nicht bewahrheiten könnte. Ein Wort, das uns als Schlüssel dienen kann, warum Ludwig nach 1870 auch nicht mehr oft mit Kaiser Wilhelm I. zusammentraf. Als am 16. Juli 1871 Kronprinz Friedrich Wilhelm mit den siegreichen bayerischen Truppen in München eingezogen war und am folgenden Tage Ludwig ihm ein Chevaulegers-Regiment verleihen wollte, lächelte Friedrich Wilhelm und meinte, er müsse dazu erst die Genehmigung des Kaisers haben; auch eigne er sich wohl bei angehender Korpulenz wenig für die schlanke Uniform. Diese Äußerung, die der König wie eine Ablehnung empfand, war der Anlaß zu einer Verstimmung, die jedoch das weitere Verhältnis zu Preußen in keiner Weise trübte. Ich weiß nicht, ob Ludwig, der solche Äußerungen allerdings liebte, wirklich einmal den Oberbefehl im Frieden über sein Heer mit dem Nachtwächter bei Tage verglichen hat; aber wenn er Bismarck einmal schreibt, „daß das Heil der deutschen Zukunft nicht in der Zentralisierung zu suchen sei", so gilt diese Anschauung auch heute noch als berechtigt. Umgekehrt können wir aber nach fünfunddreißigjähriger Erfahrung heute auch sagen, Bayern übt jetzt mehr Einfluß als ihm im alten Reich oder im Deutschen Bunde beschieden war. Die sechs bayerischen Stimmen im deutschen Bundesrat sind von größerer Bedeutung als die eine Kurstimme im Kurkolleg, oder die eine Stimme im engeren Ausschuß und die vier Stimmen im Plenum der Frankfurter Bundesversammlung. Bayern hat heute den Vorsitz im Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten, die bayerischen Gesandten vertreten im Verhinderungsfall die Reichs-

gesandten. Kein einziger Ausdruck in der ganzen deutschen Verfassung deutet auf eine Beschränkung der Souveränität; auch im Bundesrate üben die Souveräne des Bundes nicht übertragene, sondern ursprüngliche Rechte aus.

Und was ist nicht alles für das allgemeine Wohl von Reichswegen geschehen? Die Einheit der deutschen Armee hat auch im bayerischen Heerwesen manche Neuerung nötig gemacht, und im Waffendienste finden heute die Söhne unseres Volkes die beste Erziehung; Münz-, Maß- und Gewichtseinheit erleichtert Handel und Verkehr; heute sind mehr Bayern in allen Weltteilen, als früher innerhalb Deutschlands außerhalb der blau-weißen Grenzpfähle zu finden waren. Das allgemeine direkte Wahlrecht setzt allerdings eine größere Reife der Massen voraus, als ihnen heute vielleicht noch manchmal eigen ist; aber hat nicht auch das bayerische Verfassungsleben Zeit gebraucht, sich zu entwickeln? Für die geistige Förderung des gemeinen Mannes wird in öffentlichen und privaten Veranstaltungen eine Unsumme von Arbeit und Kraft aufgeboten. Nachdem mit dem 1. Januar 1872 das Strafgesetzbuch des Norddeutschen Bundes vom 31. Mai 1870 in neuer Redaktion für das ganze Reich Geltung erlangt hatte und durch die am 1. Oktober 1879 ins Leben getretenen Reichsjustizgesetze die Gerichtsverfassung, Zivil- und Strafprozeß, sowie die Konkursordnung einheitlich geregelt worden war, erfreuen wir uns seit 1900 auch der Einheit des bürgerlichen Rechtes. Die soziale Gesetzgebung des Deutschen Reiches wird von den Ausländern als mustergültig anerkannt. Die Invaliden- und Altersrenten wachsen auch in unserem Vaterlande von Jahr zu Jahr. Wohltätigkeitseinrichtungen und Genossenschaften aller Art, Kredit- und Konsumvereine haben sich in gewaltigem Umfange entwickelt. Für die sozialen Aufgaben seiner Zeit hatte auch König Ludwig II. ein Herz, der sich als der echte Sohn seines Vaters legitimierte mit den Worten: „Die rechte Lösung der sozialen Frage in meinem Lande würde ich für höher halten, als wenn ich durch Waffenruhm Herr von Europa werden könnte, und ich möchte nicht das Leben eines meiner Bürger für einen selbstsüchtigen Zweck zu verantworten haben.“ Die Parteikämpfe, von denen seine Regierung erfüllt war, haben eine solche hervorragende Bedeutung der Kammern, wie sie unter seinem Vorgänger beanspruchen konnten, in der inneren Regierung unmöglich gemacht. Auch wurde eine Reihe vortrefflicher Maßnahmen später durch Reichsgesetze wieder außer

Kraft gesetzt. Dankbar erkennen wir aber auch hier nicht nur eine Fülle von Anregungen, sondern eine Reihe wirklicher Fortschritte, die den Übergang zu den späteren Neuerungen in glücklicher Weise vermitteln halfen. Die Herabsetzung der sechsjährigen Dauer der Finanzperioden auf zweijährige erleichterte die Aufstellung des Budgets. 1868 kam das Gesetz zustande, welches die bestehenden realen und radizierten Rechte anerkannte, zugleich aber volle Gewerbefreiheit einführte. Ein langer Streit war damit beendigt; die Zünfte waren beseitigt, der Hausierhandel freigegeben. Die neuen Gesetze über Heimat, Verehelichung und Niederlassung sind Ruhmesblätter des späteren Finanzministers Riedel, dem Bayern auch seine glänzende Finanzlage in den achtziger und neunziger Jahren verdankt. Durch die Gemeindeordnung von 1869 kam mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit ein frischer Zug in das kommunale Leben. Im Jahre 1871 gewann dann die Gewerbeordnung des Deutschen Reiches (vom 21. Juni 1869) auch für Bayern Gültigkeit. Alle diese Gesetze haben in Verbindung mit der Zunahme der Maschinen in den gewerblichen Betrieben und den ungeahnten Fortschritten der Technik eine ungeheure Umbildung unseres industriellen Lebens herbeigeführt. Die Landwirtschaft ist im Durchschnitt in Bayern in weiteren Schichten der Bevölkerung verbreitet als im übrigen Deutschen Reich; aber sie ernährt nicht mehr die Hälfte aller Einwohner. Für sie war ein großartiges Geschenk die zwangsweise Tilgung der Bodenzinse 1899. Die Münchener Kunst- und Gewerbeausstellung 1876 brachte vielfach neue Anregungen nicht nur für Bayern; die Landesausstellung 1882 zeigte alle Gebiete der heimischen Kultur auf bedeutsamer Höhe und in den großen Weltausstellungen hat auch bayerischer Fleiß sich zahlreiche Auszeichnungen geholt. Die Bevölkerung des Landes hat sich in den hundert Jahren, seit sie unter königlichem Szepter steht, beinahe verdoppelt.

Die Hebung der Volks- und Mittelschulen war Max II. nicht in so großem Umfang gelungen, als vielfach wünschenswert gewesen wäre. Gerade hier griff Ludwig II. ein durch Schaffung von Industrieschulen und Realgymnasien. Die neu gegründete technische Hochschule erhielt ein geräumiges Heim durch Gottfried Neureuther, der auch die Akademie der bildenden Künste (aus Mitteln der französischen Kriegsentschädigung) gebaut hat. Da Ludwig mit dem ersten Könige Bayerns an dem Grundsatze festhielt, die Schulen seien nicht als religiöse Institute zu betrachten und zu

behandeln, entbrannte unter seiner Regierung ein Kampf um das neue Schulgesetz, der noch durch andere Ereignisse besonders verschärft wurde. Ein billiges Urteil ist hier ohne die Kenntnis der religiösen Stellung des Königs unmöglich. Noch als Kronprinz hatte er sich selbst vor dem Bildnis der allerheiligsten Jungfrau knieend darstellen lassen, wie er mit ausgebreiteten Armen sich und das Land dem mütterlichen Schutz der Patrona Bavariae weiht. Als König überwachte er eifrig den Religionsunterricht der jüngeren Mitglieder seines Hauses und verlangte von ihnen, daß sie recht beichteten; das sei die Hauptsache. In den ersten Jahren seiner Regierung nahm er regelmäßig an der Fronleichnamsprozession teil; erst 1871 hielt er sich ferne wegen des Mangels an Militär, dann zweimal wegen Todesfalls. 1874 schritt er zum letztenmal hinter dem Sanktissimum einher. Seit 1875 blieb er auch allen anderen öffentlichen Aufzügen fern, wie ihm überhaupt die Schaustellung des Kultus nie behagte. Die Messe ließ er in der Regel für sich allein lesen in seinen Schlössern. Vor einem Feldkreuz entblößte er stets das Haupt, und noch in seinem Todesjahre pilgerte er in schwarzer Kleidung auf den Kalvarienberg bei Füssen. Die Parität war ihm Herzenspflicht. Als ihm beim Besuche der Synagoge in Fürth der Rabbiner sagte: „Sie sehen Majestät, ich bin ein alter Mann mit weißen Haaren, aber der alte Mann hat beim Tode (Max II.) geweint wie ein Kind,“ versprach er, in die Fußtapfen seines Vaters zu treten in bezug auf Toleranz.

Als am 18. Juli 1870 auf dem vatikanischen Konzil in Rom die Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma der katholischen Kirche erhoben wurde, lieh er Döllinger, der schon vorher dagegen warnend seine Stimme erhoben hatte und nun die Seele der altkatholischen Bewegung wurde, seinen königlichen Schutz. „Ermüden Sie nicht in diesem so ernsten und folgenschweren Kampfe, und mögen Sie stets von dem Bewußtsein getragen werden, daß Millionen vertrauensvoll zu Ihnen als Vorkämpfer und Hort der Wahrheit emporschauen,“ schrieb er an ihn. Was der König in dem Kampf zwischen Staat und Kirche für eine Stellung einnahm, hat er unzweideutig in dem Schreiben an den Kultusminister von Lutz ausgesprochen am 23. Februar 1883: „Was insbesondere das Verhältnis der Kirche zum Staat betrifft, so habe Ich der Kirche stets aus innigster Überzeugung Meinen vollen Schutz gewährt und werde

nie aufhören, den religiösen Sinn Meines Volkes, in welchem Ich die Grundlage der Ordnung erkenne, zu schirmen. Es ist Mein Wille, daß den religiösen Bedürfnissen des Landes die sorgsamste Beachtung und Pflege zuteil werde. Ich will aber ebenso fest, daß Meine Regierung jetzt und in Zukunft allen Bestrebungen entgegentritt, welche darauf abzielen, die unzweifelhaften und notwendigen Rechte des Staates zurückzudrängen, und welche Staat und Kirche in eine unheilvolle feindliche Stellung bringen würden." Johann Freiherr von Lutz hat sich nicht nur bei der Durchführung eines neuen bayerischen Zivilprozesses, der durch die Zivilprozeßordnung des Deutschen Reiches nach wenigen Jahren wieder verdrängt wurde und durch hervorragende Anteilnahme an den Besprechungen mit Delbrück und um die Verträge in Versailles bedeutende Verdienste errungen; heftig geschmäht und verfolgt, der bestgehaßte Mann in Bayern, verstand er doch die Rechte der Krone mit Anstand zu wahren und sein Charakter zwang selbst dem Gegner Achtung ab. Dr. Rittler, der langjährige Kultusreferent, bekennt, der Kulturkampf in preußischer Form sei uns erspart geblieben ..... Herr Minister von Lutz bedurfte des Bismarck-Falkschen Lärms und der preußischen sehr komplizierten Maschinerie nicht.

„Mein Streben ist jetzt nur auf friedliche Ziele gerichtet. Dem Volk die großartigen Ideenschätze erschließen zu helfen, die seine Denker und Dichter ihm gaben, den Niederstehenden das Ringen nach Bildung und Wohlstand zu erleichtern, das wären die Ziele, für die ich am liebsten schaffen und wirken möchte." So hatte Ludwig einst dem Fürsten Hohenlohe gegenüber geäußert, und ein freisinniger Beurteiler des Königs faßt seine nationale Kulturpolitik dahin zusammen: „Das ganze Deutschland darf nicht auf jener knappen, die Kunst nur halb würdigenden Weltanschauung gegründet werden, die der große Kurfürst aus Holland herüberholte und die Friedrich II. zu der schärferen Konsequenz ausbildete, auf den Ideen der bloßen Nützlichkeit und leeren Verstandesdürre. Um Deutschland zu gründen und es zu vollenden, bedarf es der ganzen Glut des inneren Lebens, bedarf es des rechten vollen Strebens aus dem Ganzen. Nur ein Land, in welchem die Substanzialität des Stammes so erhalten war, wie in den bayerischen Alpenländern, nur ein Land, in welchem reife Fruchtbarkeit und solch gesundes Wohlsein vorhanden ist, war fähig, unserer von allen Seiten geächteten Nationalliteratur ein neues Heim zu

gründen, war fähig, nachdem ein kleiner Staat auf Thüringens Bergen die Wiege der Ideen geworden war, diesen Ideen den Ruhm und die weitere Ausbreitung zu geben. An den bayerischen Staat tritt jetzt die Aufgabe heran, eine Stellung in dem deutschen Lande einzunehmen, die es ihm möglich macht, die befruchtenden Ideen der drei letzten Wittelsbacher nicht bloß über das kleine Terrain, sondern über Gesamtdeutschland auszubreiten." Wie sein Lieblingsdichter Schiller sah Ludwig in der Schaubühne eine moralische Anstalt und mit Richard Wagner wollte er das deutsche Theater zu der nationalen pädagogischen Bedeutung erheben, welche einst der griechischen Bühne zukam. Leopold von Ranke äußerte einmal, daß gerade das Wort Zukunft Ludwig für die Wagnerische Musik gewonnen hat. Andere meinen, es habe der märchenhafte Zauber der deutschen Sagenwelt, der in Wagners Tondichtungen wiedererstand, den idealen Jüngling angelockt, oder sie sprechen dem König mit seinem Musiklehrer, dem alten Wanner, jedes Talent für die Musik ab. Dagegen beglückwünscht Liszt den Kollegen zu seinem Freunde, der an Rezeptivität auf vollkommen gleicher Höhe zu seiner Produktivität stehe. Aber wenn Wagner auch der genialste und gebildetste aller Tonkünstler war, so ehrte Ludwig doch mehr in ihm die Kunst als den Künstler. Über eine Tristanaufführung sprach er sich dahin aus: „Die Aufgabe ist gelöst, und die Erlösung des Künstlers ist erreicht, Vergessenheit, Vergessen seiner Person." „Ich hüte mir meine Ideale ängstlich, und ich bemerke kleine Schwächen nur ungern," sagte er zu Kainz, „da bei näherem Betrachten die Harmonie des Ganzen leiden könnte. . . . Ich sehe im Darsteller nur den Menschen, ergo ist für mein Empfinden der Darsteller einer edlen Rolle ein edler Mensch." Als fünfzehnjähriger Jüngling hatte Ludwig Wagners Lohengrin kennen gelernt, und bei den Prinzessinnen Max des Meisters Schriften: „Das Kunstwerk der Zukunft", „Zukunftsmusik" liegen sehen. Als er die Frage des Ruhelosen las: „Wird der Fürst sich finden, der die Aufführung meines Bühnenfestspiels ermöglicht?" rief er aus: „Wenn ich einst den Purpur trage, so will ich der Welt zeigen, wie hoch ich das Genie Wagners zu stellen wissen werde." Nach seinem Regierungsantritt sandte er Pfistermeister von Wien nach Mariafeld bei Zürich und Stuttgart dem Künstler nach, ihm einen kostbaren Ring zu überreichen: So wie dieser Stein glühe, brenne auch er von Verlangen, ihn zu sehen. Er zahlte dem notleidenden

Künstler die Schulden und bereitete ihm am Starnberger See und in München ein sorgloses Heim. „Ein hinreißender Umgang," schreibt Wagner über den Verkehr mit dem „göttlichen Jüngling"; „dieser Drang nach Belehrung, dies Erfassen, dies Erleben und Erglühen ist mir nie so rückhaltlos schön zuteil geworden. Und dann diese liebliche Sorge um mich, diese reizende Keuschheit des Herzens, jeder Miene, wenn er mir sein Glück versichert, mich zu besitzen; so sitzen wir oft Stunden da, einer in den Anblick des andern verloren." Ludwig aber empfindet: „Der Gedanke an Sie erleichtert mir das Schwere in meinem Berufe; so lange Sie leben, ist auch für mich das Leben herrlich und beglückend." In ernsten Stunden gemeinsamer Arbeit regte der Fürst den Freund an, seine tiefsinnigen Betrachtungen über Staat und Religion aufzuzeichnen, oder er besprach mit ihm den Plan, die Münchener durch Vorführung ernster bedeutender Werke von Shakespeare, Calderon, Mozart, Gluck, Weber in eine gehobene Stimmung zu versetzen, es jener gemeinen, frivolen Tendenzstücke zu entwöhnen und auf die wunderbaren Werke Wagners vorzubereiten. Zur Durchführung von Wagners Ideen wurden bedeutende Männer nach München berufen, wie Hans von Bülow, Peter Cornelius, der Musikschriftsteller Nohl. Nach Wagners Plan sollte das alte Konservatorium durch eine neue musikalische Akademie ersetzt werden, die freilich erst 1867 unter Bülows Leitung ins Leben trat, „um den klassichen Stil einer reiferen Kunstentwicklung zu konservieren". Gottfried Semper entwarf zur Aufführung des Nibelungenringes ein steinernes Festtheater, das jenseits der Isar seinen Platz finden sollte. Bei der Aufführung des „Fliegenden Holländers" in München zeigte jedoch die Kritik wenig Verständnis für das große Werk. Der „Tristan" galt der „Allgemeinen Zeitung" nur als die Verirrung eines hochbegabten Mannes. 1868 folgte die Aufführung der „Meistersinger", 1869 das „Rheingold", 1870 die „Walküre"; bei den Meistervorstellungen 1868 wurde Wagner so lebhaft und stürmisch gerufen, daß ihm der König befahl, an der Brüstung der sogenannten Kaiserloge sich zu zeigen. Allein wenn sich auch sein Werk langsam Bahn brach, so hatte seine Person doch bereits aus München weichen müssen. Als „alles vermögender Günstling" war er von allen Seiten überlaufen worden, aber er hatte sich zum Grundsatz gemacht, seinen Einfluß nur für sachliche, also für Kunstzwecke geltend zu machen.

Richard Wagner.
Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach.

Franz von Lenbach.
Nach einem Selbstporträt.

Der Demokrat von 1848, der „böse Dämon“ des Königs, der Heide, der Verschwender war allen Parteien ein Dorn im Auge. Aber wenn ihn der König schließlich dem Vertrauen seines Volkes opferte, so waren die Münchener Jahre für den Meister doch nicht verloren. Wenn das deutsche Volk heute die „Meistersinger“, den „Ring des Nibelungen“ und den „Parsival“ besitzt, so verdankt es dies zum nicht geringen Teil dem König von Bayern, der Wagners Genius dazu anregte und ihn förderte, wo er konnte. „Dieser junge Fürst wird von sich reden machen,“ schrieb ein Franzose bereits 1865. „Ein zwanzigjähriger König, freisinniger als seine Opposition, welche er anspornt, und vor den höchsten Problemen der Kunst nicht zurückscheuend, ist eine seltene Erscheinung in der Geschichte.“ Und wenn irgend wann, so hatte der junge Fürst damals das volle Bewußtsein von dem, was er tat. „Heil Dir! Heil der Kunst“ schreibt er dem „einzigen, vielgeliebten Freund“: „Und wenn wir beide längst nicht mehr sind, wird doch unser Werk noch der späteren Nachwelt als leuchtendes Vorbild dienen, das die Jahrhunderte entzücken soll, und in Begeisterung werden die Herzen erglühn für die Kunst, die gottentstammte, die ewig lebende.“ Und Richard Wagner mögen die Münchener das schöne Wort nicht vergessen: „Wenn auch die deutsche Kunst nicht bayerisch, sondern nur deutsch sein kann, so ist München doch die Hauptstadt dieser deutschen Kunst.“

Wagners Musterbühne wurde freilich in Bayreuth aufgeschlagen, das seitdem von den Gebildeten aller Weltteile besucht wird. Ludwig spendete zu dem Bau 300000 Mark und zur Grundsteinlegung telegraphierte er: „Aus tiefstem Grunde der Seele spreche ich Ihnen, mein teuerster Freund, zu dem für ganz Deutschland bedeutungsvollen Tage meinen wärmsten und aufrichtigsten Glückwunsch aus. Heil und Segen zu dem großen Unternehmen! Ich bin heute mehr denn je im Geiste mit Ihnen vereint.“ Mit Recht wurde der Fürst, der es sonst nicht liebte, „Ovationsopfer“ zu sein, wenn er zu den Bayreuther Aufführungen kam, auf das höchste gefeiert. „Der deutschen Kunst“ in seinem Geiste hat dann Prinzregent Luitpold das Festspielhaus gewidmet, das dank Possarts Tatkraft den Ruf der Kunststadt München aufs neue in der ganzen Welt verbreitet. Auch andere Dichter als Wagner hatte der ideale König in seiner Weise verehrt: Goethe, Grillparzer, Hebbel, Shakespeare, französische Dramatiker, vor allem aber Schiller. Den „Tell“ und „Don Carlos“ ließ er ohne Streichungen aufführen.

Die Literatur und die bildlichen Darstellungen der Tellsage sammelte er sorgfältig und zweimal besuchte er in der Schweiz die denkwürdigen Orte, die mit der Geschichte der Freiheitshelden eng verknüpft sind; das „biedere freie" Volk der Schweizer hat der weitherzige Monarch damals lieb gewonnen. Freigebig lohnte er die Kunst der Schauspieler, aber er verlangte auch Gewissenhaftigkeit von ihnen. Da er selbst ganze Stellen der Dichtungen auswendig konnte, merkte er etwaige Nachlässigkeiten sofort. Die Ausstattung der Stücke mußte nicht nur glänzend, sondern vor allem historisch treu sein; er hatte sich also das Prinzip des Herzogs von Meiningen zu eigen gemacht. Über die Separatvorstellungen des Königs ist viel gefabelt worden; sie wurden mit außerordentlicher Sorgfalt ins Werk gesetzt. Sein Interesse an den dramatischen Bearbeitungen war oft durch seine historischen Studien hervorgerufen, und seine genauen Kenntnisse befähigten ihn, seinen Theaterdichtern Fresenius, Schneegans, Karl von Heigel mehrfache Berichtigungen zukommen zu lassen. Die Separatvorstellungen an sich sind noch kein Beweis für die geistige Krankheit des Herrschers.

Der König war eine wundervolle Erscheinung. Sein harmonischer Wuchs, sein dunkles Haar, sein blitzendes Auge gewann ihm die Herzen, wo er sich zeigte. Aber die Zudringlichkeiten des Publikums waren ihm oft lästig. „Ich kann keine Illusion im Theater haben, so lange die Leute mich unausgesetzt anstarren und mit ihren Operngläsern jede meiner Mienen verfolgen," klagte er nach einer Vorstellung von Goethes Iphigenie. „Ich will selbst schauen, aber kein Schauobjekt für die Menge sein." „Es verstimmt mich," meinte er ein andermal, „wenn ich meine harmlosen Liebhabereien an die große Glocke gehängt sehe und dieselben dann in gehässiger Weise kritisiert finde. Man hat mir auf diese Weise schon manche trübe Stunde bereitet. Warum mir nur die Menschen meine Neigungen mißgönnen, durch die ich doch niemand beeinträchtigen werde." Schon in seiner Jugend war er immer isoliert gehalten worden; seiner Erziehung fehlte der Ansporn, der durch die Konkurrenz mit anderen Knaben erwächst. Auch sein Vater hatte vielfach ein beinahe scheues Wesen an den Tag gelegt. Wenn er auch nie gern Audienzen erteilte, so bezwang Ludwig sich doch im Anfange seiner Regierung. Auf der Reise in die fränkischen Provinzen 1866 besuchte er in Nürnberg einen Ball, über den die „Allgemeine Zeitung" berichtet: „Wir zweifeln, ob seit der Einführung der strengen

Hofetikette durch Louis le Grand, der nur mit dieser atmen zu dürfen glaubte, ein König je in solcher gemischten Gesellschaft als Ballgast aufgetreten ist und im vollsten Sinne diese so zu beleben wußte, wie es unser jugendlicher Monarch unter wirklicher Aufopferung tat." Schon 1871 war Ludwig jedoch solcher Aufopferung nicht mehr fähig und immer häufiger wurden seine Absagen bei offiziellen Gelegenheiten. Sein Bedürfnis nach Sammlung ist gewiß anzuerkennen, wenn er fragt: „Ziemt es dem Fürsten denn nicht, über die Pflichten seines Berufes nachzudenken, was doch besser mit Gott und der Natur als im Geräusch des Hoflebens geschehen kann?" Auch sein Wort an Wagner klingt noch verständlich: „Trotzen wir den Launen des tückischen Tages dadurch, daß wir uns nicht beirren lassen, ziehen wir uns zurück von der Außenwelt, sie versteht uns nicht."

Der Adler fliegt allein,
Der Rabe scharenweise;
Gesellschaft braucht der Tor
Und Einsamkeit der Weise.

Aber die Menschenscheu mußte auch wieder ihre Rückwirkung üben auf das der Außenwelt immer fremder werdende Gemüt des Königs. „Er ist leider so schön und geistvoll," meinte R. Wagner schon 1864, „seelenvoll und herrlich, daß ich fürchte, sein Leben müsse wie ein flüchtiger Göttertraum in dieser gemeinen Welt zerrinnen. . . . Von dem Zauber seines Auges können Sie sich keinen Begriff machen. Wenn er nur leben bleibt. Es ist ein unerhörtes Wunder." Die Welt mit ihrer Gemeinheit, die Menschen mit ihrem Egoismus mußten auf eine solche Seele eine abschreckende Wirkung ausüben. Enttäuschungen und Kränkungen aller Art kamen hinzu. Überall wurden seine idealen Ziele mißverstanden; die politischen Parteien traten in Gegensatz zu den Ministern. In der jüngsten Tochter des Herzogs Maximilian von Bayern, Sophie, glaubte er den Engel gefunden zu haben, der ihn durchs Leben geleite; wieder eine schmerzliche Erfahrung, welche die Auflösung der Verlobung herbeiführte. Aber rein und keusch blieb sein Empfinden den Frauen gegenüber, wenn er auch außer Prinzessin Gisela und seiner Mutter niemand mehr näher trat. In zartem Gefühl hatte er der letzteren nach der Thronbesteigung statt des sonst üblichen Titels „Königinwitwe" die Bezeichnung „Königinmutter" verliehen. Als sie einmal einen Tannenbaum von ihrem Fenster

in Hohenschwangau aus bewunderte, ließ er denselben an Weihnachten mit Lichtern schmücken zur Ueberraschung für die Königin. Erst später wurde auch dieses zarte Verhältnis durch die immer weiterschreitende Krankheit des Sohnes gestört. Dann kamen die Attentate auf Kaiser Wilhelm, auf den Zaren, und in dem Gemüte des Fürsten gesellte sich zur Scheu die Furcht. Ludwig I. hatte einst seine Enkel dahin charakterisiert: „Der ältere Ludwig (Prinz Ludwig) ist der gescheiteste, obgleich keinem meiner Enkel es an Verstand gebricht, sein Bruder Leopold der treuherzigste, der jüngere Ludwig der schönste (ausgezeichnete Schönheit), Otto der lieblichste. Keiner ist dem andern ähnlich, aber gute Herzen haben sie alle, und das ist das Wichtigste." War es nicht ein Beweis von landesväterlicher Güte, wenn Ludwig den Militärpersonen, die in der Pfalz 1849 desertiert waren, eine Amnestie zuteil werden ließ? Jedes Todesurteil prüfte er auf das gewissenhafteste. Seine Hochherzigkeit kam allen zugute und wenn auch Ziffern fehlen, so müssen die Summen, die er für wohltätige Zwecke verwandte, doch bedeutend gewesen sein. Durch den Ankauf seiner „Medea" befreite er den Maler Anselm Feuerbach aus drückender Not; an öffentlicher Anerkennung für ihn ließ er es nicht fehlen und das Schaffen des Niedergebeugten wußte er aufs neue anzuregen. Auch des Malers altem Onkel, Ludwig Feuerbach, dem Materialisten, hat er ebenso hochherzig wie vorurteilsfrei mit seiner Gnade in Armut und Elend geholfen.

Ludwig las viel, aber wie sein Urgroßvater war er eigentlich kein besonderer Freund der Gelehrten. Doch sicherte er den Fortgang der Arbeiten der Münchener Historischen Kommission, indem er ihr mit seinem Bruder Otto zusammen die Zinsen der Wittelsbacher Stiftung überwies. Erst unter seiner Regierung hat sich die Münchener Hochschule zur zweitgrößten in Deutschland erhoben. Bei ihrer vierhundertjährigen Jubelfeier, an der er regen persönlichen Anteil nahm, stiftete er zur Förderung des Studiums der Geschichte ein Stipendium für jüngere Historiker. Indem er Döllinger als Liebigs Nachfolger für den Präsidentenstuhl der Akademie ersah, hat er wieder einmal den rechten Mann an die richtige Stelle gesetzt. Sein früherer Stiftspropst war fortan sein wissenschaftlicher Berater, von dem er sich öfter Vorträge halten ließ, und auf die Wahl des Themas für seine Festreden in der Akademie hat er mehrfach bestimmend gewirkt; kaum konnte er den Druck abwarten, und mit dem größten Interesse und

Genuß pflegte er sie zu lesen. Der König war aber auch ein gediegener Kunstkenner und Kunstbeurteiler. Als Knabe hatte er bei der Christbescheerung 1852 das Siegestor aus Bausteinen erhalten. „Zu bauen liebt er," schrieb damals sein Großvater; „vorzüglich, überraschend mit gutem Geschmack sah ich Gebäude von ihm ausgeführt. Ich erkenne auffallende Ähnlichkeiten im künftigen Ludwig II. mit dem toten Ludwig I." Als fürstlicher Bauherr hat er dann seine Architekten und Künstler später durch die Klarheit seiner Anschauungen und den Reichtum seiner Ideen oftmals überrascht. Die Architektur ist seine Lieblingsbeschäftigung geblieben.

Wenn auch die projektierte Kunststraße in München, da, wo sich jetzt die Prinzregentenstraße hinzieht, unausgeführt blieb, so sichern Ludwigs Andenken doch eine Reihe von Schöpfungen auch in seiner Hauptstadt. Des Polytechnikums und der neuen Akademie wurde schon gedacht; das Nationalmuseum wurde erst unter ihm eingeweiht, am 28. Oktober 1864. Er wünschte, daß das Museum immer mehr eine Bildungsanstalt für Künstler, Gelehrte und insbesondere für Kunsthandwerker werden möge; in Verbindung mit den Sammlungen wurde eine Gipsformatorei, eine photographische Anstalt und eine Fachbibliothek angelegt. Im Interesse der Feuersicherheit wurden mehrfach bauliche Verbesserungen vorgenommen, auch wurde jetzt erst der Garten hinzugefügt. Das Maximilianeum wurde erst 1874 vollendet. In der Residenz wurde eine Reihe von Prunkräumen im Stile Ludwigs XIV. mit unerhörtem Luxus ausgestattet und der neue Wintergarten entzückte die wenigen Besucher durch seine märchenhafte Gestalt, wenn auch das Äußere keineswegs zur Verschönerung der Nordfassade beitrug. Noch eine ganze Reihe von Profanbauten, meist im Stile der Hochrenaissance, entstand, dagegen ist die kirchenbauliche Entwickelung Münchens in dieser Zeit etwas zurückgeblieben. Auf dem Gebiete der Plastik sei hier nur das Goethemonument von Widnmann und das Denkmal Max II. von Zumbusch genannt. Von Helbig rührt die kolossale Kreuzigungsgruppe auf dem Osterbichel her, ein Geschenk Ludwigs für Oberammergau. Auch sonst fehlte es den schaffenden Künstlern in München nicht an Gelegenheit zur Anregung und zur Betätigung. Die allgemeine Kunst- und Gewerbeausstellung in der Hauptstadt 1876 war von den günstigsten Folgen für den Aufschwung des deutschen und bayerischen Kunstgewerbes, und in ähnlichem Sinne ist auch des Königs Bautätigkeit in den Bergen der Al-

gemeinheit zugute gekommen. Er hat hier das Höchste noch nicht erreicht — so wenig wie unsere Zeit — aber er ist der Pionier einer neuen Kunst geworden, die wir heute mit ihrer bestimmten Stilrichtung besser schon ahnen können, als es noch bei Ludwigs Lebzeiten der Fall war.

Das Naturgroße, das Erhabene, das Naturschöne durch die Kunst zu idealisieren, hat Ludwig selbst einmal als eine seiner billigen Privataufgaben bezeichnet, wo ihn weder Neid noch Falschheit stören könne. Für seine Kunstrichtung und seinen Geschmack bezeichnend ist nicht die getreue Kopie von dem Versailles Ludwigs XIV. in Herrenchiemsee allein, oder die bizarre und barocke Stilklitterung in Linderhof, wo Klein-Trianon Pate gestanden hat. Neuschwanstein ist im reinsten romanischen Stile gebaut. Das Landhaus auf dem Schachen ist auch in der inneren Einrichtung zum Teil sehr einfach gehalten; in der schlichten Behaglichkeit des Schlosses Berg, das sein Lieblingsaufenthalt während seines ganzen Lebens geblieben ist, hat der König nicht viele Veränderungen vorgenommen. So hat er auch einmal in der Schweiz auf dem Axenstein die für ihn bestimmten Gemächer verschmäht und die einfacheren Zimmer, die Kainz zugedacht waren, bezogen. Nicht der feenhafte Zauber der Wasserkünste und Grotten, die überladene Pracht der reich ausgestatteten Wohnräume, die romantische Verkörperung der Ideen eines exzentrischen Geistes ist es, was der Kunstkenner in den Königsschlössern am meisten bewundert, sondern die stilistische Reinheit, mit der die einmal gehegten Gedanken von Anfang bis zu Ende festgehalten und zumeist zu klarem Ausdruck gebracht worden sind. Und vielleicht nur die wenigsten, die da sehen und staunen, kennen die engsten Beziehungen, in denen alles zu dem königlichen Bauherrn stand. „Jedes Detail, ja jede Linie der Muster, jeden künstlerischen Gebrauchsgegenstand prüfte der König nach. Sein Scharfsinn, seine Erfindungsgabe, sein Sachverständnis, seine aufreibende Tätigkeit hiebei sind bewunderungswert.“ Es ist anzunehmen, daß Ludwig bei längerer Gesundheit auch von seiner Verehrung für den Stil Ludwig XIV. wieder zurückgefunden hätte zur Verkörperung echter deutscher Muster. Dazu berechtigt der Plan zur Burg Falkenstein, und sein byzantinisches Schloß, das ebenfalls unausgeführt blieb, hätte sich wohl berührt mit den archaisierenden Tendenzen der jüngsten Vergangenheit. Auch wurden die Bauten lange nicht unverhältnismäßig teuer ausgeführt. Es hat nicht an Stimmen ge-

fehlt, die der vor allem durch die Baulasten herbeigeführten Notlage der königlichen Zivilliste aus Staatsmitteln aufhelfen wollten; auch Fürst Bismarck hat sich in diesem Sinne ausgesprochen. Heute, wo die Schulden zumeist getilgt sind, hat das Land in der Tat allgemeinen Nutzen von dem Fremdenverkehr, den alljährlich die Königsschlösser in das Gebirge ziehen. Schon als achtzehnjähriger Jüngling zeigte Ludwig jene liebenswürdige Freude am Geldausgeben, die ihm später so verhängnisvoll geworden ist; als er das erste Portemonnaie erhielt, eilte er zu einem Juwelier, dem er den Preis für ein der zärtlich geliebten Mutter zugedachtes Medaillon selbst entnehmen ließ. Wenn ihm Finanzminister Riedel mit einer Millionenanleihe auch noch einmal aus den Verlegenheiten half, so fand doch schon 1877 ein Memorandum des Hofsekretärs Düfflipp, das sich gegen die kostspieligen Bauprojekte auf Chiemsee wandte, die einmütige Unterstützung des Ministeriums; auch Herr von Bürkel drang wiederholt auf Einsparungen, weshalb ihm gerade die finanzielle Regelung des Bauwesens entzogen wurde.

Wenn die Schlösser ihren Platz am Saume des Gebirges oder inmitten der Alpenlandschaft fanden, so erklärt sich das aus der Vorliebe Ludwigs für die bayerischen Berge, die er mit allen unseren Königen teilte. Größere Reisen hat er während seiner Regierung nicht gemacht. Außer den beiden Ausflügen in die Schweiz und den erwähnten Besuchen heimatlicher Gegenden, vor allem der fränkischen Provinzen, hat er die Wartburg sich angesehen und zweimal weilte er in Paris. Nach Spanien, für das er eine größere Vorliebe hatte als für Italien, ist er nicht gekommen.

So wurde es im Laufe der Jahre um den Monarchen, den die Welt mit ihrer Gemeinheit, die Menschen mit ihrem Egoismus immer mehr abstießen, stets einsamer und stiller, seine Neigungen wurden immer launenhafter und sonderbarer; sein Gemüt umdüsterte sich mehr und mehr, seine innere Unruhe und Angst steigerte sich. Auch die körperliche Bewegung fehlte ihm. Früher war er ein verwegener Reiter und ein kühner Schwimmer gewesen; mit öfterem Pferdewechsel war er bisweilen 20—25 Stunden im Sattel; einmal machte er einen Ritt von 38 Wegstunden. Bei zunehmender Korpulenz wurden die Ritte durch die nächtlichen einsamen Spazierfahrten verdrängt, wie überhaupt vermöge einer ungesunden Stundeneinteilung immer mehr die Nacht zum Tag gemacht wurde. Und

so kam endlich, was kommen mußte: über das Leben des hochbegabten, hoffnungsvollen Fürsten brach die furchtbare Katastrophe herein. Man hat über die Krankheit Ludwigs vielfach falsche Vorstellungen gehegt. Es war eine Trübung der Außenwelt auf Grund von Sinnestäuschungen und Wahnvorstellungen, die wohl ihre Schatten hie und da in frühere Zeit vorauswarf, die aber nicht plötzlich zum Ausbruch gekommen ist, sondern sich langsam und allmählich entwickelte. Sie hätte sich vielleicht in anderer Weise geäußert, wenn er die Krone nicht getragen hätte, ausgeblieben wäre sie nie. Niemand hat die Einsamkeit auf Stolz und Selbstüberhebung des Unglücklichen zurückgeführt, der selbst einmal Siegfried als seinen früheren Helden erklärt. „Aber dieser mit seiner ungebändigten Kraft ringt alles nieder, während Parsival sich vor einer höheren Macht demütigt. Siegfried herrscht durch irdische Gewalt, aber Parsival dient der himmlischen Macht, die ihm die irdische Welt dienstbar macht;" darum habe er sich für Parsival entschieden. Man hat auf der Geschichte des Claudischen Kaiserhauses in der römischen Kaiserzeit eine Theorie vom Cäsarenwahnsinn aufgebaut, die als eine willkürliche, geschichtlich unbegründete entschieden abzulehnen ist. Leopold von Ranke hat gegen diese Versuche Verwahrung eingelegt, weil sie die Exzesse, die bei jenen Imperatoren vorkamen, aus den individuellen Eigenschaften der Träger des Purpurs allein herleiten wollte. Die Nutzanwendung dieser Konstatierung für die geschichtliche Beurteilung Ludwigs II. ergibt sich von selbst. Und wenn der kranke König, anders als sein Großvater, als König ohne Krone nicht mehr sein wollte, wenn ihm Leben schließlich gleichbedeutend war mit Bauen, so können wir vor der erschütternden Tragik seines Geschickes nur schweigend trauern. Wir betrachten eine Kerze, nicht weil sie sich schließlich selbst verzehrt, sondern weil sie uns Licht spendet. Napoleon I. nennt die Leute von Genie die Meteore, die brennen müssen, ihr Jahrhundert zu erleuchten. Auch Ludwig II. wird in der Geschichte fortleben nicht als der kranke Mann, sondern als der begeisterte Herold des neuen Deutschen Reiches, der ideale Führer seines Volkes zum Edlen, Guten, Wahren, Schönen. Und so dürfen wir ihm das Lob spenden, das Goethe dem Lieblingsdichter des Königs in die Gruft nachgerufen hat:

— hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Prinzregent Luitpold.
Gemälde von **Wilhelm Räuber**, im Privatbesitz des Künstlers.

Zehntes Kapitel.

Die Regentschaft.

Wenn wir eine Landschaft mit ihren Bodensenkungen und Hebungen, Wäldern und Flüssen, menschlichen Siedelungen, Kulturland und Einöden betrachten wollen, so gewinnen wir von ihr nur eine unvollkommene Vorstellung, solange wir uns in gleicher Höhe mit ihr befinden. Wir müssen uns an einen erhabenen Punkt begeben, dann erweitert sich unser Gesichtskreis. Der Historiker soll nun zwar auf einer höheren Warte stehen als auf der Zinne der Partei; aber auch so ist es ihm unmöglich, alle Strömungen seiner Zeit zu verstehen und erschöpfend zu beurteilen. Vergleichen wir die öffentliche Meinung in irgend einer abgeschlossenen Periode der Vergangenheit mit dem Bilde, das die moderne Geschichtschreibung davon entwirft, so werden mannigfaltige Gegensätze offenbar: so manche Erscheinung, die von den Zeitgenossen kaum beachtet wurde, genießt bei der Nachwelt das höchste Lob, und viele Ideale, die den Stolz der Mitlebenden bildeten, werden von ihrem hohen Piedestal herabgerissen und in den Staub getreten. Über die jüngste Vergangenheit kann eine objektive kritische Geschichtschreibung das letzte Wort noch nicht sprechen. Aber trotz dieses Vorbehalts können wir heute schon mit innigem Danke die wunderbare Fügung Gottes erkennen, daß in der schwersten inneren Krise, die unserem Staatswesen beschert wurde, ein Fürst von Welterfahrung und größter Reife des Urteils mit sicherem Blick und fester Hand die Zügel der Regierung ergriff, obwohl er nach seiner früheren Vergangenheit berechtigten Anspruch auf eine ruhige und sorgenlose Zurückgezogenheit erheben konnte. So ist schon die Übernahme der Regentschaft durch Prinzregent Luitpold ein Beweis jener für alle seine Untertanen vorbildlichen biederen Berufstreue, die er in jeder Lebenslage bis heute bewiesen hat.

Mögen andere Monarchen, dem Phaeton vergleichbar, durch glänzendere, sinnenfälligere Eigenschaften die Aufmerksamkeit der Welt auf sich lenken, ist darum das rührende Pflichtgefühl des Regenten, das auch die kleinste Arbeit in ihrem Werte erkennt, die schlichte und einfache Art seines fürstlichen Sinnes, die edle Wärme seines Gefühlslebens, die auf jeden übergeht, der in seine Nähe kommt, die aufrichtige Andacht seiner aus dem Herzen kommenden Frömmigkeit, sein ungetrübter Gerechtigkeitssinn, der jedem das Seine gibt und in Wahrheit über allen Parteien steht, weniger wahr, weniger wert? Schon in seiner Jugend bildete er die Freude der Eltern. Wir kennen die Erziehungsgrundsätze Ludwigs I., denen unser Regent nur Ehre gemacht hat. „Luitpold wird recht tüchtig, er ist gar brav," bekundete der königliche Vater 1835 und dem Zweiundzwanzigjährigen stellte er das Zeugnis aus:

niemals
Hast du die Eltern gekränkt, Freude bereitend allein.

In Würzburg geboren, verlebte der Knabe die frühesten Jahre seiner Kindheit in der schönen unterfränkischen Kreishauptstadt. Großjährig geworden am 12. März 1839, legte er den Verfassungseid ab und seine Pflichten als Mitglied der Reichsratskammer nahm er von Anfang an sehr ernst. 1848, 1870 und noch öfter in entscheidender Stunde ist er nach seiner innersten Überzeugung mit der ganzen Wucht seiner männlichen Persönlichkeit für das Beste des Vaterlandes eingetreten. 1839 stand er als Artilleriehauptmann in der Dienersgasse, am Kosttor und vor der Lehelkaserne Schildwache in München wie ein gemeiner Soldat, und mit den übrigen Kameraden teilte er die hölzerne Lagerstätte des Wachtzimmers. Schon in den vierziger Jahren wird er in einem Soldatenlied als „Bayerns erster Kanonier" gefeiert, und mit Moltke betrachtete er fortan die Armee als die vornehmste aller Institutionen im Lande, die das Bestehen aller übrigen Einrichtungen, aller politischen und bürgerlichen Freiheit, aller Schöpfungen der Kultur, der Finanzen gewährleistet. 1866 erhielt er die Feuertaufe; mit seinem ältesten Sohn legte er damals Proben unerschütterlichen Mutes ab. Als Generalinspekteur und Generalfeldzeugmeister machte er den ganzen Feldzug 1870 bis zum Ende im Hauptquartier König Wilhelms I. von Preußen mit. Er war dabei, als Napoleon auf der Höhe von Frenois durch General Reille brieflich Wilhelm I. seinen

Prinzregent Luitpold.
Gemälde von Paul Wagner in der K. Neuen Pinakothek.
(Nach Photographie von Franz Hanfstaengl.)

Degen zu Füßen legte. Heute weiß man auch von den ausgezeichneten Diensten, die Prinz Luitpold durch seine vermittelnde Stellung zwischen der deutschen Kriegsleitung und dem österreichischen Kabinette der deutschen Sache damals geleistet hat. Sein militärischer Geist lebt in seinen Söhnen, den Prinzen Leopold und Arnulf, fort, von denen der ältere am 1. Dezember 1870 bei Villepion das eiserne Kreuz I. Klasse erwarb. Der älteste Sohn, Ludwig, widmete sich nach 1866 ausschließlich den Werken des Friedens. Sein Grundsatz ist: Ich will stets mit dem Volk für das Volk arbeiten; in landwirtschaftlichen Fragen wird er auch außerhalb Bayerns als Autorität gerne zitiert und die Verleihung des Ehrendoktors der Nationalökonomie durch die Münchener staatswissenschaftliche Fakultät der Universität erfolgte sowenig nach byzantinischem Recht als seine Ehrenpromotion zum ersten Dr. ing. der technischen Hochschule. Seine Schwester, Prinzessin Therese, Ehrenmitglied der Akademie, vereint mit weiblicher Anmut männlichen Forschergeist. Uberhaupt kann man ohne Übertreibung sagen, daß kein Herrscherhaus gegenwärtig in so enger Verbindung mit dem wissenschaftlichen Leben steht als das wittelsbachische. Auch Prinz Ruprecht hat sich neuerdings mit gutem Erfolg als Schriftsteller betätigt, und Prinz Ludwig Ferdinand, dessen Gemahlin unter die Jüngerinnen Klios gegangen ist, sowie Herzog Karl Theodor finden ihre Befriedigung in dem menschenfreundlichen Beruf des Arztes. Unser Regent, der keine Universität besuchte, aber von Universitätsprofessoren Unterricht erhalten hat, weiß wohl, daß die Wissenschaft nur in der Freiheit gedeihen kann; aber er läßt es an Unterstützung nicht fehlen, wo sie seiner bedarf, und unter seinen Tisch- und Jagdgästen sieht er gerne hervorragende Gelehrte. Daß die Wissenschaft heute in Bayern eine ebenso bevorzugte Stellung einnimmt wie in anderen Ländern, das beweisen Namen wie Röntgen und Baeyer, die in der ganzen Welt mit Ehren bekannt sind.

Prinzregent Luitpold hat als Schüler Maßmanns in seiner Jugend alle Übungen des Leibes eifrig betrieben, ein gewandter Tänzer, ein ausdauernder Schwimmer, ein eifriger Jäger und guter Schütze, ein geschickter Fechter, ein fescher Reiter und ein vortrefflicher Bergsteiger. „Pflege der Jugend schafft rüstiges Alter," konnte er später aus eigener Erfahrung schreiben, und die Rüstigkeit des bald Fünfundachtzigjährigen beschämt manchen dekadenten Jubelgreis in den Zwanzigen. Auch ein gutes Stück Welt

hat er in früheren Jahren mit offenen Augen gesehen: Italien und Griechenland, Spanien, Portugal und Marokko, den Orient und Ägypten. Im Palazzo Pitti in Florenz holte er sich 1844 die Lebensgefährtin, die ebenso kluge wie schöne Erzherzogin Auguste von Toskana, mit der er in zwanzigjähriger Ehe ein überaus glückliches Familienleben von beinahe bürgerlicher Einfachheit führte. „Bei Luitpold und Auguste", schreibt Ludwig I. 1849, „währt die Flitterwoche fortwährend." Allein des Lebens ungemischte Freude wurde auch unserem geliebten Regenten nicht zuteil. 1864 sah er rasch nacheinander den Bruder, die Schwester, die Gattin trauernd ins Grab sinken, und 1886 verlor er den einen Neffen durch den Tod, während er für den anderen, von unheilbarer Krankheit befallenen, die Regierung ergreifen mußte.

Er tat dies als ein kerndeutscher Mann. Die Freundschaftsversicherungen Wilhelms I. anläßlich des Thronwechsels beantwortete er dahin, daß er „nichts sehnlicher erstrebe, als die Aufrechterhaltung und Befestigung der so glücklich bestehenden innigen und vertrauensvollen Beziehungen, welche zum Heile Deutschlands die Kronen Preußens und Bayerns verbinden." Luitpold übertrug dann auch die Freundschaft, die ihn durch achtundvierzig Jahre mit dem Begründer des Reiches verbunden, auf den Sohn und Enkel. Wilhelm II. hat es selbst bei seinem Besuche in München 1888 feierlich bekannt: „Wie im Jahre 1870 das bayerische Königshaus den ersten Schritt zum Neuentstehen unseres geeinigten Vaterlandes tat, so haben Eure Königliche Hoheit das Beispiel für Deutschlands Fürsten gegeben und haben als Erster mir Ihren Rat und Ihre Freundschaft in kräftigem Handschlag dargeboten." Der ersten Reichstagseröffnung durch den neuen Kaiser wohnte der Regent in Berlin, wo er auch mit dem Fürsten Bismarck eine lange Unterredung hatte, persönlich bei, und zur Zentenarfeier Wilhelms I. 1897 eilte er wieder dorthin, nach den Worten seines Sohnes, „um seine gut deutsche Gesinnung zu zeigen, um den Kaiser Wilhelm I. bei seiner Zentenarfeier zu ehren." Seine gute deutsche Gesinnung hat er immer bewiesen, wo es galt, für deutsche Interessen einzutreten, und seine Untertanen sind ihm auch hierin stets willig gefolgt. In China und in Südwestafrika hat die alte bayerische Tapferkeit sich wieder bewährt, während dem Lande nicht ohne die Mitwirkung des Regenten der Friede gewahrt blieb.

Treu den Traditionen seines Hauses steht Luitpold auch immer auf dem Boden der Verfassung. Bei der Ablegung des Regenteneides hielt

Prinzessin Auguste, Gemahlin des Prinzen Luitpold,
mit dem Prinzen Ludwig.
Handzeichnung von F. N. Heigel. (Aus dem König Ludwig Album.)

er eine Ansprache, die dahin endigte: „Möge es mir vergönnt sein, zum Wohle des treuen und geliebten Landes wirken zu können. Das ist mein sehnlichster Wunsch, das walte Gott.“ Wir wissen, wie dieses Gelübde erfüllt wurde. Als ein förmliches Regierungsprogramm kann man das Handschreiben ansehen, mit dem er das Enthebungsgesuch des Gesamtministeriums vom 5. Juli 1886 beantwortete: er versicherte die Minister als hochbegabte, charaktertüchtige und geschäftsgewandte, nicht in einseitigen Parteianschauungen befangene, sondern lediglich des Landes Wohl und Bestes anstrebende Männer, welche durch ihren Mut, ihre Ausdauer und Selbstverleugnung das Land in schwerer Zeit vor inneren Wirren und unabsehbaren Verwicklungen nach außen gerettet, seines vollsten Vertrauens und bezeichnete als Hauptzielpunkte seines Strebens den Schutz der Religion, Wahrung des konfessionellen Friedens, die Pflege der geistigen und materiellen Güter des Volkes. Der Regent liebt es nicht, seine Räte häufig zu wechseln. Nach dem Abgang des Freiherrn von Lutz übernahm Graf Crailsheim und später Freiherr von Podewils den Vorsitz im Staatsministerium. Was unter diesen Männern für das Wohl des Landes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens geleistet wurde und noch geleistet wird, dessen können wir uns täglich von Herzen freuen. Schon jetzt steht fest, daß der ungeheure wirtschaftliche Aufschwung das hervorstechende Merkmal der gegenwärtigen Ära in Bayern ist. Das wird besser als trockene Zahlen, die jährlich wieder wechseln, die Jubiläumsausstellung in Nürnberg in diesem Jahre dartun, wo aller Welt offenbar werden soll, daß unser Vaterland bei dem friedlichen Wettkampf der Völker um die Güter der Kultur nicht zurücksteht. Des Fürsten weiter Blick umspannt in gleicher Weise alle Gebiete der menschlichen Tätigkeit; aber seinem Herzen am nächsten steht die Kunst. Ein reicher Kranz von herrlichen Bauten für profane und kirchliche Zwecke und von Denkmälern in Stein und Erz, nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in den übrigen Landesteilen, wird noch der Nachwelt Kunde geben davon, daß Luitpold als echter Wittelsbacher den idealen Traditionen seines Hauses treu geblieben ist; und es sind darunter Meisterleistungen ersten Ranges. Treu seinem Grundsatz:

Ältestes bewahrt mit Treue
Freundlich aufgefaßt das Neue,

hat der greise Herrscher, dessen Geist noch ebenso jugendfrisch ist, wie sein

Körper rüstig, neben den älteren Malweisen auch jener jugendlichen Richtung von Anfang an seine Gunst geschenkt, die sich als „Sezession" zusammengeschlossen hat. Wie muß es ihn freuen, wenn er jetzt die früheren Stürmer und Dränger zu abgeklärten Kunstschöpfungen sich hindurchringen sieht.

Es ist ein weiter Weg, den das bayerische Volk, von seinen Fürsten geführt, im 19. Jahrhundert durchmessen hat; er geht nicht nach abwärts, sondern führt in unverkennbarem Fortschritt in die Höhe. Die Könige und Regenten Bayerns haben seit einem Jahrhundert in der klaren Erkenntnis, daß ihrem Staate ohne große kulturelle Ziele bei seinen engen Grenzen nur eine beschränkte Entfaltung seiner Mittel möglich sei, durch treue unentwegte Hegung aller nationalen Schätze und Entbindung der höchsten bildenden Kräfte dem Lande nicht nur eine geistige innere Einheit, sondern auch in der deutschen Entwicklung eine bedeutsame Rolle verschafft. Wohl fehlt es auch in dem letzten Jahrhundert nicht an traurigen Episoden; aber wie wäre historisches Leben überhaupt möglich ohne tragische Schuld, und wann wäre ein Fortschritt ohne Schmerz und Kampf errungen worden? Geben wir uns berechtigter Freude hin über eine große Vergangenheit, ohne vor den dunklen Blättern unserer Geschichte das Auge zu schließen, lassen wir uns die Arbeit verflossener Generationen als leuchtendes Vorbild dienen zu unausgesetzter Mitwirkung an den Kulturaufgaben des modernen Staates, sehe ein jeder einzelne von uns mit Fichte in seinem Vaterlande die Verwirklichung seiner irdischen Ewigkeit! Alle unsere Könige, und nicht zuletzt unser Prinzregent, haben uns ja gezeigt, nicht in der Freude besteht der wahre Gehalt des Lebens, sondern in der Arbeit. Nur darum können alle Stämme in dem letzten Jahrhundert mit S. Riezler das glücklichste ihrer Geschichte erblicken, auch die, welche früher nicht unter wittelsbachischem Szepter gestanden haben, und in diesem Bewußtsein liegt der beste Trost in gegenwärtigen Enttäuschungen, die schönste Hoffnung auf künftige Erfolge.

Vier Generationen im bayerischen Königshause.
Nach einer Originalaufnahme im Hofatelier Friedrich Müller.

Personenverzeichnis.

Abel 60, 73, 76, 101 f., 103, 107, 134.
Adalbert, Prinz von Bayern 60.
Adam, Albrecht 96.
— Gebrüder 33.
Alexander, Prinz von Hessen 150.
Alexander II., Kaiser von Rußland 171, 184.
Alquier 11.
Amalie, Tochter Max I. 32.
Arco, Graf 53, 99.
Aretin, Freiherr v. 7, 30, 31, 44, 53, 129.
Aristoteles 140.
Armansperg, Graf L. 61, 62, 66, 76, 77.
Arnim, B. v. 98.
Arnim v., preußischer Gesandter in München 124, 143.
Arnulf, Herzog von Bayern 1.
Arnulf, Prinz von Bayern 191.
Aufseß, H. Freiherr v. 81.
Auguste, Deutsche Kaiserin 157.
Auguste, Prinzessin von Bayern 17 f., 56.
Auguste, Erzherzogin von Toskana, Gemahlin des Prinzen Luitpold 192.
Authari 20.
Aventin 5.

Baader, Franz v. 31, 68.
Baader, Joseph v. 64.
Baeyer 191.
Baranoff, A. v. 31.
Beauharnais, Eugène 17 f., 38.
Becker, N. 72, 77.
Benedek 147.
Benedetti 162.
Bennigsen 168.
Bernadotte 15.
Beham, Barthel 85.
Beust 145.
Bièvre, de 94.
Bismarck, Johanna, Fürstin v. 121, 174.
Bismarck, Otto, Fürst v. 13, 14, 21, 77, 119, 120, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 158, 161, 168, 169, 170, 174, 187, 192.
Blankenburg 165.
Blücher 48, 49.
Bluntschli 104, 109, 133, 138, 139.
Bodenstedt 137, 138.
Boisserée 91.
Bonaparte 17.
Bothmer, Graf 152.
Botticelli 91.
Brater, K. 111, 159.
Braun, Heinrich 3.
Bray, Graf 102, 103, 117, 161 f., 163, 164, 168, 169.
Breyer 30.
Brinckmann 34.
Brugger 97.
Brunelleschi 85.
Bülow, Hans v. 152, 180.
Bürkel, Heinrich 96.
Bürkel v., Ministerialdirektor 187.
Byron 75, 137.

Cadore, Herzog v. 161.
Canova 86.
Carriere 138.
Cassagnac 156.
Catel 86.
Cetto, Frhr. v. 28, 29.
Charlotte, Tochter Max I. 56.
Crailsheim, Graf 193.

Christ 86.
Christian VIII., König von Dänemark 78.
Christian IX., König von Dänemark 123.
Christian, Herzog von Zweibrücken 8.
Claude-Lorrain 87.
Cornelius, K. A., Historiker 137.
Cornelius, P., Komponist 180.
Cornelius, Peter, Maler 72, 85, 86, 87, 88, 89 f., 94, 95.
Cotta 24, 66, 97.
Cromwell, Oliver 19.

Dalberg, W. H. Frhr. v. 81.
Dahlmann 106, 116.
David 95.
Davoust 32.
Decaën 11.
Defregger 96.
Delbrück 168.
Deroy 36, 40.
Diderot 26.
Dillis 33, 87.
Dingelstedt 138, 139.
Döderlein 40.
Dohm 14.
Döllinger 4, 45, 54, 68, 72, 73, 111, 127, 129, 136, 142, 160, 177, 184.
Dollmann 138.
Dönniges 127, 138, 139.
Dorner 33.
Dove 116.
Düfflipp 187.
Dürer 33, 95, 97.
Duroc 17.
van Dyck 33.

Eberhard 33, 86.
Eck s. Maier.
Effner 53.
Eisenhart 162.
Elisabeth, Tochter König Max I. 32.
Eyck, Jan van 84.
Eynard 75.

Falk 178.
Fallmerayer 106.
Favre, Jules 156.
Ferdinand Maria, Kurfürst von Bayern 3.
Fesch, Kardinal 28.
Feuerbach, Anselm, Jurist 21, 30, 31 f., 35, 38, 42, 44.
Feuerbach, Anselm, Maler 184.
Feuerbach, Ludwig 184.
Fichte 30, 194.
Fischer, Bürgermeister von Augsburg 163.
Fischer, K. v. 32.
Foltz 96.
Föringer 135.
Frank, Pater 3.
Franz II., Kaiser von Österreich und Deutschland 4, 9, 15, 16, 17, 18, 28, 33, 39, 42, 48, 49, 59.
Franz Joseph, Kaiser von Österreich 120, 121, 148.
Frauenberg, Frhr. v. 30.
Frauenhofer 33, 63.
Fresenius 182.
Friedrich, Herzog von Augustenburg 124, 143, 144.
Friedrich Barbarossa 2.
Friedrich Wilhelm I., Kurfürst von Brandenburg 178.
Friedrich VII., König von Dänemark 123.
Friedrich I., König von Preußen 19.
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 98.
Friedrich der Große 14, 24, 33, 59, 79, 178.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 58, 107, 117, 118, 130.
Friedrich Karl, Prinz von Preußen 167.
Friedrich Wilhelm Karl, Prinz von Preußen 106.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs 164, 165, 169, 174.
Friedrich der Schöne von Österreich 80.
Friedrich Eugen, Herzog von Württemberg 8.
Friedrich I., König von Württemberg 15, 17, 47.
Friedrich Michael, Herzog von Zweibrücken-Birkenfeld 8.
Fröbel, J. 121.
Fuchs 135.

Gabelsberger 113.
Gagern, Frhr. v. 43.
Gallait 94.
Gärtner, Fr. 93.
Geibel 137, 138, 139.
Gentz 10, 19.
Gerard 95.
Ghirlandajo 91.
Gietl, v. 138.
Gisela, Gemahlin des Prinzen Leopold von Bayern 183.
Gluck 180.
Gneisenau 48.
Goethe 70—72, 81, 83, 89, 90, 96, 97, 98, 99, 137, 140, 181, 182, 188.
Gönner 68.
Görres, J. 51, 58, 68.

Gravenreuth, Frhr. v. 14, 15—17.
Greiner 76.
Grillparzer 181.
Grotius 10.
Gümbel 135.
Gustav Adolf 84.

Häffelin, Bischof 51.
Halbig 97, 185.
Haller v. Hallerstein, Frhr. 33.
Hardenberg 16, 28.
Harleß 160.
Hartmann, General 150, 165, 166.
Hatto, Erzbischof von Mainz 122.
Haugwitz 28.
Haushofer, Max, Maler 96.
Haushofer, Max, Professor 138.
Haydn 11.
Hebbel 139, 181.
Heeren 106.
Hefner-Alteneck, J. v. 129.
Hegel, C. 136.
Hegel, Fr. 4, 15.
Heigel, K. v. 182.
Heigel, K. Th. 100.
Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern 174.
Heinrich IV. von Frankreich 21.
Helvetius 26.
Herder 81.
Herz, Henriette 86.
Heß, Heinrich 91, 96.
Heß, Karl Ernst 33.
Heß, Peter 33, 76, 96.
Heydeck 75 f., 88.
Heyse, 137, 138, 139.
Hofer, A. 39.
Hofmann, C. 135.
Hohenhausen, v. 106, 131.
Hohenlohe-Schillingsfürst, C., Fürst zu 154, 155 bis 159, 161, 173, 178.
Holland, B. 31.
Holnstein, Graf 170.
Homer 90.
Hormayr 68, 106.
Huber 128 f.
Humboldt, A. v. 43.

Ickstadt 3.
Imhof 31.
Jacobi 30, 32.
Jacobs 29.
Jahn 99.
Jean Paul 55.
Johann von Bayern, Bischof von Lüttich 84.
Joseph Clemens von Köln 3.
Joseph II., Deutscher Kaiser 25.
Johann, Erzherzog von Österreich 11, 117.
Johann, König von Sachsen 57.
Jolly 168.
Jörg, E. 162, 164.
Julius II., Papst 85.

Kainz, J. 171, 179, 186.
Kaltenegger Bräu 9.
Kant 30, 31.
Karl, Prinz von Baden 17.
Karl, Prinz von Bayern 48, 49, 103, 114, 123, 149, 150, 151.
Karl der Große 1, 20, 64, 72.
Karl V., Deutscher Kaiser 2, 3, 94.
Karl Albert, Kurfürst von Bayern 3.
Karl August, Großherzog von Weimar 71.
Karl August, Herzog von Zweibrücken 8, 10.
Karl Theodor, Kurfürst von Bayern 3, 5, 7, 8, 10.
Karl Theodor, Herzog von Bayern 161, 191.
Karl Theodor von Dalberg, Kurerzkanzler 20, 28.
Karoline, Königin von Bayern 17, 56, 57.
Kaufmann, Angelika 86.
Kaulbach, W. v. 90, 95, 96, 98, 131, 138, 139.
Ketteler, Bischof 160.
Kirschbaum 86.
Kleinschrot 72.
Klenze, L. v. 32, 33, 72, 84, 86, 93.
Knapp, 135.
Kobell, Ägid 76.
Kobell, Franz v., Maler 33.
Kobell, Franz v., Professor 138, 139.
Kobell, Luise v. 138.
Kobell, Wilhelm v. 33.
Koch, J. A. 86, 96.
Koch, Frhr. 46.
Kolb 117.
Konstantin der Große 73.
Körner, Th. 72, 81.
Kreittmayr 6.
Kreling 95.

Lachner, Fr. v. 72.
La Garde, Graf 9.
Lang, Karl Heinrich Ritter v. 21, 53.
Langer (2) 33.
Langer, Peter, 97.
Lasker 168.
Lassaulx 138.
Latour, Graf 156.
Lavalette 9, 57.
Leher, H. 49.
Leibniz 140.
Lenbach 85, 96.
Lenz, Max 29.

Leo X., Papst 85.
Leopold, Prinz von Bayern 184, 191.
Leopold, Prinz von Koburg 76.
Leopold, Prinz von Hohenzollern 162.
Lerchenfeld, G. Frhr. v. 7.
Lerchenfeld, Max Frhr. v. 50, 51, 53, 58, 60, 61, 65.
Lessing 89.
Lewald 83.
Liebig 135, 138, 184.
Lichtenthaler 106.
Lindenschmidt 96.
Lingg 139.
Lippert 3.
Lippi, Filippo und Filippino 91.
Liszt 179.
Löher 138.
Lucchesini 14.
Luden 68.
Ludovike, Tochter Max I. 32.
Ludwig der Bayer 80.
Ludwig I., König v. Bayern 4, 9, 16, 17, 20, 32, 33 f., 35—37, 38, 39, 41, 43, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52 f., 54, 56, 58—105, 113, 163, 184, 185, 190, 192.
Ludwig II., König v. Bayern 4, 141, 142—188.
Ludwig, Prinz 65, 99, 151, 169, 184, 191.
Ludwig Ferdinand, Prinz von Bayern 191.
— Prinzessin 191.
Ludwig der Deutsche 1.
Ludwig XIV., König von Frankreich 92, 185, 186.
Ludwig XVI., König von Frankreich 8.
Luise, Königin von Preußen 18.
Luitpold, Prinz 4, 85, 99, 100, 114, 123, 150 f., 161, 170, 181, 189—194.
Lupin, Frhr. v. 60.
Luther 2, 80.
Lutz, Frhr. v. 168, 173, 177 f., 193.
Luxburg, Graf 66.

Mack 15.
Mac-Iver 79, 166.
Mac Mahon 165.
Maffei 63.
Maier, Johann gen. Eck 2.
Manfredini 91.
Manteuffel 149, 150.
Marc Aurel 140.
Maria Anna, Herzogin in Bayern 4.
Marie, Tochter König Max I. 32.
Marie, Königin von Bayern 106, 141, 183 f. 187.
Maria Theresia, Königin von Ungarn 3.
Martius 68, 72.
Massena 36.
Maßmann 69, 191.
Maurer, Staatsrat 68, 75, 76, 103.
Max Joseph I., König von Bayern 1, 2, 4, 5—57, 61, 105, 139.
Max II., König von Bayern 4, 39, 79 f., 92, 99, 104, 105—141, 142, 143, 173, 177, 182, 185.
Max I., Kurfürst von Bayern 3, 21, 58, 97, 105.
Max Emanuel, Kürfürst von Bayern 1, 3, 40.
Max Joseph III., Kurfürst von Bayern 3, 80.
Maximilian I., Deutscher Kaiser 87.
Mecklenburg-Schwerin, Großherzog v. 138, 151, 166.
Menzel, W. 160.
Mercy-Argenteau, Graf 50.
Metternich 21, 42, 49, 54, 59.
Michel 23.
Miller 91.
Mittnacht, Frhr. v. 168.
Mohl 157.
Möhler 102.
Moltke, Graf 156, 166, 190.
Montez, Lola 102 f.
Montgelas, Ernestine, Gräfin v. 42.
Montgelas, Johann Sigmund Frhr. v. 10.
Montgelas, Maximilan Graf v. 9, 10, 13 f., 20 f. 22, 25, 28, 29, 31, 34, 35, 42, 46, 50, 51 f., 64, 76, 83, 119.
Moreau 11.
Morgenstern 96.
Mozart 7, 81, 180.
Muffat 135.
Müller, A. 96.
Müller, Friedrich v. (Kanzler) 70, 71.
Müller, Johannes v. 5, 12, 14, 26, 30, 55, 80, 81.
Müller, Wilhelm 75.
Murat, Herzog von Berg 28.

Napoleon I. 14, 15, 17, 20, 23, 28, 31, 34, 35, 36, 38, 40, 45, 46, 47, 48, 49, 165, 188.
Napoleon III. 61, 79, 80, 119, 120, 156 f., 165, 166, 190.

Neumayer 143.
Neumayr 135.
Neureuther, Eugen 97.
Neureuther, Gottfried 177.
Neveu 11, 84.
Niebuhr 86.
Niethammer 30.
Nohl 180.
Normann 75.

Ohlmüller 93.
Ohm 63.
Oken 68.
Olivier F. 156.
Otto I., König von Bayern 184, 192.
Otto, König von Griechenland 59, 60, 76 f., 83, 88, 104.
Otto Heinrich, Kurfürst von der Pfalz 21.
Oudinot 48.
Overbeck 86, 95.
Oxenstierna 10.

Palm, J. Ph. 34, 81.
Palmerston 77.
Palladio 92.
Pallhausen 31.
Parsival 188.
Pascal 140.
Paulus Diakonus 1.
Pechmann 65.
Perugino 91.
Pettenkofer 135, 138.
Pfeffel 161.
Pfistermeister, v. 179.
Pfordten, L. Frhr. v. d. 118, 119, 124, 125, 127, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 152, 153, 154, 170.
Piloty 95, 96, 138.
Platen, Graf 28, 37, 42, 45, 48, 49, 52, 58, 70.
Plato 140.
Pocci, Graf 124, 137.
Podewils, Frhr. v. 193.
Possart 181.
Pözl 138.
Prandh, Frhr. v. 156, 162, 164, 168.
Preysing 9.
Pückler-Muskau, Fürst v. 138.

Quaglio 33.

Ranke 106, 133, 135, 136, 141, 142, 179, 188.
Radetzky 81.
Rafael 33, 91, 106, 140.
Rauch 86, 97.
Raumer 68, 106.
Raupach 98.
Reber, Fr. v. 92, 95.
Rechberg, A., Graf 50, 54.
Redwitz, Frhr. v. 139.
Reichenbach 33, 63.
Reiffenstuel 63.
Reigersberg, Graf 50.
Reille, General 191.
Reindl 60.
Reinhart 86.
Reitzenstein, Frhr. v. 28.
Rembrand 33.
Richelieu 10.
Riedel, Bischof von Regensburg 102.
Riedel, Frhr. v., Minister 176, 187.
Riegel 87.
Rietschel 97.
Riehl, W. H. 107, 127, 132, 138.
Riezler, S. 160, 194.
Ringseis 72, 137.
Rittler, Dr. 178.
Rockinger 136.
Röntgen 191.
Roon 165.
Rosenberg, Fürst 37.
Rotteck 62.
Rottmann, K. 69, 96.
Rubens 33.
Rubinstein 139.
Rückert, Fr. 43, 72, 154.
Rudhart 135.
Rudolf von Habsburg 96.
Ruge, A. 160.
Ruland 158, 160.
Ruprecht, Prinz von Bayern 191.

Sailer, Bischof 102, 105.
Salabert 32.
Samassa 49.
Sambuga 73.
Sandner 135.
Sanudo 4.
Saphir 70, 83.
Savigny, Frhr. v. 30.
Schack, Graf 138, 139.
Schadow 33, 86, 90.
Schelling 30, 31, 58, 68, 72, 106, 107, 112, 115 f., 126 f., 130, 132, 133, 134, 140.
Schenk, E. v., Minister 62, 72.
Schenk, Heinrich v. 25.
Schiller 4, 70, 71, 81, 86, 90, 120, 137, 140, 179, 181.
Schinkel, Fr. 93.
Schlosser 115.
Schlichtegroll 29.
Schmeller 68.
Schmerling 121.
Schmidt, Friedrich 23, 56.
Schneegans 182.
Schnorr v. Carolsfeld 86, 87.
Schorn 96.
Schraudolph 96.
Schrenk, Frhr. v. 119, 143.

Schröder, S. 72.
Schubert 68, 139.
Schwanthaler, L. 97.
Schwarzenberg, Fürst 48.
Schwind, M. v. 95.
Seidel 135.
Semper 180.
Senefelder 33.
Senfft, Graf 46.
Seni 96.
Sepp 137, 163.
Seydel, M. v. 35, 54.
Shakespeare 140, 180, 181.
Sicherer, H. v. 77.
Siegfrid 98, 174, 188.
Sigl, Dr. 161, 162.
Socher 31.
Sophie, Herzogin in Bayern 183.
Sophie, Tochter Max I. 32.
Soemmering 63.
Speckbacher 39.
Spruner v. 135, 138.
Stauffenberg, Frhr. v. 163.
Stein, Frhr. v. 43, 45, 53.
Steinheil 63.
Steinle, E. 95.
Stephenson 64.
Stieler, J. K. 71, 97.
Stier 131.
Streber, Bischof 31, 105.
Stuck 85.
Sully 10.
Suttner 51.
Sybel, H. v. 136, 137, 138, 139.

Taillandier, St. René 126.
Talleyrand 10, 12, 13, 15, 17.
Tann, v. d., General 78, 129, 138, 147, 148, 150, 152, 165, 166 f.
Tassilo 20.
Taufkirchen, Graf 156.
Theodolinde, Herzogin von Bayern 20.
Therese, Prinzessin von Bayern 191.
Therese, Königin von Bayern, Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, 39, 99.
Thiebaut 68.
Thiers 77, 114, 156.
Thiersch, Fr. 30, 31, 32, 69, 72, 75, 138.
Thon-Dittmer 104, 115.
Thorwaldsen 84, 86, 87, 88, 97.
Thürheim, Graf 50.
Tieck 68, 96.
Tilly 80.
Tizian 33.
Tommaseo 83.
Treitschke, H. v. 21, 84, 101, 103, 160.
Triva 50.

Urban VIII. 3.
Utzschneider 24, 33.

Varnhagen 53.
Vasari 90.
Veit 86, 87.
Viktor Emanuel, König von Italien 144.
Visconti 87.
Vogel v. Falkenstein 150, 151.
Voit, A. v. 93.
Völk 120, 159, 163.
Völderndorff 139.
Voltaire 26.
Voß, H. 75.

Wagner, Martin 33, 86, 88, 97.
Wagner, Richard 84, 172, 179—181, 183.
Wallenstein 80, 96.
Wallerstein, Fürst 91, 103.
Walther von der Vogelweide 2.
Wanner 179.
Weber, C. M. 180.
Weiller, C. 31.
Weishaupt 3.
Wendland 140.
Wessenberg, Frhr. v. 43.
Westenrieder 3, 31, 37, 43.
Westermayer 163.
Widnman 97.
Wiebeking 65.
Wieland 81.
Wilhelm I., Deutscher Kaiser 8, 116, 119, 120, 121, 144, 152, 153, 156, 157, 159, 161, 164, 166, 167, 168, 169, 170, 174, 184, 190, 192.
Wilhelm II., Deutscher Kaiser 192.
Wilhelm IV., Herzog von Bayern 85.
Wilhelmine von Hessen, Gemahlin Max I. 9, 17.
Winkelmann 85.
Wippermann 118.
Wittich 166.
Wittmann 135.
Wolfram von Eschenbach 2.
Wrede 36, 40, 41, 43, 44, 47 f., 50, 114.

York 47.
Ysenburg 36.

Zedlitz 78.
Zentner 30, 51, 53, 62, 66.
Ziebland 93.
Zoller, Frhr. v. 150.
Zschokke 55.

Schlüssel zu der dem Bilde der Abgeordnetenkammer von 1868 (Seite 158) beigegebenen Erklärungstafel.

(Es konnten nur die wichtigeren Namen aufgenommen werden.)

10. Poststallhalter Franz Lehmaier (Fischbach). 13. Pfarrer Thomas Völk (Dürkheim). 15. Regierungsrat Ferdinand Graf von Rambaldi (Allmannshausen). 17. Domkapitular Dr. Anton Schmid (Bamberg). 18. Gutsbesitzer Joseph Hirschberger (Ast), Erster Sekretär. 19. Universitätsprofessor Dr. Joseph von Pözl (München), Erster Präsident. 20. Archivskonservator Edmund Jörg (Landshut). 21. Oberbibliothekar Dr. Anton Ruland (Würzburg). 23. Gutsbesitzer Theobald Graf von Butler (Haimhausen). 26. Bezirksamtmann Regierungsrat Karl von Paur (Kötzing). 28. Gutsbesitzer Karl Freiherr von Schacky (Thierlstein). 29. Reichsrat Eduard von Bomhard (München). 30. Minister des Innern Freiherr von Pechmann. 31. Handelsminister Gustav von Schlör (München). 32. Justizminister von Lutz. 33. Chlodwig Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, Minister des k. Hauses und des Aeußeren. 34. Kultusminister von Gresser. 35. Kriegsminister Freiherr von Pranckh. 36. Finanzminister von Pfretzschner. 37. Gutsbesitzer Franz Freiherr Schenk von Stauffenberg (Rissdissen). 43. Bürgermeister Franz Förg (Donauwörth). 45. Ministerialrat Karl von Nar (München). 46. Regierungsrat Joseph von Morett (Ansbach). 51. Magistratsrat Georg Daudl (Straubing). 59. Appellrat Melchior Stenglein (München). 61. Bürgermeister Dr. Eugen Schneider (Bamberg). 62. Bezirksgerichtsrat August Franz (Windsheim). 63. Advokat Ludwig Louis (Landau). 64. Fabrikbesitzer Leo Haenle (München). 65. Gutsbesitzer Max Freiherr von Perfall (Greifenberg). 66. Dr. med. Ludwig Gross (Tambsheim). 67. Erster Bürgermeister Kaspar von Steinsdorf (München). 68. Appellationsgerichtspräsident Ludwig von Neumayr (München). 69. Gutsbesitzer Max von Auer (Aufhausen). 70. Gutsbesitzer Max Freiherr von Pfetten (Ramspau), Zweiter Präsident. 71. Grosshändler Wilhelm von Neuffer (Regensburg). 72. Hermann Freiherr von Guttenberg (Weissendorf). 73. Advokat Wenzeslaus Wiedenhofer (Neustadt a. W.N.), Zweiter Sekretär. 74. Bezirksamtmann Julius Scheidemandel (Feuchtwangen). 76. Advokat Ludwig Thürmaier (Moosburg). 78. Pfarrer Franz Tafel (Zweibrücken). 80. Appellationsgerichtsrat Gottfried Dingler (Zweibrücken). 82. Bierbrauereibesitzer Gabriel Sedlmayr (München). 86. Bezirksgerichtspräsident Karl Theodor Böcking (Zweibrücken). 87. Bezirksrichter Friedrich Croissant (Frankenthal). 88. Buchhändler Mathias Waldbauer (Passau). 89. Universitätsprofessor Dr. Karl Edel (Würzburg). 90. Bezirksamtmann Regierungsrat Karl Breidenbach (Freising). 91. Fabrikant Karl August Bischoff (Würzburg). 94. Dr. Eduard Meier (Fürth). 95. Landrichter Karl Alwens (Bergzabern). 97. Pfarrer Peter Gelbert (Landau). 99. Apotheker Jakob Vierling (Welden). 100. Bürgermeister Friedrich Strobel (Schwabach). 101. Kaufmann Heinrich Brandenburg (Wunsiedel). 105. Kaufmann J. G. Langguth (Hersbruck) 106. Eisenhändler Franz Rebay (Günzburg). 107. Kaufmann Joseph Benzino (Landstuhl). 108. Pfarrer Georg Heinrich Vogt (Glanmünchweiler). 109. Bürgermeister Karl von Schultes (Schweinfurt). 110. Fabrikbesitzer Karl Crämer (Doos). 112. Anwalt Karl Golsen (Zweibrücken) 113. Gutsbesitzer Rudolf Christmann (Dürkheim). 114. Advokat Dr. Joseph Völk (Augsburg). 115. Bezirksgerichtsdirektor Gustav Hohenadel (Augsburg). 116. Landrichter Friedrich Kirschner (Nürnberg). 117. Resign. Bürgermeister Dr. Karl Brater (Nördlingen). 118. Bankier Friedrich Feustel (Bayreuth). 119. Bürgermeister Friedrich Kirchner (Sulzbach). 120. Gutsbesitzer Adolph von Grafenstein (Hammergänlas). 121. Bürgermeister Hermann von Münch (Hof). 122. Bäckermeister Karl Pöhlmann sen. (Münchberg). 126. Oberzollinspektor Ferdinand von Soyer (Ludwigshafen). 127. Advokat Dr. Karl Barth (Augsburg). 128. Gutsbesitzer Ludwig Andreas Jordan (Deidesheim). 129. Rechtsanwalt Ignatz Streit (Würzburg). 130. Bezirksgerichtsrat Wilhelm Behringer (Memmingen). 131. Bürgermeister Karl Sing (Neuburg). 132. Advokat Dr. Marquard Barth (Kaufbeuren). 134. Bürgermeister Michael Schobert (Dinkelsbühl). 137. Pfarrer Max Kraussold (Redwitz). 138. Gastwirt Karl Föckerer (Vilshofen). 139. Erster Bürgermeister Ludwig Fischer (Augsburg). 140. Buchdrucker und Zeitungsverleger Georg Friedrich Kolb (Speyer). 141. Bürgermeister Friedrich Wilhelm Mandel (Ansbach).

Berichtigungen:

Seite 12 Zeile 2 von unten statt Österreich mit Frankreich lies: zwischen Frankreich und Österreich.
Seite 30 Zeile 6 statt Volksschulwesen lies: Unterrichtswesen.
Seite 65 Zeile 3 statt war lies: ist.
Seite 185 Zeile 7 von unten statt Helbig lies: Halbig.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

Schriften zur bayerischen Geschichte und Landeskunde

— Wissenschaftliches und Volkstümliches —

Arnold, Hugo, Hauptmann a. D.
Unter General von der Tann. Feldzugserinnerungen eines Kompagnieführers aus dem Jahre 1870/71. 2 Bände. Kart. à Mk. 2.50

Bader, J.
Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs. 2 Bände. 1860/62. Mk. 3.—

Bitterauf, Dr. Th.
Die kurbayerische Politik im siebenjährigen Kriege. 1901. Mk. 5.—

Bitterauf, Dr. Th.
Geschichte des Rheinbundes. Erster Band: Die Gründung des Rheinbundes und der Untergang des alten Reiches. 1905. Mk. 12.—

Bluntschli, J. C.
Denkwürdiges aus meinem Leben. 3 Bände. 1884. Mk. 22.—

Böhm, Gottfried
Ludwig Wekhrlin (1739—1792). Mit zwei Porträts. 1893. Geb. Mk. 6.—

Ditfurth, Fr. W. von
Die historischen Volkslieder des bayerischen Heeres 1620—1870. Mk. 2.40

Dittmar, Dr. Wilh.
Aventin. Von der hist. Kommission der Kgl. Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. 1862. Mk. 5.—

Döllinger, J. von
Akademische Vorträge. 3 Bände. 1889/91. Geb. in Halbfranz Mk. 26.50

Döllinger, J. von
Das Haus Wittelsbach und seine Bedeutung in der deutschen Geschichte. Festrede. 1880. Mk. —.80

Du Moulin Eckart, Graf Dr. Richard
Bayern unter dem Ministerium Montgelas 1799—1817.
Erster Band (1799—1800). 1895. Geb. in Halbfranz Mk. 10.50

Friedrich, Professor Dr. J.
Ignaz von Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt. 3 Bände. 1899/1901. Geb. in Halbfranz Mk. 38.—

Goering, Dr. Th.
Dreißig Jahre München. Kultur- und kunstgeschichtliche Betrachtungen. 1904. Geb. Mk. 3.50

Th. Gümbel, Pfarrer
Erinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers a. d. J. 1870/71. Kart. Mk. 2.80

Heigel, Karl Theodor
Der österreichische Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karls VII. 1877. Mk. 8.—

Heigel, Karl Theodor von
Neue geschichtliche Essays. 1901. geb. Mk. 8.50

Kluckhohn, Aug.
Ludwig der Reiche, Herzog von Bayern. 1865. Mk. 5.20

Kluckhohn, Aug.
Friedrich der Fromme, Kurfürst von der Pfalz, der Schützer der reformirten Kirche 1559—1576. 1878. Mk. 7.—

Kobell, Luise von
Ignaz von Döllinger. Erinnerungen. Mit Gravüre. 1891. Mk. 2.80

Kobell, Luise von
Unter den vier ersten Königen Bayerns. 2 Bände. Mit vier Photogravüren und einer Chromolithographie. 1894. 2 Bände. Geb. Mk. 12.—

Kobell, Luise von
Münchener Porträts nach dem Leben gezeichnet. 1897. Geb. Mk. 3.50

Leibig, Oskar, Pfarrer
Erlebnisse eines freiwilligen Jägers a. d. J. 1870/71. 4. Aufl. 1905. Kart. Mk. 2.80

Lerchenfeld, Max Freiherr von
Zur Geschichte des bairischen Konkordates. 1883. Mk. 2.—

Lerchenfeld, Max Freiherr von
Die bairische Verfassung und die Karlsbader Beschlüsse. 1883. Mk. 3.—

Lerchenfeld, Max Freiherr von
Aus den Papieren des K. b. Staatsministers Maximilian Freiherrn von Lerchenfeld. Mit Porträt. 1887. Mk. 9.—

Luthardt, Aug. Em. von, Regierungsdirektor a. D.
Mein Werden und Wirken im öffentlichen Leben. 1901. Mk. 3.—

Löher, Franz von
Jakobäa von Bayern und ihre Zeit. Acht Bücher niederländischer Geschichte. 2 Bände. 1869. Mk. 15.—

König Ludwig II., Ein Rückblick auf den 13. Juni. 2. Aufl. 1887. Kart. Mk. —.60

Menzel, Karl
Wolfgang von Zweibrücken, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern, Graf von Veldenz, der Stammvater des baierischen Königshauses (1526—1569) bearb. v. Dr. J. Ph. Schwartz. 1893. Mk. 13.—

Meyr, Melchior
Erzählungen aus dem Ries: Ludwig und Annemarie. Ende gut — Alles gut. Mit Bildern und Buchschmuck von Hans Röhm. 1906. Geb. Mk. 3.50

Pecht, Fr.
Deutsche Künstler des XIX. Jahrhunderts. 4 Bände 1877/87 geb. Mk. 23.—

Possart, Ernst von
Gesammelte Schriften. Band I. (Hermann Levi. Die Separatvorstellungen vor Ludwig II. Die drehbare Bühne.) Leicht geb. Mk. 2.—

Riezler, Sigmund von
Das glücklichste Jahrhundert bayerischer Geschichte 1806—1906. Geb. Mk. 1.—

Riezler, S. von und Heigel, K. Th. von
Zur Erinnerung an den 80. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold von Bayern. Zwei Festreden. 1901. Mk. —.80

Röckl, Sebastian
Ludwig II. und Richard Wagner i. d. J. 1864/1865. 1903. Kart. Mk. 2.50

Rosenlehner, Dr. A.
Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz und die jülichsche Frage 1725—1729. 1906. Mk. 13.—

Sepp, Dr.
Görres und seine Zeitgenossen 1776—1848. 1877. Mk. 9.—

Söltl, Dr. J. M. von
Ludwig I. König von Bayern und Graf von Armansperg. 1886. Mk. 1.80

Stählin, D. Adolf von, Oberkonsistorialpräsident
Ein Lebensbild. Mit einem Bildnis. 1898. Geb. Mk. 2.80

Steub, Dr. Ludwig
Zur Namens- und Landeskunde der deutschen Alpen. 1885. Geh. Mk. 2.80

Tanera, Karl, Hauptmann
Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers 1870/71. 9. Aufl. 2 Bände kart. à Mk. 2.40, Pracht-Ausgabe 13.—16. Taus. geb. Mk. 14.—

Thiersch, Heinrich W. J.
Luther, Gustav Adolf und Maximilian I. von Bayern. 1869. Mk. 2.80

Vogt, Wilhelm
Die bayerische Politik im Bauernkrieg und der Kanzler Leonhard von Eck, das Haupt des schwäbischen Bundes. 1883. Mk. 7.—

Völderndorff, Dr. O. Freiherr von
Harmlose Plaudereien eines alten Münchners. 2 Bde. 1892 u. 1898. Geb. Mk. 11.—

Herman Zumpe, Persönliche Erinnerungen nebst Mitteilungen aus seinen Tagebuchblättern u. Briefen. Mit Geleitwort von Ernst v. Possart. Geb. Mk. 6.—.